It. sing. 289

Fried: von Platen.

Ludwigs von Dieshorn gegründete Nachrichten von Ostindiens gewissen Beschaffenheit und Seltenheiten itziger Zeiten,

auf seinen Reisen sorgfältig gesammlet, und zum gemeinen Besten herausgegeben

von

C. F. Meyer.

ab Ex

Wb 165/2221

Frankfurth und Leipzig, 1759.
bey George Conrad Gsellius,
Königl. privil. Buchhändler in Zelle.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorbericht.

Daß ein Anonymus aus verschiedenen Ursachen dieser Ostindianischen Nachrichten Verfasser seyn wollen, dieses werden wir uns zu keinem unziemlichen Vorurtheil gereichen lassen. Der Herr Verfasser trat diese Reise nach Ostindien an, in Absicht eine Familie aufzusuchen, aus welcher er eine artige Person

liebete, deren angenehmen Umgang auf ewig zu vermeiden, oder vielmehr zu entbehren, ihm allzuschwer, ja ohnmöglich schien. Er entschloß demnach, sich zu Schiffe auf den Weg nach Ostindien zu begeben, und nach zurück gelegter Heimreise in seine Geburtsstadt, allwo er seine liegenden ansehnlichen Gründe und Mobilien verkaufte und ins Geld setzte, trat er im Jahr 1716, als in dem zwey und zwanzigsten Jahre seines Alters, seine Schiffahrt wirklich an. In Ostindien ließ sich Anonymus nach vollzogener Heyrath, welche zwar allererst sechs Jahr darauf zu Stande kam, wohnhaft nieder. Im Jahr 1754. allererst, da ihn sein Schicksal in den einsamsten Witwerstand versetzt hatte, gedachte er, in Ermangelung

eines Leibeserben, an seine in Europa befindliche Freundschaft. Er unternahm also eine Rückreise, und bey seinem Hierseyn vertrauete er diese Ostindianischen Nachrichten einem seiner nahen Anverwandten, welcher dieselbigen, seinem Vetter Anonymo zu Ehren, in Druck zu geben, gar bald Gelegenheit gefunden; zumal man von Seiten des Herrn Verlegers hoffet, ja fast überzeugt ist, daß dieses Werk von denen Lesern ganz wohl aufgenommen werden dürfte. Herr Anonymus hat diese Capitel in Ostindien schon auf Palmenpapier zusammen getragen, und ihm hat bey dieser Arbeit ein gelehrter Freund geholfen, welcher nach seiner im Jahr 1736 geschehenen Anlangung in Ostindien, in diesen entfernten glückse-

ligen Landen den Rest seines Lebens ebenfalls zu beschlüßen, sich vorgesetzt hat; es versichert der Herr Verfasser, daß diese Nachrichten nach dem Innhalt eines jeden Capitels, dergestalt mit der wahren Beschaffenheit der Indianischen Seltenheiten übereinkämen, daß kein Mensch, wes Standes er auch sey, mit Recht einen gegründeten Widerspruch aufwerfen, oder daß eine Unwahrheit eingemischet worden, darthun und beweisen könne. Man muß zwar zum voraus melden, daß man von diesem Werke nicht behaupten könne, daß es alle und jede Creaturen, die sich in Ostindien an Animalien, Vegetabilien und Mineralien befinden, melde und beschreibe, sondern er thut nur Meldung von denen

größten und Anmerkungswürdigsten Dingen, die Herr Anonymus einiger Aufmerksamkeit würdigen wollen. Diese Sachen hat er nach dem Alphabet in Capitel eingetheilt, damit ein Leser, was er zu wissen verlanget, desto eher finden und nachschlagen könne. Dieser Capitel befinden sich an der Zahl zwey und siebenzig, und da sich dabey möglichster beliebtester Kürze beflissen worden, so ist dieses Werkchen so compendiös ausgeschlagen, daß es leichtlich jedermanns Kauf seyn wird, worauf man denn gar sehr gesehen hat, zumahl die unnöthige Größe und die dabey befindlichen Kupferstiche ein solches Werk zwar wohl ansehnlich, aber auch theuer machen, also, daß der gemeine

Mann, oder auch sonsten Personen von geringen Vermögen dergleichen zu kaufen, zaudern und wohl gar gänzlich unterlassen müssen. Anonymus hat anbey von verschiedenen Seltenheiten Meldung gethan, die man Ostindien aufbürden wollen, die sich aber nach der Wahrheit allda ganz und gar nicht befinden. Er entdeckt seine Gedanken wegen des Ursprungs so großer Erdichtungen, und leitet den Leser von Ostindiens Seltenheiten nicht über die Gebühr zu halten, und ich hoffe, es wird die Schreibeart, welches eine Uebersetzung aus dem Niederdeutschen in die hochdeutsche Sprache ist, hinlänglich genug seyn, einen Leser zu vergnügen, und von einem jeden verstanden

standen zu werden. Herr Anonymus war zwar anfänglich geneigt, die Schicksale seiner Geburt, Auferziehung und Reise, wie auch seiner Liebesbegebenheiten und die Umstände seines itzigen Wohlstandes beyzufügen; Allein, weil es nur Privatgeschichte gewesen seyn würden, welche ohne Nutzen das Werk vergrößert hätten, nahm er die davon bereits gefertigten Entwürfe auch noch überdieß aus dem Bewegungsgrunde zurück, weil solche nicht anders hätten können dargestellet werden, man hätte sich denn entschlossen, eine vornehme und Weltbekannte Standesperson einzumischen, dessen man aber aus billiger Ehrfurcht Bedenken getragen, um nicht unvermuthet anzu-

anzustoßen, und diejenige Ehrerbietung leichtlich zu verletzen, welche Herr Anonymus derselbigen Lebenslang zu erzeigen, schuldig zu seyn, mit besonderer Devotion bekennet. Im übrigen wünschet der Verleger nebst mir, daß der Leser diese Auflage und Herausgebung eines so nützlichen, und bey Jedermann beliebten Werkchens wohl und gütig aufnehmen, und zu nutzbarsten Vortheil gebrauchen möge.

Der Uebersetzer und Verfasser des Vorberichts.

Verzeichniß

derer

in diesem Buche befindlichen zwey und siebenzig Capitel,

nach alphabetischer Ordnung.

Capitel I. Vom Adler pag. 1
= II. Von Affen 5
= III. Vom Ambra 9
= IV. Von großen und kleinen Ameißen 12
= V. Vom Arbor tristis 16
= VI. = Areck und Betel 19
= VII. = ästigem Baum Kat 23
= VIII. = Baum Ala-Maram 27
= IX. Von Bergen und Goldminen 30
= X. Vom Bezoar 34
= XI. = Bisamthier od. Mosch 37
= XII. Von Brachmanen 41
= XIII. Vom Coffee 46
= XIV. = Casoar 49
= XV. = Cocos- und Palmb. 53
= XVI. = Crocodill 59
= XVII. Von Dänen 62

Capi-

Capitel XVIII. Vom Delphin pag. 64
= XIX. Von Drachen 67
= XX. Vom Dromedarius 71
= XXI. Von Ebbe und Fluth 74
= XXII. = Edelgest. und Perlen 76
= XXIII. Vom Einhorn, Vnicornis 81
= XXIV. Von Elephanten und Meerelephanten 84
= XXV. Von Engelländern 91
= XXVI. = Pferden und wilden Eseln 93
= XXVII. Vom Filander 97
= XXVIII. Von Fischen und denen fliegend. Fischen, Hoangcioqu 100
= XXIX. Von Flüssen 104
= XXX. = Franzosen 109
= XXXI. = Gattungen der Schiffe 113
= XXXII. = Gewichte, Maaß und Zahl 117
= XXXIII. Vom Gewürze 119
= XXXIV. Von Götzen, Götzenbildern, Götzendienst und Götzendienern 123
= XXXV. Vom Vogel Greif 138
= XXXVI. Von Häfen 141
= XXXVII. Vom Hahnenspiele der Eingalen zu Ceylon 144
= XXXIII. Von Holländern 146

Capi-

Capitel XXXIX. Von Halbinseln pag. 150
- XL. - Indianischen Inseln 155
- XLI. Vom Kameel, Kameleon und Kamelopard 174
- XLII. Von Königreich. in Indien 181
- XLIII. - Küsten 185
- XLIV. Vom Löwen, Leopard und Pantherthier 188
- XLV. Von den Indian. Mäusen 196
- XLVI. Vom Mantichora 199
- XLVII. - großen Mogol 202
- XLVIII. Von Müntzen 220
- XLIX. - Ostindiens Größe, Grenzen, Religion, Kleidung, Gemüthsneigung und wundersamen Gewohnheiten 224
- L. Vom Paradiesvogel. 231
- LI. - Pelican, od. Onocrotalus 234
- LII. - Phönix 238
- LIII. - Poephagus 242
- LIV. Von Portugiesen 245
- LV. - Rechnung der Ducat. 248
- LVI. - verschiedenen Religionen in Indien 249
- LVII. Vom Rhinoceros, oder Nasenhorn 254
- LVIII. - Salamander 259

Capi-

Capitel LIX. Von Schildkröten pag. 263
= LX. = Schlangen 266
= LXI. = Indian. Städten, Vestungen und Forts 270
= LXII. Vom Strauß 301
= LXIII. = Tyger 306
= LXIV. = Vedam oder Wedam nach der alten Meynung 309
= LXV. = Vedam oder Wedam nach der neuern Entdeckung der Dänischen Mißion zu Tranquebar 313
= LXVI. Von Venetianern 320
= LXVII. = Vipern 322
= LXVIII. = Indian. Waaren, besondern Raritäten und Seltenheiten 326
= LXIX. = Wallfischen 347
= LXX. = Würmern 350
= LXXI. Vom Zimmtbaum 354
= LXXII. = Zucker 357

I. Capi-

Bayerische Staatsbibliothek München

I. Capitel.

Vom Adler.

Man giebt verschiedenen Arten derer Adler besondere Namen, als Chrisaetos, Haliaetos und Melanaetes. Die Größe dieser Thiere ist verschiedentlich, und giebt es welche, die so groß seyn, daß sie bey ihrer Ankunft so gar die Gegend unter sich verdunkeln, über welcher sie fliegen. Man leget dem Adler ein Leben von 100 Jahren bey, und hört von der Zeit seiner Ausbrütung an bis zu seinem Untergange nicht zu wachsen auf. Die Adler haben sich so wohl wegen des Vorzugs ihrer Größe, als wegen ihrer trefflichen Gestalt, hohen Fluges und anderer Eigenschaften unter allen Vögeln und Gefiedere, wie bekannt, den Namen des Königs zuwege gebracht. Die Augen an ihnen sind vor andern Vögeln besonders lebhaft, einigermaßen

tief liegend und zugleich etwas drohendes an sich habend. Die Stirn raget über die Augen, und unter derselben ist ein Ringel, der artig geschiefert ist, die Augen selbst aber sind ungemein lebhaft und funkelnd. Die Zunge ist an ihrer vordern Spitze drüsigt und viereckigt, und der Schlund ist ausnehmend geraum und groß. Die Adlerknochen sind viel härter, als anderer Thiere, allein mit wenig Marks versehen. Der Adler ist ein Raubvogel, und zwar unter allen der grausamste. Wo er sich aufhält, da durchplündert er die ganze Gegend, und weil dieses Thier so ungemein gefräßig ist, so merket man an, daß sich nicht leicht zwey Adler zugleich, noch vielweniger mehrere auf einmal in einer Gegend aufhalten. Ihre Nahrung sind alle andere Vögel und Thiere, die sie erhaschen können. Man kann ihre Größe daraus leicht urtheilen, daß sie nicht nur Hüner, Gänse, Kraniche, Kaninchen und Hasen, sondern auch so gar Schaafe, Rehe, ja auch Büffel und Ochsen mit ihren gewaltigen Krallen erhaschen und mit sich in die Luft nehmen. Ich habe einsmals einen Adler gesehen, welcher eine Schildkröte in den Klauen hielte, die von erstaunender Größe war, und gleichwohl mit großer Geschwindigkeit damit durch die Luft schosse.

Man saget vor gewiß, der Adler genüße niemals Wasser, sondern lauter Blut von Thieren. Daß aber der Adler nichts, als das Fleisch von andern Thieren nebst ihrem Blute genüße,

machet

machet, daß alle Thiere vor ihm erzittern und sich fürchten, ja nicht nur die Thiere auf der Erden und in der Luft, sondern auch die Fische in den Flüssen und im Meere. Der Adler erblickt sie in der Luft und schießet sodann auf sie hernieder, ergreift sie und führt sie mit sich auf das trockene Ufer. Die Natur hat ihm sehr scharf sehende Augen verliehen. Die jungen Adler haben an ihm einem scharfen Lehr- und Zuchtmeister, denn sobald sie anfangen ein wenig nur stark zu werden und Kräfte zu bekommen, so drehet sie der alte gegen die Sonne und gewöhnet sie, daß sie steif in die Sonne sehen können. Will nun aber etwan eines von den Jungen die Sonnenstrahlen nicht vertragen lernen, so wirft es der alte aus dem Neste, als einen Unwürdigen: die aber, welche sich gelehrig erzeigen, die genüßen seine außerordentliche Liebe und Vorsorge, daß er auch dieselben mit Gefahr seines Lebens vertheidiget. Das Fliegen lernet er ihnen recht wundersam; er flieget um das Nest, er faßt sie auf den Rücken, und wenn er also mit ihnen flieget, schüttelt er sie herab, und so sie noch nicht fliegen können, sondern fallen wollen, erhascht er sie wieder, und lernet ihnen endlich, daß sie sich, gleich wie er, außerordentlich hoch gegen die Sonne hinauf schwingen, bis sie denen Menschen aus den Augen verschwinden. Man saget, daß sich der Adler aller zehen Jahre verjüngere, welches fast eben das ist, was das Mausern bey andern Vögeln ist; denn zu solcher Verjüngungszeit, da die Fe-

dern nicht mehr recht tüchtig zum Fluge sind, erhitzt er sich stark, stürzt sich alsdenn ins Wasser, und dieses machet, daß die alten Federn ausfallen und ihm andere dargegen hervor wachsen. Man kann sich nach dieser Beschreibung leicht vorstellen, daß die Adler, wo sie sich aufhalten, wegen ihrer Gefräßigkeit, denen Heerden der Indianer nicht geringen Schaden thun, und um dieser Ursache wegen wenden auch die Indianer, sobald sie einen Adler gewahr werden, alle Mühe an, dieses schädliche Raubthier zu tödten; welches denn auf sonderbare Art geschiehet, denn sie machen Pfeile glühend und schießen den Adler damit.

Der Adlerstein ist nichts unbekanntes. Dieser wird in den Adlern gefunden und mit dem Namen Aetites benahmet. Diese Steine sollen die schwere Geburten der Weiber mit großem Nutzen befördern.

Ueberdieß sind auch die Adler verschiedener Gattungen, als große und kleine. Allein ich habe mehr nicht, als einen von den großen und verschiedene von der mittlern Sorte gesehen, wiewohl man auch eine Gattung großer Raubvögel Adler nennet, welches aber eigentlich keine Adler sind. Im übrigen sind die Adler weiter nichts, als eine Seltenheit, daß es der größte Vogel auf der Welt ist, der am höchsten flieget und der sich den Namen eines Königs über alle Vögel erworben hat; und die wahren Adlersteine sind selten zu treffen, wiewohl sie auf eine wun-

der-

dersame und unverzügliche Art die Geburt greissender Frauen befördern. Die Braminen haben dergleichen heimlich, und bereden bey Gebrauch dergleichen Steine die einfältigen Indianer, wie ihre Götzen diese Wunder thäten.

II. Capitel.

Von Affen.

Die Affen haben ihren ersten Ursprung aus Indien, und sind von verschiedenen Farben, als weiße, schwarze, graue und rothe. Es giebt kleine, mittlere und große, und man hat welche, die größer sind, als die mittlern Hunde und haben himmelblaue Gesichter. An manchen Orten Indiens sind sie dermaßen häufig, daß davon alle Häuser voll sitzen. Sie richten tausenderley Schabernack an und verwunden die Vorbeygehenden mit Steinwürfen. Was sie sehen, machen sie alles nach, so gut sie können. Die Indianer bedienen sich ihrer zu Einsammelung des Pfeffers und Abpflückung der Cocosnüsse, indem sie es ihnen vormachen, da es denn die Affen in ihrer Abwesenheit, was sie gesehen, nachmachen. Die Begierde der Nachahmung aber wird auch ihr Fallstrick. Einige Indianer stellen sich, als ob sie sich waschen, und lassen Gefäße zurück mit Leim, da denn die Af-

sen herbey kommen und sich dermaßen die Augen verkleistern, daß sie ihren Jägern nicht entfliehen können; oder aber man ziehet vor denen Zuschauern der Affennation Stiefeln aus und wieder an, lässet aber endlich ebenfalls mit Kleister und Leim wohl ausgeschmierte Stiefeln liegen, welche die Affen, so bald die schlauen Indianer mit Fleiß darvon gegangen, ebenfalls anprobieren, und weil sie inwendig ankleben, also stecken bleiben und sich fangen lassen müssen. Auch fänget man sie mit Spiegeln, woran Fangeisen sind, woran sie hängen bleiben. Der Löwe ist der Affen abgesagter Feind und frißt sie, wo er sie habhaft werden kann, zumalen er weiß, daß sie nicht nur zu seiner Sättigung, sondern auch zur Arzney wider einige Krankheiten dienen. Man hat gar viele wundersame Begebenheiten, die die Affen theils zum Lachen, theils zum größten Schaden gethan und vorgenommen, oder sonst Narrenspossen angestiftet haben, und die Geschichtschreiber melden hiervon fast unglaubliche Dinge. Es halten auch die Affen zusammen und vertheidigen einander, und man richtet sie, wenn man sie wohl zahm gemacht, zu Wasser- und Holztragen und zu allerhand anderer Hausarbeit dermaßen ab, daß man sie mit großem Nutzen und Vortheil gebrauchen kann. Dieses Ungeziefer mehret sich gewaltig und ungemein, daß es auch mit aller Macht muß vertilget und ausgerottet werden. Die Gestalt der Affen zu beschreiben wäre nur ein unnöthiger Ueberfluß, denn es werden

den gar viele aus Indien nach Europa gebracht, allwo sie in Menge zu sehen, und mithin auch so gar denen Kindern ganz und gar nicht unbekannt seyn.

Auf der Insel Ceylon sind die Affen besonders bewundernswürdig und fähig zu allerhand Hausarbeit abgerichtet zu werden, als zum Gläserschwenken, Getränke eingießen, Bratspieße drehen; sie sind besonders hurtig, stark, kühn, wehren sich so gar wider die Jäger. Gegen das Weibesvolck sind sie sehr erhitzt, und darf sich keine dererselben in denen Wäldern vor ihnen alleine blicken lassen. Man machet sie zahm, wenn man sie mit Schlingen gefangen hat, und gewöhnet sie auf den vordern Pfoten zu gehen. Man hat eine gewisse Art von diesen Affen Orang, Oetangs, so wilde Menschen heissen, weil sie nicht nur wie Menschen gebildet sind, sondern auch fast Menschenverstand zu haben scheinen.

Auf der Insel Sumatra giebt es auch viele Affen.

Die Insel Borneo trägt viel Pfeffer, Gummilack, wohlriechendes und Färbeholz, unter andern aber eine große Menge Affen von vielerley Gattungen, unter denen diejenigen am höchsten geachtet werden, in denen man so herrlichen Bezoar findet, als nirgendswo in ganz Indien.

Die Affen, so nutzbar auch die Menschen solche gebrauchen können, so schädlich sind sie auch,

wenn man nicht genau auf sie Achtung giebt und stets auf sie siehet; denn wie sie stets die menschlichen Handlungen nachzuahmen bemühet sind, so geschiehet es, daß sie dieß und jenes verderben, sich und Menschen verwunden, oder gar umbringen, und mehr Schaden thun, als man sich einbilden kann. Man hat Exempel, daß sie Kinder umgebracht, sich und andere Menschen mit Geschoß und Gewehr getödtet, die Schlafenden verletzet, ja auch junge Mägdlein genothzüchtiget und Jungfrauen geschwängert. Ja man weiß, daß die Affen mehrmalen zu großem Unglück Anlaß gegeben. Denn man hat wahrgenommen, daß sie große Liebhaber des Goldes, Geldes und der Edelgesteine sind, wo sie nun solche heimlich wegpartieren können, da geben sie die listigsten Diebe ab. Bey meinem Daseyn zu Batavia hatte der Generaldirecteur der Generalstaaten zwey Affen, die er ungemein hoch hielte. Sie waren köstlich gekleidet und in ihren Handlungen als Menschen gewöhnet, speiseten auch den Menschen gleich an einer Beytafel. Nun trug sich zu, daß eine große Summe Gold und Edelgesteine von hohem Werthe, so nach Haag des nächsten abgehen sollte, vermisset wurde. Ein ganz Unschuldiger kam dießfalls in Verdacht und wurde dermaßen gravirt, daß, da man die Acten seines Verbrechens nach Haag gesendet und die Resolution nun zurück erhalten hatte, ihm der Proceß gemacht und das Leben abgesprochen wurde. Man schritte auch schon

zur

zur endlichen Vollstreckung, als sich offenbarte, daß das entwandte Geld und Edelgesteine von denen Affen in ihrer Behausung sey verheimlichet worden, dadurch denn des Verurtheilten Unschuld an den Tag kam und derselbe von der zugesprochenen Leibes- und Lebensstrafe völlig loßgesprochen wurde.

III. Capitel.

Vom Ambra.

In den Gegenden Paravas und Maravas findet man so vollkommen schönen grauen Ambra, als zu Madagascar und denen Maldivischen Inseln immermehr, und man sagt, es entstehe der Ambra in dem Leibe der Wallfische, wie der Bezoar in dem Leibe der Ziegen.

Auf denen Maldivischen Inseln findet man sehr vielen grauen und schwarzen Ambra.

Im Königreiche Siam handelt man stark mit grauem Ambra.

Zu Bengala findet man grauen Ambra in Menge.

Da nun der Ambra sehr theuer ist, so muß ich allhier etwas anmerken, welches ich in denen Maldivischen Inseln selbst angesehen; man arbeitet nämlich eine dem Ambra ähnliche Materie in den wahren Ambra und verfälscht ihn, dahero

man sich wohl vorzusehen hat, daß man nicht betrogen werde. Eben dergleichen Vermischungen und Verfälschungen wissen die Indianer auch bey andern Specereyen zu gebrauchen, da sie wohlfeilere Dinge unter die theuren mengen, oder solche damit anmachen, und ist es nicht allemal wahr, daß die Specereyen, so aus Indien kommen, ächt seyn müssen.

Bezoar, Benzoin, Opium und viele andere Dinge, auch viele medicinische Kräuter und Wurzeln sind einem leichten und denen Indianern wohlbekannten Betruge unterworfen, und habe ich dergleichen selbst mit angesehen. Nun ist endlich die Frage, wo sich der Ambra in denen Wallfischen antreffen lasse. Ich habe mich dieserwegen genau erkundiget. Man ist aber niemals in seiner Meynung übereinstimmig gewesen. Ein wohlbekannter Steuermann versicherte mir, er habe den Ambra in dem Gaumen und an den Rippen des Wallfisches angetroffen. Ein anderer versicherte, er habe ihn in dem hohlen Leibe gefunden; einige andere aber erzählten mir, daß der Ambra in innerlichen Drüsen wachse, welche sich inwendig an denen Callaunen, Lunge und Leber und gesammten Eingeweide der Wallfische ansetzten. Ein gewisser Holländer aber, mit dem ich einsmals ausführlich von dem Ambra redete, sagte von dem Ambra: Der Ambra sey ein coagulirter Balsam, welcher von denen in der See befindlichen Kräutern und Seegewächsen, welche die Wallfische von ohngefehr verschluck-

schluckten, generiret und überall im Leibe dieser Thiere gefunden würde; doch weil diese balsamischen Kräuter nicht überall im Meere wachsen, sondern nur mancher Orten, als um die Gegenden Paravas und Maderas, Madagascar, der Maldivischen Inseln, des Königreichs Siam und anderwärts, so geschähe es, daß man nicht in allen, sondern nur denenjenigen Wallfischen Ambra antreffe, welche dergleichen balsamische Kräuter verschluckt hätten. Dieser Holländer hatte auch einige Blätter, die er vor dasjenige Kraut hielte, woraus in denen Wallfischen der Ambra generiret würde. Ich wollte nun zwar demselben allerhand Einwürfe machen, allein er machte mir davon folgende Probe: nämlich er weichte etliche Blätter, deren er eine große Parthie zwischen zwey Inseln gefunden hatte, im Seewasser. Ehe zwey Stunden verliefen, waren diese Blätter dem Ansehen nach so frisch, als ob sie augenblicklichst aus dem Meere kämen. Hierauf stieß er sie in einem Mörselgen und preßte einen Saft heraus, der bey gelindem Feuer stark wurde und erhärtete, auch mehrentheils alle Eigenschaften, wiewohln nicht so vollkommen, als der ächte Ambra, von sich spühren ließ. In wie weit nun dieser Holländer mit seiner Untersuchung und Erfindung die Wahrheit getroffen oder geirret habe, dieses lasse ich an seinen Ort gestellet und denenjenigen zur Beurtheilung, welche darzu geschickter und geneigter sind, als ich. Endlich aber kann ich auch dieses behaupten

pren, daß man auch zuweilen an denen Meerufern Ambra findet, und dieses macht mich zweifelnd, daß der Ambra einzig in den Wallfischen gefunden werde; denn entweder die Wallfische speyen ihn zu Zeiten aus, oder aber er generirt sich in dem Meer, und die Wallfische bekommen ihn zufälliger Weise in sich.

IV. Capitel.

Von

großen und kleinen Ameißen.

Die Ameißen werden eingetheilet in die grossen und in die kleinen. Von den großen Ameißen habe ich noch niemals einige gesehen, ob ich gleich davon gehöret habe. Ich erzähle also nur, was ich davon gehöret habe. Sie sollen wie die ordinairen Ameißen beynahe aussehen und so groß als ein Fuchs seyn, an Farbe wie die Katzen, und eines nicht wohl glaublichen geschwinden Laufes. Diese Thiere sollen die Stelle derer Bergleute vertreten, denn sie wissen von Natur, wo in der Erde das beste und reineste Gold zu finden sey. Dieser Orten gräbt es ein Loch in die Erde bis auf das verborgene Gold, und scharret das Gold, welches es findet, wie die Bergleute die Metallen, heraus, setzt sich

sich darüber, und ob es sich des Goldes gleich nicht zu seinem Nutzen oder Nahrung bedienen kann, so bewahret es doch dasselbige vor denen darnach lüsternen Menschen Tag und Nacht, und jagt mit größtem Grimme alle diejenigen von seinem gesammleten Goldklumpen, welche darnach zu trachten Mine machen, bis es endlich von denen allzuheißen Sonnenstrahlen genöthiget wird in seiner Höhle einige Retirade zu suchen. Die Indianer, welche sehr heißhungerig auf dieses Gold sind, nehmen diese Zeit wohl in Acht, kommen mit Kamelen herbey, und entführen es mit größter Eilfertigkeit. Von ihrer Existenz kann ich keine Gewißheit angeben, weil ich solche nicht gesehen, sondern nur davon erzählen hören, daß sie sich an denen gebürgichten Orten Indiens aufhalten sollen.

Dahergegen sind die kleinen Ameißen desto wahrhaftiger und dergestalt häufig, daß sie unglaublichen Schaden thun. Was man auch auf die Erde fallen lässet, das wird augenblicklich von diesen kleinen Ameißen ganz bedecket; ja so man Eßwaaren auf die Erde hinleget, so siehet man, wie sie in größter Kürze von denen Ameissen verzehret werden. Die Pfosten oder Beine derer Bettstellen muß man in den Schlafplätzen von der Wand abrücken und in Wasserfässer setzen, um dadurch vor dem Anfall dieser schädlichen Thiere sich zu sichern; und besonders hat man hierbey anzumerken, daß es Ameißen giebt, welche eines halben, ja ganzen Fingers lang,

und

und schon im Stande sind, zumal wo sie sich in Menge einfinden, außerordentlichen Schaden zu verursachen. Man findet in Indien, und besonders im Königreiche Laos viele Erde um die Ameissenhaufen, welches Benzoin genennet wird und sehr theuer ist.

Auch sind vielerley solches Ungeziefers in Indien, deren ich aber nur einige berühren will, nämlich die Mücken. Diese sind abermals verschiedener Gattungen. Vor die großen kann man sich an denen Orten, wo sich diese Insecta aufhalten, noch so übel und böse mit Gitterhauben verwahren, die man über den Kopf stülpet. Allein die kleinen Mücken sind ganz unerträgliche Thiere, denn sie stechen ganz unleidlich und sind wie vergiftet, und man kann sich vor ihnen nicht sattsam hüten, wie denn ganze Inseln durch diese Mücken ganz unbewohnt und unangebauet müssen liegen bleiben.

Ein anderes Ungezieser sind eine Gattung schlimmer Fliegen, welche die Menschen durch ihr Beißen, Stechen und Ueberlaufen bis zum höchsten Grad der Ungeduld bringen, ja oft giftige Blasen ziehen.

Noch eine andere Art sind die Tarantuln, welche bereits aus denen besondern Beschreibungen, die man, um sie zu beschreiben, heraus gegeben, bekannt genug seyn, deren Stich von so langwieriger und närrisch machender Art ist, daß man solchen mit Verlust vieler Zeit durch besondere musicalische Thöne heilen muß.

Wir

Wir könnten fast von jedem Ungezieffer und deren verschiedenen Arten besondere Capitel machen; allein der Kürze wegen, und weil man solche Sachen nicht vor was seltsames ansehen kann, auch dem Leser nichts daran gelegen seyn kann, ob er 10. 20. 30ley Sorten des Indianischen Ungeziefers zu erzählen und zu nennen wisse, habe ich nur die nothwendigsten erwähnen wollen.

Diesen habe noch beyfügen wollen dreyerley in Indien angemerkter Gattungen von Läusen, als eine außerordentliche Art kleiner Läuse, welche beynahe incurabel und bey verschiedenen Indianern anzutreffen sind. Diese hält man vor erblich, und die Kinder sollen sie sogleich aus Mutterleibe mit sich auf die Welt bringen. Die Ausländer, so manchmal etwas davon auflesen, halten sie vor unerträglich und lassen eher nicht nach, bis sie dieselben wieder loß werden. Sie legen sich genau an die Haut und fressen sich durch. Die andere Gattung ist so groß als Hanfkörner. Diese können gewaltig beißen, doch man hat noch eine größere Art, welche sich ihrer Schwere wegen auf der platten Erde im Staube und Sande befinden und die Menschen gewaltig belästigen. Alle drey Arten sind sehr gemein, und die Indianer sind ihrer so gewohnet, als das Europäische Frauenzimmer der Flöhe. Die Indianischen Weiber klauben sich solche öffentlich und ohne Scheu aus denen verborgensten Oertern ihres Leibes, ja sie sitzen zu Hausen an der Sonnen

nen und beschäfftigen sich mit dergestalter Reinigung ihrer Männer; doch sind sie lange nicht so säuisch als die Hottentotten, welche dieses Ungeziefer so gar als ein Leckerbißlein achten, und so oft sie eines erhaschet, solches in den Mund nehmen und zerbeißen.

V. Capitel.

Vom Arbor tristis.

Auf der Insel Salsette, worauf Goa nebst 67 denen Portugiesen gehörigen Dorfschaften lieget, wächset ein gewisser Baum, welchen man den traurigen Baum: Arbor tristis, nennet. Dieser hat seinen Namen um deswillen bekommen, weil er niemals am Tage, sondern nur zu Nachtzeits blühet. Er fänget allererst eine halbe Stunde nach der Sonnen Untergang über und über zu blühen an, nachdem man zuvor nicht eine Blüte wahrnehmen können. Die Blüten haben einen vortreflichen Geruch, sobald aber die Sonne aufgehet, so schließen sie sich entweder oder fallen auch ab. Dieses dauret täglich das ganze Jahr hindurch. Dieser Baum ist fast so groß, wie ein großer Pflaumenbaum, die Blätter aber kommen den Orangeblättern ähnlich. Diese Art Bäume pflanzet man gemeiniglich in denen Vorhöfen um die Häuser herum, um

um dadurch nicht nur Schatten zu bekommen, sondern auch des Nachts dessen angenehmen Geruchs zu genüßen. Sein Wachsthum ist schnell und treibt er viele Nebenzweige aus seiner Wurzel. Es kommen viele Blumen heraus, deren sich die Indianer zur Speise so wohl, als statt des Safrans zum Färben gebrauchen; auch haben sich verschiedene Aerzte die Mühe gegeben diesen Baum nach seinen annoch unbekannten medicinalischen Eigenschaften zu erforschen, da sie denn befunden haben, daß die Wurzel, Blätter oder Blüten, so man sich deren stark bedienet, und besonders als einen Thee, von lieblichen Geschmack, gebrauchet, das Gemüthe der Menschen in eine gleichgültige Selbstgelassenheit versetze. Ferner haben sie befunden, so man einen Extract, Essenz und Distillation damit vornimmt, der Baum, davon die Blätter, Blüten und Wurzeln genommen sind, nach und nach verderbe. Die Quinta Essentia aber ziehe dem, der solche gebrauchet, eine außerordentliche Traurigkeit, der daraus gezogene Balsam eine Raserey, und das extrahirte Salz so gar den gewissen Tod zuwege; dahero man nicht zweifelt, daß die Alten die Eigenschaften dieses Baumes ebenfalls genau erforschet, und nach befundener Untersuchung darzu bewogen worden denselben mit dem Beysatze: Den Traurigen zu benennen. Der Geruch seiner Blüten ist des Nachts eine ungemeine Erquickung, und ich habe befunden, daß deren Geruch sehr unterschieden ist und nicht einem wie dem andern deuchtet. Ich

lag etliche Nächte in einem kleinen Behältnisse, wo rings umher dergleichen Bäume stunden. Meine Gefährten sammelten davon viele Blüten. Mir rochen solche wie Rosen, zum Theil auch wie Tubarosen, und gleichwohl sagten meine Compagnons, daß die Blüten diesen und jenen Geruch hätten, woraus ich entdeckte, daß diese Blüten, nach Verschiedenheit derer Menschen, einem jeden verschiedenen Geruches deuchteten, einem so, dem andern wieder anders, allemal aber nach demjenigen, welchen ein Mensch von Natur liebe und ihm angenehm deuchte. Da ich nun den Geruch der Rosen und der Tubarosen allem andern Geruche von Natur vorziehe; so richtete sich auch der Geruch dieser Blüten bey denen andern nach dem Gout ihrer Nase.

Mein Hauswirth aber erzählte uns, indem er ein Stück Wurzel abschnitte und uns zeigte, da wir denn einen natürlich gebildeten grünlichten Todtenkopf, welcher aber in einer Weile verschwand, daß der Name Tristis einzig von dieser Vorbildung des Todtenkopfs herrühre. Die Braminen hätten dadurch die rebellischen Unterthanen oftmals geschreckt und zur Raison gebracht, und sey dahero dieser Name entstanden, weil er die unbändigen Menschen durch Vorstellung, daß sie sterben müssen, zur Traurigkeit bringe. Das Bild dieses Todtenkopfs endlich, den man in von einander und zu breiten Scheiblein geschnittenen Wurzeln eine gute Viertheil Stunde mit Verwunderung betrachten kann, ist ein bloßer

bloßer lusus naturæ, und die einen Todtenkopf vorbildende grünlichte Farbe eine Ausduftung der in diesen Wurzeln befindlichen spirituösen Feuchtigkeiten, welche nach und nach in die Luft gehen, und das Bild, das sie anfänglich vorstellig machen, verschwinden lassen.

VI. Capitel.

Vom Areck und Betel.

Der Betel ist so gebräuchlich, als anderwärts das Brod, in ganz Indien. Es wächset als eine Pflanze, so Reben, wie der Hopfen, treibt, und man muß ihn an Stangen in die Höhe ziehen. Die Blätter davon sind denen Zitronenbäumen ähnlich, wiewohl fast ein wenig länger. Die Adern daran sind stark und röthlich. Er wächst an feuchten und kühlen Orten. Die Frucht, die der Betel trägt, gleicht einem Rattenschwantze, und der Betel trägt nirgends Frucht, als an temperirten Orten, denn an sehr warmen und sehr kalten Orten trägt er nur Blätter, allein in dem Königreiche Camboia trägt er Frucht. Wo er keine Frucht trägt, behilft man sich nur mit den Blättern, die man mit den Früchten des Areckbaumes und ein wenig Kalck von Austermuscheln zurichtet. Gemeine Leute geben sich selten Mühe, den Betel vor sich zuzu-

zuzubereiten. Die Vornehmen lassen ihn durch ihre Bedienten bereiten. Man kauft ihn in den Kramläden an allen Ecken der Stadt, ja an allen Hauptstraßen. Man verkauft sie Packweise und hält sich sehr lange. Beyderley Geschlechts essen Tag und Nacht den Betel, und es wird nicht leicht ein Mensch in Indien können gefunden werden, der nicht zu zwey bis drey Dutzend in vier und zwanzig Stunden verzehret. Die Reichen mischen einzig und allein von der Frucht darunter. Allein ich kann mit Grunde der Wahrheit behaupten, daß in ganz Indien selten ein Mensch, so gering er auch sey, gefunden werde, der nicht Betel im Munde haben sollte. Bey solennen Zuspruch sogar wird er die Reihe herum präsentirt; ja man bedienet sich dessen bey königlichen Audienzen.

Dieser Betel nun hat keinen andern Nutzen, als daß er sehr häufig Speichel macht und denselben als ein Blut färbet; allein er macht die Zähne schwarz. Denen Landeseingebohrnen soll er das Zahnfleisch befestigen, einen angenehmen Athem verursachen, dem Magen die Verdauung zuwege bringen, das Aufsteigen und Brechen stillen, und in allen scorbutischen Krankheiten dienlich seyn. Die Europäer können zum größten Theil den Betel wenig vertragen, denn er macht ihnen Erbrechen, Ekel und Trunkenheit. Das Indianische Frauenzimmer wird bey starkem Brauch des Betels ungemein verliebt und geile. Diesen Betel aber vermischet man mit dem

Arecka.

Arecka. Dieser Arecka wächset auf einer Art Bäume, die den Palmbäumen gleichen, nur daß der Stamm schwanker und die Blätter kürzer sind. Unter diesem wächset eine länglichte Massa heraus, so nichts anders, als eine Scheide ist, in der viele Früchte sind. Man mischet so gar die Blüte unter die Früchte. Nach zwey Monaten des Herausschusses springen die Schoten der Arecknüsse auf. Alsdenn kommt eine länglichte Frucht in Form einer Pflaume heraus, so weißlicht und glänzend ist, an der die Haut fest, dicht und röthlich wird. Das Fleisch davon ist braunroth, röthlicht, zart und von zusammenziehenden strengen Geschmacke. Der Kern endlich gleichet einer Muscatennuß, hat aber inwendig einen weißen Kern, in Gestalt einer Mandel, und diese ist es, von welcher man die Betelblätter zubereitet. Consuetudo est altera natura. Was sich eine Nation angewöhnt, das wird endlich necessair, und bey ihr so tief einwurzelnd, daß es schwer, ja ohnmöglich deuchtet, sich solches wieder abzugewöhnen, oder dessen Gebrauch einzuschränken, oder solchen zu mäßigen. Die Europäer haben den Caffee, Zucker, Toback, Gewürze. So wenig nun auf dem Lande ein Landmann und Bauer gefunden wird, der nicht Caffee trinken und Zucker, ja Ostindische Würze gebrauchen sollte, so wenig wird es auch Indianer geben, die sich nicht des Betels bedienen sollten. Ich glaube, der Caffee hat noch in Ansehung seiner Erwärmung und andern nützlichen Eigenschaften

viel mehr Nutzen und Vortheil, als der Betel. Es ist gewiß kein sonderbarer Nutzen, den sich die Indianer aus dem Gebrauch des Betels versprechen können, ja in Europa, wo die Weiße der Zähne einen Theil der Schönheit des Frauenzimmers ausmacht, würde man den Betel gar balde wegwerfen, wenn man sehen würde, daß er schwarze Zähne mache; doch aber auch würden sich dessen Gebrauch viele unter den Weibespersonen eingeführet wünschen, welche hören sollten, daß der Betel verliebt oder vielmehr geil mache. Hier muß ich meine Fata den Betel betreffend erzählen. Es bat mich ein Holländer, welcher sich auf Lebenslang in Indien niedergelassen, und sich nebst Frau und Kindern ebenfalls an den Betel gewöhnet hatte, mir auch dessen rühmliche Eigenschaften nicht sattsam genug rühmen konnte, zu sich. Ich mußte auf Anregung seiner Tochter absolut, und zwar recht um die Wette, Betel mit ihnen speisen. Ich merkte aber gar bald, daß ich trunken wurde und närrische Possen anfienge: zuletzt aber verlohr ich alles Denken, und kam nicht eher zu Verstande, bis ich ausgeschlafen hatte. Doch ich kann in Wahrheit bekennen, daß mich kein Rausch von einem starken Getränke, so lange ich gelebt habe, so trunken und so krank nach ausgeschlafenem Rausche gemacht, als dieser Betel; allein nach der Zeit hat mir der Betel nichts mehr geschadet, wiewohl ich dessen wenig genossen habe, denn ich konnte des steten Zutschens, Käuens und Spuckens ohnmöglich gewöh-

gewohnet werden. Er gemahnet mich anders nicht im Munde, als beißender Ingwer, der die Zunge und Zahnfleisch zusammen ziehet.

VII. Capitel.

Vom astigem Baum, Namens Kat.

Es ist dieses ein Baum von der größten Verwunderung. Es wächset nämlich der Stamm in die Höhe, wie an andern Bäumen, darnach krümmet er sich mit seinen Hauptästen bis auf die Erde, wächset dahinein und gewinnet Wurzeln, aus denen wieder Stämme in die Höhe schießen, die sich wieder zur Erde biegen, und so fortan fortwachsen, bis daß alle Erde um den Hauptstamm also bewachsen ist. Dieser Baum wächset so schnell, daß sich in kurzer Zeit unter seinem Schatten tausend Mann verbergen können, und man kann aus diesen Aesten die schönsten Gänge, Alleen und Sommerlauben ziehen, welches sehr schön ist, indem in dem mittägigen Theil Indiens die Hitze fast unerträglich ist.

Die Blätter dieses astigen Baumes gleichen denen Quittenbirn-Bäumenblättern, die Früchte hingegen den Oliven, der Geschmack aber davon ist scharf.

Die Zweige wachsen so schnell, daß mans nimmermehr glauben sollte.

Ich habe mich zu Bengala zwey ganzer Jahre aufgehalten, und da wohnte ich bey einem Bengalenser, der dergleichen Bäume auf seinen Gründen hatte. Der Eigenthümer war ein guter Baum- und Gartenverständiger und ein überaus großer Liebhaber von Seltenheiten, die man in einem geraumen Platze haben kann. Dieser hatte dieser Bäume einen auf eine halbe Meile im Umkreise auf besondere Art gezogen, nämlich man konnte auf einem schief und immer höher hinauf gehenden Wege, der mit eichenen Brettern beleget war, ohne Stufen hinauf gehen. Unten waren die Biegungen derer Aeste also eingerichtet, daß er eine Unterwohnung für seine Familie hatte, und Abtheilungen, worinn Ställe vor ganze Heerden allerhand Thiere. Elephanten hatte er verschiedene, die er zum Lasttragen gebrauchte in dem einem Raume. In einem andern waren Nasenhörner; in einem andern Muscusthiere; in andern Abtheilungen, so insgesammt mit Palmenblättern und Holze verschlagen waren, hatte er seine Handlungswaaren. Wieder andere Räume waren also gezogen, daß sie Küchen- und Lustgärten umschlossen, und gleichsam einen selbstwachsenen Zaun daherum abgaben. In Summa, er hatte Feld, Wiesen, Bienen, und ganze Plätze mit allerhand Bäumen damit umzogen. Oben in verschiedenen Abtheilungen waren Wohn- und Lusthäuser von leichtester Materie, zu denen man

hinauf und hinab reuten und gehen konnte. Einen andern Baum Kat hatte er gleich da, wo jener ausgienge, und konnte er nach Einrichtung seiner Erfindung auf einer Brücke von einem Baum zum andern gehen. Dieser Baum hatte zuoberst künstliche Alleen und Spaziergänge von geflochtener Arbeit des Fußbodens, worauf man gienge. Allda waren überaus viele Gevögel und Federvieh, welches der Besitzer auf Verlangen in Menge einfangen konnte. Daneben war die Eintheilung so künstlich, daß man von oben hinab steigen und mit Angeln und Netzen in verschiedenen gegrabenen Teichen die schönsten Fische, ja in vielen Fischhältern zu vielen tausenden allerley Sorten bekommen konnte. Der dritte Baum war zwar etwas entlegen; allein er war von nicht geringerer Berounderung; denn es war ein bloßer Irrgarten, aus welchem man ohne die bekannten Merkmale durchaus nicht kommen konnte. In der mitten befand sich allda ein Begräbniß derer Voraltern dieses Indianers, allwo er sich zu Zeiten seiner Sterblichkeit erinnerte. Man sagte mir übrigens von diesem Baume, daß er, wenn man ihm nicht Einhalt thun würde, sich von Zeit zu Zeit noch weiter ausbreiten dürfte, angesehen diese Bäume nicht nur vor ihrer Ersterbung ein hohes Alter erreichen, sondern auch bey guter Wart- und Pflegung zu einem viel schnelleren Wachsthum, als von Natur, gedeyhen. Ich habe viele dergleichen erstorbene Bäume gesehen, worinnen gleich, als in Häusern, die In-

dianer ganze Familien, und deren wohl ganze Landschaften unter einem Kat gewohnet haben. Ganze Dorfschaften bestehen aus zwey bis drey dergleichen Bäumen, ja nur aus einem Baume.

Hier muß ich noch zum Anhange dieses Capitels melden, wie mir ein guter Freund, der sich auch in Westindien einige Zeit als Soldat befunden, von dem sogenannten Kröpelbuschbaum erzählet hat, welche dem Baum Kat einigermaßen ähnlich kommen. Diese Americanischen und auf der Küste Guaiana befindlichen Bäume sollen im Sommer und Winter grünen. Sie wachsen aber nicht erst wie unser Katbaum in die Höhe, sondern von oben herab aus den Hügeln hinab in die Erde, und wurzeln in bergigten Gründen. Man nennet sie Manges. Wenn es geschälet wird, ist es röthlicher Farbe. Es wächset im Ueberflusse in denen Flüssen und morastigem Boden. Der Baum stehet also hoch erhaben auf vielen Wurzeln mittelmäßiger Dicke, die sich alle Bogenweise auseinander werfen und im Grunde feste setzen, da man denn bey seichtem Wasser bückende unter dem Stamme oder Baume kann hingehen oder vielmehr hinkriechen, und zwischen den Wurzeln durch, darzu es insgemein Raum genug giebt, so, daß die Wurzeln eine gute Mannslänge vom Grunde und denn Bogenweise oben zusammen kommen, allwo sie der Stamm fassen und steifen kann. Oben auf den Zacken des Baumes wächset eine Wurzel, die dem Baume ein

ein Ansehen giebt, gleich als hiengen daran vollauf kurze und lange Westphälische Mettwürste, die nach und nach wachsen, bis sie sich im Grunde fest machen, wurzeln und zu neuen Bäumen aufwachsen, daß es das Ansehen hat ob sey der Baum mit viel tausend Ketten gebunden. Ob nun diese Nachricht in allem wahr sey, kann ich nicht wissen, doch glaube ich dem Referenten, als einem sonst gewissenhaften und wahrhaften Manne!

VIII. Capitel.

Vom Baum Ala-maram.

Dieses sind Bäume, welche auf dem Felde wachsen, und sind der äußerlichen Gestalt nach wie Eichen. Diese treiben aus ihren Aesten und Zweigen häufige Wurzeln heraus, welche Wurzeln wie Besenreiße herab hangen, und zuweilen zwey Mann hoch, bis sie die Erde erreichen, allda wurzeln sie hinein, nehmen alsdenn in die Dicke zu, treiben eigene Aeste und bleiben doch am Baume sitzen, da hat zuweilen ein Hauptstamm 30. 40. neophytos um sich herum stehen, die endlich so stark, wie er selbst werden, und wo deren viel sind, einen Wald formiren, wodurch weder Menschen noch Vieh durchkommen kann. Die Malabaren nennen ihn Aala-maram, welches Wort mit dem hebräischen

schen אלה ilex, übereinkommt. Die Rinde und Blätter daran gleichen den Eichen, allein die Früchte sind rothe Beeren, ohngefähr so groß, wie eine Haselnuß. Das wunderbarste an diesem Baum ist, daß die Zacken davon als kleine Zacken herab hängen, sich an einander zusammen flechten, in die Erde wieder einwurzeln, allda wieder heraus, als ein neuer Stamm, wachsen, und daß daraus endlich gar ein Wald wird und ein großer Raum davon eingenommen wird.

Man sehe das Capitel von dem astigen Baume nach. Ich meines Orts habe diesen Baum an zwey Orten gesehen, an einem Orte nennte man ihn den astigen, an dem andern Ala-maram; andere nennten ihn den Wurstbaum, andere den Luntenbaum, und wieder andere den Strickbaum. Allein es schien mir, als ob derselben zweyerley Arten wären, nun kann es seyn, daß es in der That diverse Bäume sind, oder aber, daß sie als ein Männlein und Weiblein bey ihrer Gleichheit discrepiren. Inzwischen ist es gewiß, daß die eine Gattung derselben Aestlein wie Reiß herabhangen hatte, die sich im Herabwachsen zusammen verschlungen hatten: die andere Gattung aber hatte einzelne aus der Höhe des Baums getriebene abhangende Zweige, welche mit der Zeit zu einem dicken einzelnen Stamme geworden waren, und aus dessen Wurzeln frische Stämme, so groß und stark wie die Hauptstämme, wuchsen. Die Gattung, die Zweige, wie Reißholz, hatte,

hatte, wuchs so verwirrt in und aus der Erde, daß man ganz und gar nicht durchkommen konnte, gleichte also dichten finstern Wäldern; allein die andere Gattung, welche ich unter dem Titel des astigen Baumes beschrieben, wuchs in seiner gewissen Mensur; diejenigen davon, welche durch die Kunst gezogen waren, findet man in selbigem Capitel beschrieben. Allein ich habe auch welche gesehen, die selbst von Natur wachsend waren, diese habe ganz anders, als den Ala-maram-Baum, befunden; denn er wuchs so ordentlich, daß man ganz commode darunter gehen konnte, und hatte sich dergestalt in die Weite herum ausgebreitet, daß sich auf tausend und mehr Personen unter dessen Schatten verbergen, ja gar darunter wohnen konnten.

Die Gelehrten halten die Ala-maram-Bäume vor eben diejenigen, davon Curtius in seinem 6ten Buche und dessen 5ten Capitel Meldung thut, wenn er schreibet, daß sie mit Fleiß, oder vielmehr von Natur so gepflanzt worden, daß gleichsam aus denen Wurzeln neue Stämme hervorgegrünet, und welche wie Stricke in einander geflochtene Aeste, gleich einem langen Zaun, den Weg und die Passage vermacht hätten.

IX. Capitel.

Von

Bergen und Goldminen.

Im Reiche Indostan gegen Norden zu entspringet in den Gebürgen ein Fluß, Gouel genannt, welcher funfzig Meilen bis nach Soumelpour eine Diamantgrube hat, in der vom Februraio an bey zehn tausend Menschen Diamante suchen, welche selten groß, aber schön und spitzig sind, und pointes naives genennet werden.

Die Stadt Orixa in der Landschaft Orixa an denen Grenzen von Indostan lieget auf einem Berge, wo man mit Diamanten und Edelgesteinen Handlung treibet.

Das Gebürge oder die Kette von Gebürgen in Indostans nördlichen Theilen, worauf der Fluß Sind entspringet, wird Paropamisus genennet.

Das Königreich Bisnagar hat viele Gold- und Silberminen.

Zu Balabar und Gingi sind viele Gold- und Silberminen.

Auf dem Gebürge Gate fängt sich der Winter zu Ende des Monats Junii mit dem Süd-Westwinde an, und gehet mit dem Ende des Octobers zu Ende.

In dem Königreiche Golconda giebt es ungemein reiche Gold- und Silberbergwerke.

In dem Königreiche Azem sind Gold- und Silberbergwerke, Stahl, Bley und Eisen.

In dem Königreiche sind viele Gold- und Silberminen.

In der Insel Ceylon dürfen die Bergwerke nicht bearbeitet werden.

Auf der Insel Sumatra sind viele, wiewohl nicht allzu ergiebige Gold- Silber- Kupfer- Zinn- Eisen- Bley - und Schwefelbergwerke.

In dem Königreiche Achem oder Achin ist viel Gold.

Die Insel Java ist voller Gold - und Silberbergwerke.

Auf der Insel Borneo giebt es viele unbearbeitete Metall- und Mineralienbergwerke, welche aber die Einwohner nicht bearbeiten, indem sie das Schmelzen nicht verstehen, doch braucht man den Goldstaub, den man in den Ströhmen und Flüssen findet.

Die Philippinischen oder nördlichen Moluckischen Inseln, besonders Mindanao, hat viele Gold- und Eisenbergwerke, so ebenfalls ohngebraucht da liegen.

Es ist ein großer, ja ein unglaublicher Ueberfluß in Indien an Gold- Silber- Kupfer- Zinn- Schwefel- und andern Mineralien- und Metallenbergwerken, an Edelgestein- und anderen Minen. Diejenigen Gebürge dergleichen Art, welche

in

in solcher Bothmäßigkeit stehen, die das Heraus-graben und das Schmelzen verstehen, oder die in denen Händen der Europäer stehen, werden mit unglaublichen Nutzen bearbeitet und eine unsägliche Menge nutzbarer köstlicher Dinge heraus, und aus Indien nach Europa gebracht. Allein es ist von vielen Nationen schon ungemein beklaget und bedauret worden, daß sich in denen reichsten Gold- und Silberlanden so unzählige Gebürge unbearbeitet befinden, die entweder aus unbekannten Ursachen, oder aus Staatsmaximen, daß nämlich das Gold und Silber nicht zu wohlfeil werden soll, oder aus Neid, oder aber aus gänzlicher Unwissenheit, oder endlich aus Ueberfluß anderer Landesschätze, ja aus Haß gegen andere Nationen, und ich will dieses beyfügen, aus einem gerechten und weisen Verhängniß GOttes, als sich freywillig darbietende aber von denen Besitzern muthwillig verschmähete Schätze, den Nutz und Brauch entzogen, dem ohnmächtigen Gelüsten fremder Nationen darbieten, welche zu unvermögend seyn, deren Besitz unter ihre Bothmässigkeit zu bringen. Ich kann als ein gewisser Referent so wohl mit meinem eigenen Exempel, als mit Erzählungen glaubwürdiger Europäer und auch Indianer behaupten, ganze Goldadern an denen unbearbeiteten Gebürgen und deren Hohlungen gesehen und betastet zu haben, ohne der Erlaubniß, theilhaftig zu seyn, sich dieses edlen Metalls zu bemächtigen, welches die Landeseingebohrne anders nicht ansehen dürfen, als die Europäer

ropäer die Grenzsteine oder andere aufgesetzte Seltenheiten, die weiter von keinem Werth, als der Erlaubniß des Anschauens würdig sind.

Wie manches Land ist nicht in Indien, da die schönsten Diamante mit allem Fleiß mit Erde bedruckt werden, bloß damit sie nicht zu häufig aus dem Lande geführet und den Werth verliehren sollen. Wie manches Gebürge lässet nicht die herrlichsten Topasen, Smaragden und andere Edelgesteine bey den überschwemmenden Regen herab rollen, von denen die geringsten Einwohner gleichwohl durch die Eropäer deren Werth erkennen lernen, dem ohngeachtet von ihren Beherrschern in so harter Disciplin gehalten werden, daß ihnen bey Lebensstrafe nicht erlaubt stehet, die auf öffentlichen Straßen und Wegen liegenden kostbaren Juwelen, den Goldsand und die Goldkörner aufzulesen, solche in ihre Behausungen zu tragen oder sie an die lüsternen Europäer zu vertauschen; sondern, so sie ja etwas thun wollen, so stehet ihnen übel und böse frey, dergleichen Seltenheiten, die ihnen allgemein und gewöhnlich sind, denen Vorgesetzten, weltlichen und geistlichen Standes, oder gar dem Landesherrn selbsten ohne Entgelt, aus Pflicht und Schuldigkeit, einzuhändigen.

X. Capitel.

Vom Bezoar.

In dem Königreiche Golconda wird viel Bezoar gefunden. Dieses ist ein vortreffliches Gegengift und ist ein Stein, der an vielen Orten in Asien im Magen gewisser Thiere gefunden wird. Der allerbeste und vollkommenste kommet von Golconda. Sieben bis acht Tagereisen von Golconda lieget das Gebürge, auf welchem viele Ziegen weiden, in denen man den Bezoar findet. Man verkauft das Pfund für 40 Thaler. Man findet zwar auch in einigen Kühen Bezoarsteine, welche weit größer sind, als die aus den Ziegen; allein sie sind bey weitem nicht so gut, als die aus den Ziegen. Die allerbeste Art des Bezoarsteines wird in denen Affen gefunden, welche eben nicht so gemein sind. Die Form der Steine ist klein und länglicht. Es giebt schwarze, aschenfarbene und gelblichte, am allergemeinesten aber sind die dunkelgrauen oder sehr dunkelgrünen. Diese Steine sehen aus, als ob sie von Zwiebelschalen zusammen gesetzt wären, und sind glatt und glänzend. In der Mitte dieser Steine ist eine kleine Hohlung, worinnen man entweder Stroh, Graß, Stein oder sonst was findet. Es giebt Bezoarsteine so groß wie Taubeneyer oder Castanien. Wenn man die Probe machen will, ob

ob es rechter veritabler Bezoarstein sey, so reibet man sie mit Kalk, den man zuvor im Wasser zerlassen hat. Ist es nun wahrer Bezoarstein, so muß er gelblicht werden, sonst ist es falscher oder verfälschter. Man pflegt auch sonst Papier bey der Probe mit Kreide zu bestreichen und fährt hernach mit dem Bezoar drüber her, wann er nun ächt ist, so werden die Striche grün. So man ihn auch auf ein glüendes Eisen leget, muß sich der ächte Bezoar nicht auflösen lassen; auch ist dieses eine Probe, so er, wenn er einige Zeit im Wasser gelegen hat, nicht das Gewicht verliehret. Die Abgaben auf den Bezoarhandel tragen dem Könige von Golconda unglaublich vieles ein.

Benzoin ist wieder was anders, nämlich eine Erde, welche um die Ameißenhaufen gefunden wird.

Auf der Insel Borneo giebt es eine Art Affen, in denen man so herrlichen Bezoar findet, als irgendswo in ganz Indien.

Was den Bezoar und Benzoin anbelanget, so hat mir ein Einwohner auf der Insel Male, in denen Maldivischen Inseln, von dem Bezoar gewiß versichert, wie nämlich die Affen auf denen höchsten Palmenbäumen ein gewisses mit dem Nachtsthau herabgefallenes Gummi, und zwar zu gewissen Zeiten nur, und besonders wenn sie eine Krankheit überfiele, welche der rothen Ruhr nicht ungleich wäre, mit besonderer Mühe aufsuchten. Hieraus nun und von nichts anders lege sich in

ihrem Leibe eine Materie an, welche endlich zu einem Bezoar werde. Er versicherte, dergleichen Gummi annoch, ehe er wäre vollkommen bezoardisch geworden, neben dem vollkommenen Bezoar bey einander in verschiedenen todtgeschossenen Affen gefunden zu haben. Dieses habe ihn nachhero zu fernerer Untersuchung gebracht, wobey er befunden, daß auch die Ziegen in ihrem Leibe von dergleichen herab auf die Gräserey gefallenem Gummi in ihrem Leibe Bezoar zeugten: dieses sey aber ein so scharfer Gummi von Geruche, den andere Thiere nicht vertragen könnten, auch bey dem Genuße der Kräuter sorgfältig vermieden, ja die Affen und Ziegen fräßen auch selbst diesen Gummi zu keiner andern Zeit, als wenn die Affen mit der rothen Ruhr, die Ziegen aber mit einer Maladie behaftet wären, worbey sie mit Blut gestreifte Milch in ihren Zitzen hätten, welche ihnen große Schmerzen erregte, dannenhero sie diesen ihren sonst widerwärtigen Gummiharz als ein dienliches Heilungsmittel sorgfäitig aufzusuchen trachteten. Ich lasse diese Observationes an seinen Ort gestellet seyn und denen Naturkündigern über, welche davon zu urtheilen wissen. Von dem Benzoin aber berichtete mir dieser sonst redliche, aufrichtige und in physicalischen Untersuchungen oft besonders beschäfftigte Mann, wie er wahrgenommen, daß dieser von denen Ameissen, jedoch nur an gewissen Orten, bereitet werde, wie von denen Bienen der Honig. Die Ameissen suchten und brächten zu manchen Zeiten eine

gewisse

gewisse Feuchtigkeit aus denen unterirdischen Höhlen und Löchern herauf, welche sie auf der Erde, wo sie ihre Ameißenhaufen hätten, fließen ließen, und solchergestalt bereiteten sie den sogenannten Benzoin. Er sagte, es müßten die Ameißen in der Erde diese Feuchtigkeit von solchen Orten herholen, wo Quellen in der Erde verborgen wären, die sie zu so einer Zeit aufsuchten, wenn es über der Erde an Wasser gebräche; denn wo in der Nähe herum wenig Wasser sey und es Ameißenhaufen gäbe, würde man auch Benzoin finden; dahingegen er niemalen dergleichen in der Erde der Ameißen gefunden, wo aufs weiteste ein Viertheil Weges davon Wasser zu finden sey. Diese Feuchtigkeit habe er auch selbst aus den dicken Ameissen heraus gedrückt, und solche wie Benzoin befunden, auch gesehen, wie die Ameißen solche fahren lassen und nachhero observirt, daß solcher diesergestalt generirt werde.

XI. Capitel.

Vom Bisamthier oder Mosch.

Das Bisamthier, wovon der weltbekannte Bisam herkommt, wird in Indien Mosch genennet. Dieses Thier ist von ungemein wundersamer Art und Beschaffenheit. Es

ist dieses Thier so groß, als eine Ziege. Man findet es in Indien meistens, wie auch in China. Von Natur ist es träge, faul, laß und so langsam, daß es die Jäger, obwohl mit großer Mühe, kaum von der Stelle wegbringen können; ja es lässet sich von ihnen ohne den geringsten Widerstand tödten. Dieses Thier hat neben dem Nabel eine Blase, fast einer geballten Faust groß. In dieser ist ein geronnenes Blut, welches ungemein stark riechet, und der eigentliche orientalische Bisam ist, wiewohl man dieses Balsams verschiedene Sorten hat; denn man nimmt von diesem Bisamthier die Hinterviertel, reibet sie mit ein wenig geronnenem Blute aus der besagten Blase an und zu einem dicken Safte, den man trocknet, und in kleinen aus der Haut dieses Thieres gemachten Säcklein verwahret, vor Bisam verkaufet. Wiewohl man noch eine andere und zwar noch geringere Sorte des Bisams hat, da man nämlich das ganze Bisamthier zerreibet, und ein wenig Blut darunter mischet.

Auf der Insel Sumatra giebt es viele Zibethkatzen.

Der wahre ächte und aus dem bloßen Blute bereitete Bisam ist gleichwohl sehr theuer, und man verkauft mehrentheils nur den mit dem Fleische vermischten Bisam vor den orientalischen ächten.

Man hält diesen Bisam vor eine außerordentliche Herzensstärkung und Erquickung gesunder und besonders kranker Menschen, und man giebt

ihm

ihm die Tugend zu, daß ob er schon nur von aussen gebraucht wird, dennoch alsobald zum Herzen dringe, dasselbe durchdringend stärke, ergötze und vielen Beschwerungen abhelfe. Es macht der Bisam auch auf lange Zeit dasjenige, was man damit bestreichet, wohlriechend und angenehm, wie man denn Kleider, Wäsche, Holzwerk, Handschuh und andere Sachen, als Poudre, Gebackenes und allerhand Stärktränke damit angenehm macht, parfumirt und wohlriechend machet.

Doch es können manche Menschen nichts so ungerne, als den Bisam vertragen, welches sich aber nur bey wenigen zuträgt, und habe ich Leute gekennet, welche, so sie auch nur den Bisam von weitem riechen sollten, ohnmächtig davon wurden, und als todt zur Erden zu sinken pflegten, und das ist eine Antipathie, welche nicht zu corrigiren ist.

Ich war auf der Insel Sumatra, da hatte ein Kaufmann etliche Zibethkatzen, welcher von diesen Thieren viel einsammelte. Er langete den Bisam mit einem silbernen Löfflein aus der Blase, zuvor aber riebe er stark die Geilen dieses Thieres, und gab vor, wie dadurch das Thier angereizet werde, den Bisam in desto größerer Quantität fahren zu lassen.

Wo sich diese Thiere aufhalten, breiten sie einen solchen durchdringenden Geruch von sich, daß man sie weit und breit riechen kann, denn es kann wohl nicht leicht ein so penetranter Geruch gefun-

den werden, als dieser ist; und so der Bisam in gebührendem Maße gebrauchet wird, soll er Wunder thun, und außerordentliche heilende und stärkende Kräfte haben.

Dergleichen Thiere giebt es mehr, welche medicinalische Sachen bey sich führen, als das Biebergeil, welches ich zwar nicht beschrieben habe, allein sonsten gar wohl bekannt ist. Man braucht dieses coagulirte resinöse Wesen, wie bekannt, zu allerhand Krankheiten und zu vielerley Beschwerungen auf verschiedene Art. Den Ambra findet man, wie bekannt, in denen Wallfischen, den Bezoar in denen Affen und Ziegen, und solchergestalt noch andere nützliche Dinge in verschiedenen Thieren. Man betrachte nur die Eigenschaften derer sogenannten Spanischen Fliegen! diese haben die Kraft, Blasen, und hierdurch die schädlichen Feuchtigkeiten des Cörpers zusammen zu ziehen. Eben dergleichen von noch unzähligen Arten findet man Thiere in Indien, welche nutzbare Eigenschaften bey sich haben, die theils noch nicht untersucht sind, theils Unachtsamkeit oder nicht dringender Nothwendigkeit wegen, oder weil man den Abgang dieser, unerforscht gebliebenen Geheimniße stets mit vielfältig andern Dingen ersetzen können, dem menschlichen Wissen noch ferner unbekannt verbleiben werden.

XII. Capitel.

Von Brachmanen.

Weil die Historien- und Geschichtschreiber insgesammt von denen Brachmanen in Indien Meldung thun, so habe ich besonders darauf gedacht, wie ich zu einer unwidersprechlichen Nachricht von dem Wesen und der Beschaffenheit dererselben gelangen möchte, nach deren Inhalt ich denn folgendes versichern kann:

Die Brachmanen waren diejenigen, welche die Classe der ersten Ordnung ausmachten, in deren verschiedene die Staaten der Indianer ehemals eingetheilet waren. Dieser Ordnungen sollen sieben und also benennet seyn:

1) Die Brachmanen.
2) Die Arbeiter.
3) Die Hirten.
4) Die Handelsleute und Handwerker.
5) Die Soldaten.
6) Die Aufseher.
7) Die Räthe des Königs und des Volks.

Die Brachmanen waren nichts anders als Philosophen und Weltweisen, deren strenger Lebenswandel der Ursprung ihrer Freyheit geworden, welcher denn mit Erforschung der Wahrheit, Beobachtung der Sitten Strengigkeit genau verknüpft gewesen ist. Man hat diese Brachmanen eingetheilet in gebohrne Brachmanen und in die

Germanen, welche man auch Samoneer genennet hat. Diese letztern konnten aus allerley Ständen seyn. Die Brachmanen aber mußten aus ihrem besondern Geschlechte herstammen. Die Empfängniß der Frau eines Brachmanen ließ allemal die Niederkunft mit einem jungen Brachmanen vermuthen, und wünschte man schon zu der Empfängniß von Seiten der Ordnungsbrüder Glück, welche auch kniende für die glückliche Fortsetzung dieser Schwangerschaft und erfreuliche Entbindung dieser Frauen beteten, und sie mit Belehrung derer besten Sittenlehren während ihrer Schwangerschaft sorgfältig unterhielten. Die gebohrnen Kinder wurden gewissen darzu verordneten Personen, und nicht denen Müttern, zur Erziehung gegeben. Die, welche sich gut anließen, wurden wohl unterwiesen: die aber keine große Hoffnung von sich machten, denen wurde diese strenge Ordnung zu verlassen erlaubet. Der Ort ihrer Schulen war in einsamen Gehölzen, allwo der älteste Brachmane auf einem Stuhl von Ebenholz unterrichtete und die unachtsamen bestrafte. Hier lerneten sie den Gottesdienst, opfern und weißagen, wie auch eine strenge Lebensart. Ihre Opfer waren Rauchwerk, indem sie wegen der Lehre der Seelenwandelung, ihre Altäre mit Blut zu verunreinigen, Bedenken trugen. Die Opfer, welche sie thaten, nennten sie reine Opfer. Die Glaubenspuncte, welche sie lehreten, waren besonders diese: Sie glaubten die selbstständige Einigkeit GOttes des

Schöpfers aller Creaturen und der kugelrunden Welt, dessen Mittelpunct sie zu bewohnen glaubten, und hielten sie die Welt vor ein Thier, welches andere zeuge, den Himmel für ein abweichendes Wesen von allen vier Elementen; das Wasser für eine Materie, welche die Erde zusammen halte, die Seele für unsterblich, und ein Gerichte zur Glück- oder Unglückseligkeit, deren beyderseits Beschaffenheit sie sehr wundersam beschrieben. Bey diesem allen hat dennoch der Brachmanen Hochmuth die Oberhand behalten, und die Betrachtung ihrer Vorzüge war der Ungrund ihres Stolzes. Sie giengen mit Niemand als unter einander um, und zwar in entlegenen einsamen Orten, als in Höhlen, Gehölzen und dicken schwarzen Wäldern. Ihre Kleidung nennten sie heilig, und die Ceremonienkleider, welche bestanden in einem kleinen leinenen Leibrock, einem Turban auf dem Kopfe und einem Wunderwirkenden Stabe und Ringe. Ihr Lager war die Erde, Thierhäute und Felle, ihre Nahrung Milch und Landesfrüchte, deren Bauung sie nicht höher trieben, als sie jährlich zur Nothdurft nöthig hatten.

Ein Brachman war 37 Jahr zu dieser strengen Lebensart verpflichtet, darnach konnte er den Rest seines Lebens, in welcherley Stande es ihm gefällig, beschlüßen, wobey sie doch eben vorige Hochachtung und Ehre genossen. Sie konnten ohne Entgelt genüßen, was sie wollten. Sie genossen das Recht der Gastfreyheit, und aus ihrer

Classe

Classe wählte man die königlichen Räthe. Die Krankheiten verglichen sie mit der leiblichen Empfängniß, die Geburt aber, die die wahrhafte ewige Geburt, hieße der Tod, welchen sie ganz und gar nicht verabscheueten, sondern vielmehr freywillig auf einem Scheiterhaufen suchten, wenn sie dessen Vorbothen, als die von hohem Alter herstammende Entkräftung, vermerkten, denen sie freywillig zuvor zu kommen suchten.

Die andere Classe der Brachmanen hieße die Classe der Germanen oder Samaneer.

Wer sich dahinein begeben wollte, konnte seyn aus welchem Stande er wollte. Bey seinem Antritt legte er alle Habe zu den Füßen des Oberherrn der Stadt nieder, wovon die Frau und Kinder versorget wurden, wobey eine strenge Untersuchung beobachtet wurde, theils, was sein Geschlecht belangte, theils was die Sitten und Aufführung betraf. Sie bewohnten Häuser und überaus kostbare Tempel, wobey sie eine strenge Ordnung des Gottesdiensts zu beobachten hatten. Sie wurden von dem Könige mit Reiße gespeiset. Sie waren bekleidet von Tuche, so aus Baumbast bereitet war. Ihre strenge Lebensart verboth ihnen den Wein. Ihre sonderbare Bemühungen waren auf Magie, schwarze Kunst und Zauberkunst beflissen, denen sie sich besonders ergeben hatten, wie denn auch viele sympathetische

Aerzte

Aerzte abgaben, welche nicht sonder Nutzen der Republik dieneten und Nutzen schafften.

Was die andern Ordnungen des Staats anbelanget, so bestehen solche aus folgenden:

Die Arbeiter besorgten das Feld, gaben Pachter ab, und bekamen den vierten Theil der Erndte.

Die Hirten und Jäger mußten die Löwen, Tyger, Elephanten und Raubvögel ausrotten, wofür sie einiges Geträyde bekamen. Sie wohnten in Wäldern und Gebürgen, allwo sie ganze Heerden, Wildpret und Elephanten hatten.

Die Handwerker und Kaufleute mußten Abgaben geben. Diejenigen, welche Kriegsgeräthschaft machten, stunden unter dem obersten Feldherrn oder Admiral der Schiffsflotte.

Die Kriegsleute dienten zur Sicherheit, und mußten stets zur Vertheidigung bereit seyn.

Die Aufseher waren Aufseher über der andern Aufführung, auf die Verbesserung der Künste und Wissenschaften, wovon sie an den König Bericht ertheilen mußten.

Die Räthe waren oft ansehnlicher, als der König, Urtheilssprecher über Leben und Tod, und bekleideten die höchsten Reichsbedienungen.

Diese Eintheilungen sind von uhralten Zeiten her bis diese Zeiten beybehalten worden, welche denn die Indianer Castes nennen, und bestehet die Erklärung des Wortes Castes in obangeführter

ter Nachricht. Hiervon ist mehreres nachzulesen in dem Capitel von Götzen, Götzenbildern 2c.

XIII. Capitel.

Vom Caffee.

Ein Araber, Rick Chadely Namens, hat die Caffeepflanzen aus der Landschaft Zeila mit sich nach Abyßinien gebracht. Zu Toaz schenkte er diese Pflanzen dem Regenten von Yeman. Dieser bauete sie, und sie geriethen. Die Araber probirten den Caffee, und machten von denen Schoten allein einen Trank, dessen sie sich noch heut zu Tage warm bedienen. Die Caffeehandlung nahm ihren Anfang, da die Türken Yeman verließen, nach achtzigjährigem Besitze. Als die Türken von Yeman nach Hause kamen, führten sie den Gebrauch des Caffees in ihren Landen ein. Dieses bewog die Araber in Yeman, die Caffeeplantagen zu vermehren, allwo er auf allen Bergen wächst. Die Araber in den Gebürgen befleißigen sich des Anbaues des Caffees am meisten. Man ziehet den Caffee in Baumschulen an. Die Caffeebohnen steckt man zwey Zoll tief in die Erde, nach einem Monat kommen sie aus der Erde. Denn wachsen sie in die Höhe, und nach einem Jahr versetzt man

diese

Bäumlein, welche zwölf bis achtzehn Schuh hoch in die Höhe wachsen, und verbleiben sodann bis fünf und zwanzig Jahr. Zu Yeman nennt man den aus Schalen gemachten Caffee Kahone Kecher.

Der Caffee wird nach dem Faracella von Betelfaquy gewogen, und gehen vierzig Faracella auf einen Bar.

Man bringet Caffee von Alexandria, Cairo und andern Handelstädten in der Levante.

Man nennet einigen Caffee, den Caffee von Marseille. Es kommt ein Caffee wie der andere über die Häfen Mocke, Hodeida und Lahaya aus dem glückseligen Arabien.

Der Caffee aus der Insel Bourbon ist nicht so gut.

Noch eine und weit geringere Gattung von Caffee ist der Caffee aus America. Die Einwohner der Insel Martinique, San Dominge rc. erbauen also viel Caffee, der nach Europa gebracht wird.

Der Caffee endlich ist wegen eingeführten starken Gebrauchs in ganz Europa, ja ich will sagen in allen Welttheilen, da man sich dessen zum Frühstück, oft statt der Mittagsmalzeit, ordinair zum Vesperbrodte, und vielmal zum Schlaftrunke, ja nicht wenig als eine Ermunterung bey nächtlicher Arbeit, theils zur Gewohnheit, theils zum Staate, theils zur Sättigung, theils für den Durst, theils für Kopfwehe, theils zum Wohlschmack, theils zur Medicin, theils aus an=

dern Ursachen ohne Maße von seiner Wiege an, (a primis incunabulis) bedienet, dergestalt necessair und ohnentbehrlich geworden, daß man, um solchen zu genüßen, weder Geld noch Mühe, noch Stand und Ehre, Gesundheit noch alles andere, was das auch seyn möge, schonet. Ich bin kein Criticus, dahero will ich nur historice gehen. Man macht aus den Schoten, wie bereits gemeldet, einen besondern Trank, der von Bohnen aber ist der gebräuchlichste und in Europa eingeführt. Ich kann nicht läugnen, der Caffee hat noch im Jahr 30. in Indien besser geschmecket, als er sich seinen Tugenden nach nachhero nach und nach verschlimmert hat. Ob nun der tägliche Gebrauch die ehemaligen Kräfte desselben recht und wie ehemals wahrzunehmen nicht verstatte, oder ob eine andere Ursache dessen sey, kann ich nicht sagen. Inzwischen glaube ich, daß die Ursachen des schlechten Caffees größtentheils das Wasser seyn, daß mancher Caffee das Seewasser geschmecket, daß er endlich auch mit dem geringen Americanischen vermischt wird. Ich will noch eine Ursache, die mir am wahrscheinlichsten scheinet, darzu setzen, nämlich daß man die Caffeebäume in viele Inseln gepflanzet, welche der Caffeeart nicht so, wie es die rechte Natur des Caffees erfordert, zuträglich ist.

Ich habe mich nicht wenig gewundert, in Europa so schlechten Caffee anzutreffen, der nicht die geringste Aehnlichkeit mit dem orientalischen hat. Ich glaubte dahero anfänglich, daß man sich

dabey verschiedenen Zusatzes bediente, allein dieses Irthums ward ich überführt, da man mir die ungebrannten Bohnen bringen müßte; dahero ich genauer Untersuchung nach muthmaße, der Caffeebaum werde an so vielen seiner Natur ganz widrigen Orten erbauet, oder aber der gerechte Himmel habe wegen so starken Mißbrauches dieses sonst sehr gesunden Caffees eine Strafe geleget, daß er unter Weges, ehe er nach Europa kommet, seine mehresten Tugenden und Kräfte verliehre. Besonders rechne ich mit größtem Mißvergnügen unter die Mißbräuche des Caffees:

1) Daß sich dessen solche Leute mit Schaden ihrer Nahrung bedienen, so ihn nicht bezahlen können.
2) Daß man den Brantewein mit Caffee anmachet.
3) Daß man Sünde thut, aus dem Satze des Caffees die zukünftigen Schicksale unverantwortlich zu weißagen.

XIV. Capitel.

Vom Casoar.

Der Casoar ist eben so ein Wunderthier, wie dergleichen mehrere in Indien sind, und nach dem Strauße der größeste, auch fast mit diesem einerley Beschaffenheit; der Kopf,

Hals und Kropf daran sind ganz nackend, das andere wie der Strauß mit Federn, gleich als einem Pelze bedeckt, wie denn auch der Kopf des Casoars mit einem Kamme versehen ist, welcher krausigt ist, und eine anmuthige Zierath abgiebt. Was den Schnabel anbelanget, dieser ist gegen die Spitze zu gespalten, der Steuß und die Füße aber außerordentlich dicke. Die Federn sind, wie wir schon gemeldet, gleich wie bey dem Strauße, außerordentlich faselicht, platt, schwarzer Farbe und glänzend. Der Kopf aber gleichet einem Kalikutschhahne, violet und rother Flecken. Die Indianer speisen sein Fleisch, ob es gleich ganz schwarz ist, wildricht schmeckt und besonders grob und ganz und gar nicht nahrsam ist. Besonders ist er sehr fett, und man lässet solches bey dem Braten abträufeln, sammelt es in ledernе Schläuche und braucht es zu magern Speisen, zu Salbung der Glieder, zu Pflastern, zu Geschmeidigmachung des Leders und der Felle, zu den Reißkuchen, und besonders zur Zubereitung derer Eyer, welche der Vogel Casoar, wiewohl nicht in so großer Menge, als der Strauß, leget, doch sind die Casoarseyer nicht viel kleiner, jedoch sind sie nicht viel härter als ein Europäisches Gänseey. Aus denen Gurgeln, welche sehr lang und weit sind, machet man gewisse Pfeifen und Instrumente, womit sie bey ihren Festen wundersame Music machen. Allein diejenigen Indianer, welche die Seelenwandelung glauben, essen kein Thier, welches lebet und Blut hat; doch

sind

sind nicht alle Indianer von dergleichen Meynung, sondern manche glauben gar nichts. Die Haut davon, welche man gleich als eine Büffelshaut mit sammt denen Federn abziehen kann, verkaufen sie an ihre Landsleute oder andere Insulaner zu Bedeckung der Schaam, auch haben manche Polster davon, worauf sie sich niedersetzen und des Nachts darauf schlafen. Die Casoars halten sich gerne an sumpfichten Morästen und Gewässern auf. Weil sie nun an verschiedenen Theilen des Leibes ganz nackend seyn, so plagen sie die Mücken nicht wenig, und wenn sich dieselben in den Pelz einnisteln, so haben die Casoars in Gewohnheit, daß sie nach dem Meer und in die Flüsse eilen und darinnen so tief hinein gehen, daß sie nur mit dem Kopfe heraus ragen, wodurch sie sich von allem Ungeziefer reinigen. Solches ist auch ihre Retirade, wenn sie die Indianer verfolgen, da sie denn so gar mit dem Kopfe untertauchen und sich darunter lange Zeit vor ihren Jägern zu verbergen wissen. Was endlich die Köpfe dieser Thiere anbelanget, so müssen solche an den Landesherrn allemal eingeliefert werden, und darf dergleichen Niemand als der König speisen, würde auch derjenige Unterthan, welcher einen Casoarskopf speisete, und solches verrathen würde, schwerlich mit dem Leben davon kommen, denn man hält den Kamm und das drüsigte Fleisch, das um den Schnabel, gleich als an den Truthähnen, herab hänget, für eine so herrliche Delicatesse, die keinem, als dem Kö-

 nige,

nige, zu genüßen gebühre. Der Casoar leget seine Eyer in sandige Gruben, und contribuiret die Sonne, welche viel heißer ist, als des Casoars natürliche Wärme, das meiste zu dieser Eyerausbrütung, welches man daraus abnehmen kann, daß die Ausbrütung dererjenigen Eyer, welche gegen die jährliche Regenzeit geschiehet, niemals zur Vollkommenheit gelanget, und um diese Zeit trachtet man auch dergleichen Eyern am meisten nach, weil man aus der Erfahrung hat, daß sie zwar wohl an, aber niemals ausgebrütet werden, weil der Regen die Bebrütung der Sonne zu dieser Zeit sehr hindert. Die jungen Casoars sind, wenn sie auskriechen, ob sie schon in ungemein großen Eyern stecken, niemals größer, als eine Ganß. Schlüßlich versichert man von dem Vogel Casoar, daß er sein Leben auf 60, 70, auch wohl 80 Jahr bringe. Diese aber, so über 40 Jahr alt sind, welches man daher abnimmt, so sie die Farbe des Kammes verliehren, und solche erbleichet, sind ganz uneßbar, und man nimmt nur davon den Peiz und das Fett, das andere wirft man den Fischen zur Speise ins Meer.

XV. Capitel.

Vom

Cocos = und Palmbaum.

Von Cocosbäumen findet man im Mogolischen Reiche, und zwar in dem Königreiche Guzurate, ganze Aleen zu vielen Meilen lang bey der Gegend von Amadabat, allwo die Begräbniße der alten heidnischen Könige sind. Zu Goa ist ein großer Wald von Palmenbäumen, welche Alleenweise schnurgerade gesetzt seyn, und zu Pondichery sind dergleichen Bäume ebenfalls in Menge.

Beschreibung des Cocos = oder Palmbaums.

Man nennet diesen Baum bald den Cocosbaum, bald den Palmbaum. Der Baum ist ungemein groß, allein er hat keine Aeste. Der Stamm ist niemals über einen Schuh im Durchschnitte dicke, allein wohl funfzig in gerader Höhe. Seine untersten Blätter lässet er allemal von freyen Stücken fallen. Aus dem obersten Gipfel sprossen einige schwache Aestlein allererst, welche Blätter haben, die oft zwanzig Schuh lang sind. Solche sind sehr zart, und hängen wegen ihrer

schweren Länge herab, und scheinen fast als die Haare um den Scheitel.

So lange der Stamm noch grün ist, befindet sich ein weißes Mark darinne, welches fast wie geronnene Milch siehet, sehr zart, angenehmen Geschmacks und nicht schädlich ist, man esse gleich so viel davon, als man will.

Man bildet den Cocosbaum mit Staffeln oder Absätzen ab, alleine also ist er niemals von Natur gewachsen, denn weil das Holz schwammigt ist, und es dem Baume nicht schadet, so schneiden die Indianer, der Bequemlichkeit zum Hinaufklettern zum Besten, diese Absätze in den Stamm, worauf sie mit einer wundersamen Geschwindigkeit dahinauf klettern können. Das Holz, wenn es abgehauen, wird harte und so wohl zum Brennen, als zum Schiffbau, als Mastbäumen, Bretern, Seegelstangen, Schwerdtern und Pfeilen tüchtig.

Es sind dreyerley Rinden an diesem Baume. Die äußerste dienet zum Einpacken, die andere desgleichen, und die dritte brauchet man an statt des Papiers oder Tuches.

Die Frucht dieses Baumes ist auf dem obersten Gipfel. Es treibet eine etwas platte Schote hervor, welche so lang und dicke ist, als der Arm eines Mannes. Diese Schoten haben drey Höhlungen. Diese springen auf, damit die darinnen liegenden Früchte immer größer und größer werden können. Hierauf kommt eine Traube zum Vorschein, die fast so aussiehet, wie an den

großen

großen Castanienbäumen, an der 80 bis 100 kleine Cocosnüsse hängen, unter denen mehr nicht, als 13 bis 14 zur vollkommenen Reifung kommen. Diese Bäume blühen und tragen Früchte zugleich, und die Früchte werden eher nicht abgenommen, bis sie vollkommen reif sind.

Wann nun die Nuß noch grün ist, zu welcher Zeit sie zwey geballte Hände groß ist, so ziehet man ein sehr klares Wasser heraus. Dieses Wasser löschet den Durst, erfrischt das Geblüt, und ist denen an hitzigen Fiebern erkrankten dienlich. Warm getrunken, stillet es den Blutfluß und rothe Ruhr.

Wie die Nuß ein wenig zeitiger, wird das Wasser etwas dicker und man kann es essen, wie Raum oder Sahne, zur Sättigung und Erquickung. Läßt man aber diesen Raum darinne, so wird er nach und nach wie die welsche Nußkerne, endlich aber an Geschmack wie Mandeln und Haselnüsse. Dieser Kern wird zerrieben und mit Reiß, Zucker und Zimmt vermischt, ein delicates Indianisches Gerichte. Man presset auch ein schönes Oehl da heraus, so süße ist und zu allerhand verbraucht wird, seines Ueberflusses wegen aber sehr wohlfeil ist.

Die Nuß, woraus es erpreßt wird, siehet ohngefehr als eine länglichte Melone, oder auch größer. Daran ist merkwürdig, daß sie drey Schalen hat. Die eine ist braun und glatt. Die andere Schale dieser Nuß wird getrocknet, und giebt eine Art eines Flachses ab, aus dem man

allerhand spinnet. Die dritte Schale ist sehr zart, läßt sich weiß bleichen, und die vornehmsten des Landes selbst tragen Mützen davon. Vor Reifung der dritten Schale richtet man sie selbsten zu als die spanischen Artischocken, und isset den Kern der Nuß statt des Brodts dazu.

Die dritte Schale giebt, wie gesagt, ehe sie zur völligen Reifung kommet, einen trefflichen Flachs ab, aus welchem man saubere Leinwand machet. Aus dem besten Theile dieses Flachses machet man eine Art Leinwand, die man ecorce nennet, aus dem groben Ueberbleibsel aber werden Seile und Cabeltauen gemacht, welche, weil sie, denen Schafdärmen gleich, nachgeben, und sich nachhero wieder zusammenziehen, vieles vor unsern Europäischen zum voraus haben, zumal da die unserigen wegen ihrer Stärke zu brechen pflegen.

Aus der harten Schale werden Kannen und allerhand Trinkgeschirre gemacht, welche die Indianer mit vielen gestochenen Zierathen schmücken. Man kann nicht weniger aus der Blume und Traube dieses Baumes einen Wein bekommen. Man bindet ein Gefäße daran, und zwar so feste, daß keine Luft darzu kommen kann. Was nun dahinein tröpfelt, das siedet man, und so wirds ein Wein, ob es schon zuvor als Molken ausgesehen. Will man aber Eßig haben, so setzt man dieses aus der Blume heraus getröpfelte Wasser an die Sonne; will man hingegen

gen einen starken Brantewein haben, so distillirt man dieß Wasser.

Nicht weniger kann man einen Zucker daraus machen, den man Jacra nennet, den man aber seiner braunen Farbe wegen wenig achtet. Die Portugiesen machen gar einen spanischen Wein daraus, indem sie trockene Weintrauben mit dem Wasser, wie es von dem Baume kommt, vermischen.

Was das Mark anlanget, das in dem Stamme ist, so ist das eine Zusammensetzung lauter einzelner Blätter, so fest an einander hält, und palmite, das ist der Kern des Palmenbaums, genennet wird. Man kann diese Blätter roh als eine Delicatesse genüßen, man richtet sie auch als ein Gemüße zu, auch macht man Sallat daraus, und endlich trocknet man sie, und so werden sie so gut, als das beste Papier, so man in Indien haben kann. Wir haben nun noch die Blätter übrig. Diese sind formirt wie Schreibefedern und bis zwanzig Schuh lang. Die Indianer können sie zubereiten wie eine Leinwand. Man machet Kleider draus. Man decket die Häuser damit. Man packt die Waaren damit ein, ja man machet auf den Schiffen Seegel daraus.

In der ganzen Welt ist kein Baum von so vielerley Nutzbarkeit, und er ist fast vermögend, dem Menschen alle Nothdurft zu verschaffen.

Dieser Palmbaum ist in Indien in solcher Menge anzutreffen, daß man ganze Cocoswälder findet.

Von Pondichery an bis Sadraspatan sind zwey Meilen mit lauter Cocoswäldern.

Auf denen Maldivischen Inseln sind viel Cocosbäume, daran Früchte zu größerer Vollkommenheit kommen, als irgendswo in Indien.

Auf der Insel Sumatra sind ungemein viel Cocosbäume, welche so gemein sind, als in Holland die Weyden.

Es ist, wie ich selbsten weiß, oftmals probirt worden, ob die Cocos- oder Palmenbäume auch in Europa gedeihen und fortkommen möchten. Allein weil diese Bäume nirgends, als in denen sehr warmen Ländern, fortkommen, so haben mir alle diejenigen, welche damit eine Untersuchung in verschiedenen Europäischen Staaten vorgenommen, versichert, daß alle ihre Bemühung vergebens gewesen, ob sie gleich in Gewächshäusern und Glaskästen die Untersuchung auf vielerley Art vor sich genommen. Es bleibt also dabey: Es hat fast jedes Land, jede Provinz, jede Stadt und oft manches Dorf etwas besonders, das an keinem andern Orte sonst nicht ist.

XVI. Capitel.

Vom Crocodill.

Diese hielten sich auf um Egypten, aber auch, und zwar die abscheulichsten derenselben, in Indien und denen Indianischen Inseln; besonders sind die scheußlichsten, die sich in den Moräften um die Ufer des Flusses Ganges befinden. Ihre Größe deuchtet dem, der dergleichen niemals gesehen hat, gänzlich unwahr und lügenhaft, denn man bilde sich nur die Größe ihres Rachens ein, in welchem sich, wenn das Crocodill denselben aufsperret, ein Mensch in Mannsgröße aufrecht stehend verbergen kann. Sein Wachsthum gehet von seinem Lebensanfange an bis zu dessen Ende, und bringen sie ihr Leben, wie man dafür hält, ungemein hoch. Man hat Crocodille gefangen, deren Länge 50, ja 60 Schuh hoch angestiegen. Dieses Thier kann nirgends leben, als in denen Ländern, wo der Grad der Hitze am höchsten ist. Man hält es mit gutem Grunde für eine Eidexenart. Die Indianer fangen es vermöge vieler in das Wasser gehängter dicker Faden, worein sich das Crocodill selbst verwirret, alsdenn schleppen sie es aufs Land, verwunden es aller Orten, da es denn durch Verlust des Bluts und Zusammenziehung des Kopfes,

Schwan=

Schwanzes und der Füße, getödtet oder gebändiget wird.

Man saget, das Crocodill nehme, wenn es hungerich ist und nach Fleisch gelüstet, die Stimme eines Menschen an sich, welcher winselt, und durch bewegliches Weheklagen seine Noth, um schleunige Hülfe rufend, denen Menschen kund und zu wissen thut. Hierdurch locket es die unwissenden und unerfahtnen Menschen an sich. So sie sich nun ihnen nähern, verwandeln die Crocodille ihre wehklagende Stimme in eine solche Grausamkeit, daß sie die Menschen erwischen und als ein Morgenbrod verschlingen. Dahero nun kommets, daß man die falschen Thränen der Menschen Crocodillsthränen nennet, als solche, welche, so bald sie nur so viel gewinnen, den Menschen zum Mitleid und Hülfsleistung zu bewegen, hernach aber denselben um Leib und Leben zu bringen. Es ist nun zwar wohl nicht zu läugnen, die Crocodille sind nicht mehr dermaßen in Menge, wie vor Alters, denn man hat dieselben auf alle ersinnliche Art, auch der erfodernden Nothwendigkeit wegen auszurotten gesucht, und sie entweder größtentheils ausgerottet, oder aber dieselben von denen Meer- und Inselufern verjaget, wo sie sich sonsten aufzuhalten pflegten. Man schlug ihre Eyer, die man nicht essen konnte, entzwey, denn die Eyer von Crocodillen werden als eine große Delicatesse gelobet. Allein es scheinet, als hätten sich die Crocodille von denen Gegenden, wo Indien itzt mit Christen bevölkert

völkert ist, ganz und gar, oder doch größtentheils weg gemacht, und ich glaube, sie haben ihren Aufenthalt in andern Gegenden gefunden, wo sie der Christen Schiffe nicht bestreichen können, weil man dem ohngeachtet von denen innern Theilen Indiens, wo zwar wohl auch Crocodille seyn können, Nachrichten und zwar gewisse Nachrichten findet, welche gewiß berichten, daß die tief-einwohnenden Indianer noch bis dato die Crocodille füttern und sie göttlich verehren, welches ohnmöglich würde geschehen können, wenn die Crocodille insgesammt ausgerottet seyn sollten; welches um so viel weniger der Möglichkeit wahrscheinlich ist, weil das Crocodill ein Thier ist, welches in der offenbahren See seine Wohnung hat, und also auch an so vielen unbekannten und unbewohnten Inseln seinen Aufenthalt und die Bequemlichkeit erlangen kann, seine Fortpflanzung durch Hinlegung seiner Eyer in den heißen Sand zu Ausbrütung der Jungen zu bewerkstelligen. Ja es ist ganz nicht möglich, auch nicht einmal wahrscheinlich, daß die emsige Bemühung derer Menschen sollte haben ein Geschöpfe des großen GOttes ausrotten und vertilgen können, welches ihnen vielleicht zur Züchtigung, zur Strafe, oder zur Warnung können hinlänglich seyn. Man soll Indianer finden, welche den unerleidlichen Gestank eines Crocodills, denen Römischcatholischen fast zur Richtschnur eines ganz unvergeblichen Irthums und Nachahmung einer heidnischen Thorheit, als eine große Kostbarkeit halten.

halten. Sie verbergen das stinkende Aas in ihrem Busen, befeuchten solches zu Förderung mehrerem Gestanks, zuzunehmender Fäulniß, und erwecken dadurch ein so unerträgliches Empfinden des Wohlgeruchs, daß es einem wollüstigen Menschen ganz ohnmöglich fallen würde dergleichen auszustehen, und geben dadurch eine gewisse Art des Fegefeuers zu erkennen, durch welches allererst diejenigen Menschen gesäubert, geläutert, gefeget und gereiniget werden müßten, welche noch menschliche Unreinigkeiten an sich haben sollten. Ich kann diese Sätze ihres Götzendienstes um so viel gewisser und untrüglicher mittheilen und erhärten, weil ich selbsten ein solches von einem heidnischen Götzenpfaffen und Crocodillsanbeter behaupten gehöret habe. GOtt erleuchte diese und alle dergleichen blind verblendete Nationen mit seinem allein seligmachenden Worte und Glauben an die Gnugthuung und Erfüllung Christi.

XVII. Capitel.

Von Dänen.

Tranquebar gehöret den Dänen, eine schöne Stadt nebst trefflichem Schlosse, Citadelle, einer Catholischen, einer Protestan-

tischen Kirche, einer Moschee und fünf Pagoden. Die Dänen kauften sie 1630, und ihre Mißionarii haben die protestantische Religion allda ausgebreitet. Es ist auch eine herrliche Buchdruckerey da, in welcher die Bibel, in Dänischer, Portugiesischer und Malabarischer Sprache übersetzt, gedruckt worden.

Die Dänen handeln stark nach der Insel Sumatra, allwo sie alles, was sie bringen, mit Golde und Edelgesteinen bezahlt bekommen.

Es widersetzten sich zwar die Holländer derer Dänen Unternehmung, sich in Ostindien veste zu setzen, zumal was den Punct der neuen Compagnie zu Altona betraf; doch haben sie die Handlung ihrer Compagnie erhalten, wiewohl selbige auch in ziemlich enge Grenzen eingeschrenkt ist.

Tranquebar ist der Hauptort der Dänen in Ostindien, und ist eine schöne Stadt mit einem Fort, der von hundert und funfzig Mann besetzt ist.

Auf der Küste von Malabar und Malocca haben die Dänen Handlungscomtoire, und sie senden gemeiniglich des Jahrs ein Paar beladene Schiffe nach Dännemark zurück.

Die größte Bemühung ist, welche Dännemark in Ostindien angewendet hat, die Ausbreitung der Lutherischen Religion. Die Dänische Mißion hat sich außerordentliche Mühe gegeben, die Heiden und Götzendiener mit vernünftigen Ueberredungen von dem Götzendienst ab und zum christlichen

lichen Glauben zu bringen, und hat es auch sehr weit gebracht. Die Mißion hat schon das Reformationswerk seit 1705 angefangen.

XVIII. Capitel.

Vom Delphin.

Ich habe mich niemals entsinnen können, einen Delphin, wie man ihn ordinair abmahlet und bey dem Französischen Wapen zu finden ist, gesehen zu haben. Wie man ihn beschreibt, soll er einen platten eingedruckten Kopf haben, rund und einem Stöhr ähnlich, oben auf dem Rücken mit einer Floßfeder versehen und mit einem getheilten Schwanze. Man giebt vor, er sey im Wasser so schnell, als ein Vogel in der Luft, der anders nicht leben könne, als den Kopf über dem Wasser haltend. Er soll so hoch als ein Segel heraus aus dem Meere schießen, übrigens aber ungemein freundschaftlich gegen die Menschen und gern um die Schiffe herum seyn, welche er begleitet. Man soll sie mit Wurfspeilen und Angeln fangen, und sollen oft so groß seyn, als das stärkste Pferd, si credere fas est. Was von denen Eigenschaften und Beschaffenheit der Delphine erzählet wird, solches klinget mir fabulös und als bloße Mährlein, ja

sie widersprechen sich oftmals. Ich halte dafür, es sey entweder ein rares Meerwunder, oder aber ein anderer Fisch, dem man den Namen Delphin beygeleget hat.

Ich fragte einsmals einen verständigen Seefahrer wegen der Delphine, und dieser gab mir von solchen nachstehenden Bericht:

Es werden verschiedene Thiere Delphine genennet, besonders die Meerschweine, die groß und klein, und oft größer seyn, als mäßige Pferde. Ihre Farbe ist sprenklicht gelb und blau, und haben blaue Floßfedern, die grüne weiße und gelbe Spitzen haben. Diese Thiere sind guten Geschmacks. Ich habe aber von meinem Vater erzählen hören, daß er viel eine andere Gattung derselben gesehen, so mehr als ein Meerwunder, als ein wahres Delphin anzusehen gewesen, von dem Steuermanne seines Schiffes aber dennoch ein Delphin sey genennet worden, und man hat diese Thiere mit Wurfpfeilen gefangen.

Die bekannten Meersäue aber, welche ganz und gar nicht rar seyn, sind ungemein groß. Man kann sie gar bald hören, denn sie schnarchen so grob, als die gemeinen und zahmen Säue, und ihre Sprache verräth sie. Wann sich diese Thiere hören lassen, wissen die Seefahrer zum voraus, daß ein Seesturm nicht mehr weit entfernt sey, dahero können sie sich um desto eher nach Möglichkeit fürsehen und suchen, was sie zu ihrer und ihres Schiffes Sicherheit unternehmen mögen. Ein Holländisches Schiff gab

einsmals für, wie es auf dem Heimwege in einem Tage zwölf Stücken gefangen hätte. Ich habe Speck, Fleisch und Würste gegessen, von denen man sagte, daß es von Meersäuen gemacht, und da befande ich, daß der Geschmack nicht so gar sonderlich von denen zahmen, doch in so weit unterschieden war, daß es etwas wildinzte und überaus kurzes und weißes Fleisch hatte. Der Speck hat eine Finger dicke Schwarte, wie ohngefehr an dem Specke, der von dem Hackschfleisch gemacht wird. Das wirkliche Speckfett ist auch nicht stärker, als ein Daumen stark, welches einen etwas absonderlichen Geschmack hat, und nicht so thranigt schmeckt, als anderer Schweinespeck. Wie man aber hier und da sagen wollen, die Meersäue hätten Eyer im Leibe, durch welche sie ihre Nation fortzeugten, das soll, wie mir glaubwürdige Seefahrer versichert haben, nicht an dem seyn, sondern die Seesäue sollen Junge im Leibe haben, und solche gleich den zahmen Säuen werfen. Doch sollen auch die Meersäue von zweyerley Gattungen seyn, wovon ich aber weiter keine Nachricht geben, als sagen kann, daß beyder Gattung eßbar und oft denen Schiffleuten wohl zu statten kommt.

XIX. Capitel.

Von Drachen.

Ich hätte zwar dieses Capitel leichtlich ersparen, und die Beschreibung der Drachen unter die Schlangen bringen können. Allein weil dieser Name so bekannt und merkwürdig ist, habe ich dieses Capitel nicht weglassen wollen.

Es ist der Drache anders nichts, als eine Schlangenart. Es sind deren verschiedene Gattungen, als Bergdrachen, Feld- und Höhlendrachen, und endlich Morastdrachen. Die Bergdrachen, die sich auf den höchsten Bergen aufhalten, sind die größte Gattung und von dem furchtsamsten Ansehen. Sie sind mit gelbglänzenden Schuppen versehen, haben große Augenbraunen und einen harichten über die Stirne und um den Mund herabhangenden langen Bart, und ihr Anblick nicht nur, sondern auch ihr ganz durchdringend scharfes helles Zischen ist ungemein fürchterlich; wobey das Gesicht eines aufmerksamen Zuschauers noch mehr zur Achthabung ermuntert wird, wenn er den auf ihrem Kopfe befindlichen rothen Kamm betrachtet, welcher gleichsam einer glühenden Kohle ähnlich ist. Die Höhlen- und Felddrachen haben weißglänzende Schuppen, kommen den erstern auch sonst gleich,

können überdieß aber auch ins Wasser gehen. Die Morastschlangen oder Morastdrachen sind schwarzer Farbe, und viel langsamer als die andern Gattungen. Kämme habe ich an denen Morastdrachen niemals angetroffen. Man bemerket zwar, so sie auf der Erde kriechen, keine Flügel an ihnen: daß sie aber Flügel haben müssen, die sie genau an sich zu schließen und im Laufe auf der Erden zu verbergen wissen, ist außer allem Zweifel, und solches zumal bey denen, die sich auf den Gebürgen, Höhlen und in Feldern aufhalten; denn ich habe deren einige so wohl mit weißen, als gelben Schuppen in der Luft gesehen, doch ist es eben nichts allzugemeines, daß man sie fliegen siehet, sondern dieses geschiehet selten, und aus unbekannten Ursachen, die sie zum Fluge nöthigen. Manche sind vergiftet, andere hingegen nicht, ob sie gleich beißen.

Von dem Schlangensteine lese man nach unter dem Capitel der Schlangen. Die Indianer bedienen sich der Drachen zu allerhand Arzeneyen und andern abergläubigen Wirkungen. Zum Exempel, sie vergraben dergleichen Köpfe unter die Hausthüren, um reich und vermögend zu werden. Die Augen, das Fett und Zähne brauchen sie zu Heilungssachen, das Fleisch aber rühmen sie als einen Widerstand für die Zauberey und Hexenpossen, welche sie einander zufügen, wie es denn auch ein sicheres Mittel seyn soll wider alle Vergiftung.

Man

Man fänget diese Thiere mit einem vor der Höhle ausgebreiteten und mit Gold durchwirkten Tuche, womit sie die Drachen herauslocken und mit musicalischen Instrumenten einzuschläfern wissen, sodann aber ihnen den Kopf abhauen. Man giebt vor, der Drache habe eine natürliche Feindschaft gegen den Elephanten, welchem er aufpasse, bey Gelegenheit auf ihn loß schieße, ihm Löcher in den Leib fresse, wovon er sich verbluten müsse, umfalle und den Drachen, der sich um seinen Leib geschlungen, zerschmettere.

Diejenige Meynungen, welche man von gräßlichen, abscheulich großen und feuerspeienden fliegenden Drachen, die in Indien seyn sollen, in Büchern und Erzählungen findet, das sind insgesammt Fabeln und Mährlein: daß aber auch der Teufel auf göttliche Zulassung könnte haben die Gestalt dergleichen Drachen angenommen, und sich also von seinen Unterthanen, ja ich will noch mehr sagen, von gottlosen Christen habe sehen lassen, die nicht besser, als sie gewesen, und bereits in des Teufels Stricken gegangen, dessen lasse ich mich ganz gerne beschönen. Die Indianer erzählen zwar selbsten von tiefen Höhlen, in denen sich ungeheure Drachen befunden, die sie unterhalten und mit Speise und Trank versehen, allermeistens aber, die sie anbeten müssen. Allein das ist anders nichts, als ein Glaucoma und eine von dem Bösen angenommene Gestalt, durch deren abscheuliches Ansehen er diese blinden Heiden und Teufelsdiener von

der Verehrung des wahren GOttes abhalten und hindern, dahingegen zum Anhalten seines Dienstes zwingen und dringen will. Doch kann es auch seyn, daß es von der Hand der künstlichen Götzenpfaffen gemachte Götzenbilder sind, welche denen einfältigen Indianern so große Verblendungen machen.

Ich muß noch eines diesem beyfügen, nämlich, daß mir ein gelehrter Engelländer von diesen Drachen eine subtilere Meynung in den Kopf setzte. Ich habe so wohl, sprach er, aus denen alleråltesten Urkunden von denen Indianischen Drachen, als aus meiner eigenen Untersuchung, der Wahrscheinlichkeit gemäß befunden, daß dergleichen Drachen gewesen seyn können, itzo vielleicht noch existiren, auch künftighin entstehen können. Ihr Ursprung ist muthmaßlich dieser: Die fliegenden Schlangen kommen oft auf die Nester anderer Vögel. Die Beywohnung derselben nun mit andern Vögeln ist vielleicht der ungeheuren Drachen Ursprung; ja da die fliegenden Schlangen auch, wie die ältesten Urkunden gewiß versichern, mit denen Seewundern Gemeinschaft haben sollen, so ist ganz leicht zu glauben, daß daraus ein Wunderdrache generirt werden könne, denn es ist ganz und gar nichts neues, daß in den Wüsten Arabiens aus der Vermischung diverser Thiere vielfältige ungeheure und ungewöhnliche Thiere entstehen; und warum sollte man zweifeln, daß nicht solchergestalt in Wahrheit könnten Drachen gewesen, ja auch noch künftig seyn? Ich will die Glaubwürdig-

würdigkeit der Drachen bloß allein mit der Wahrheit der Geschichte des Drachens zu Babel, die Niemand in Zweifel ziehen kann, behaupten.

XX. Capitel.

Vom Dromedarius.

Der Dromedarius ist anders nichts, als ein Kameel, dessen Gestalt und gesammte Eigenschaften es besitzet. Einzig nur ist der Dromedarius von dem Kameel darinnen unterschieden, daß das Kameel nur einen Buckel oder Höcker auf dem Rücken hat, ein Dromedarius aber zween. In Persien findet man viele dergleichen Thiere, welche aber ursprünglich aus der großen Tartarey ihren Ursprung haben, und nach Persien sind gebracht worden, allwo sie sich nach und nach vermehret haben. Indessen werden sie sehr hoch geschätzt und werth gehalten, denn der doppelte Buckel soll zum Lasttragen viel geschickter seyn, als der einfache eines Kameels. Was aber dieser Buckel selbsten anlanget, so hat man an denen todten Kameelen in Obacht genommen, daß ihr Rückgrad so gleich sey, als wie bey andern Thieren: die Buckel kommen also nicht von der Krümmung des Rückgrades, sondern bestehen einzig und allein in einem Knorpel oder

Drüse, welche den Rücken bey den Kameelen einmal, bey dem Dromedario aber zweymal erhöheter macht. Diese Buckel sind einen halben Fuß höher, als die andere Haut des Rückens.

Die Kameele gedeihen viel eher in andern Ländern, als ein Dromedarius; denn man hat bey diesen letzten observirt, daß sie, wenn sie zur See kommen, eine Krankheit bekommen, die der Seekrankheit der Menschen und dem Scharbocke gleicht; wenn man sie aber zu Lande in ein ihrem Vaterlande entgegenes Clima bringet, so bekommen sie den Durchlauf, und alsdenn eine Art, wie bey dem Menschen das miserere mei ist, und sterben. Dahero kommt es, daß sie die Tartern und Persianer nicht gern an solche Leute verkaufen, von denen sie glauben, daß sie damit eine sehr weite Reise thun wollen, denn unter hundert bleibt kaum eines leben, das ein ander Clima vertragen lernet. Sie stinken auch, und zwar noch viel ärger, als ein gemeines Kameel, und wo ein Dromedarius etliche Stunden in einem Stalle gestanden hat, da kann man schwerlich wieder ein Pferd oder Esel hinein bringen, denn der Gestank dieser Thiere ist kaum erträglich, und kann man so gar den Gestank eines Kameeltreibers kaum ertragen. Ein Dromedarius kann 9. 10. und mehr Centner tragen. Er kann eine Reise von 50 Meilen, ohne daß er übertrieben wäre, in einem Stück hinter einander, und ohne zu füttern, thun. Diese Thiere sollen gar nicht saufen, sondern einzig und allein von der Feuchtigkeit der

Kräuter

Kräuter ihren Durst stillen. Auch sollen sie ihr Leben noch höher bringen, als die Kameele; auch ist ein Dromedarius viel geschickter zum Zuge, als ein Kameel, dannenhero man sie in hohem Werthe hält. Die Dromedarientreiber sind insgesammt Musicanten, denn diese Thiere können durch nichts so leichte zum geschwinden Laufe angetrieben werden, als durch musicalische Thöne, dannenhero singen und pfeifen sie stets, und gewöhnen sich zu allerhand Pfeifenwerk oder andern Instrumentenklang, daß sie auch außer ihren Reisen nichts liebers, als pfeiffen und singen, thun.

Es ist auch dieses von dem Thier Dromedarius merkwürdig, daß es sich auf eine wundersame Art wider andere grausame und wilde Thiere wehren soll; denn so sie einige Gattungen durch ihren scharfen Geruch in der Nähe spühren, so machen sie von ihrem Miste einen Creyß um den Platz, wo sie sich schlafen niederlegen, und wissen, daß das Wild sodann, wegen des übeln Gestanks ihrer Excremente, sich nicht nähert, sie also sicher vor ihren Anfällen sind; dergleichen Art bedienen sie sich auch in denen Wäldern, wenn sie von einem wilden Thiere angefallen werden, da sie denn den Mist fallen lassen und selbigen dem zuwider stehenden Wilde mit den Hinterfüßen entgegen scharren, dadurch sie allemal entkommen. Wiewohl sie auch so gut auf den Beinen sind, daß, wenn sie nur hundert Schritt von ihrem Feinde

entfernet, und Ausreiß geben, sie niemals eingeholt werden können.

Natura hæc animalia docuit quo modo se contra hostes potentiores custodire queant.

XXI. Capitel.

Von Ebbe und Fluth.

Ebbe und Fluth wird der Zu- und Abfluß der See auf und außerhalb der Küste genennet. Dahero scheinet es eine allgemeine Eigenschaft der See zu seyn, da solches doch nicht auf allen Küsten, noch auch in Ansehung der Zeit, noch in Betrachtung der Höhe des Wassers, gleich zutrifft.

Man kann Ebbe und Fluth mit denen See- und Landwinden darinnen vergleichen, weil man sie nahe um denen Küsten merket, wiewohl die See in 24 Stunden zweymal eigentlich ab- und zufliesset, und beym Abflusse das Trockene von der See an einigen Orten eine ziemliche Strecke weit gesehen wird. Der Unterscheid ist dieser, daß die Seewinde, solche, welche nicht weit von der Küste zu gewissen Stunden zu wehen pflegen, des Tages auf die Küste, und die Landwinde des Nachts gegen die See zu blasen. Doch dem sey, wie ihm wolle, so haben sie doch gleichwohl ihren Lauf fast eben so ordentlich, als Ebbe und Fluth,

Fluth, und beydes entfernet sich nicht weit vom Lande.

Im übrigen aber ist es eine gemeine Meynung, sonderlich unter denen Seeverständigen, daß sich Ebbe und Fluth nach dem Monde richten, auch ihr Ab- und Zunehmen, wie nicht weniger ihre tägliche Bewegung von dem Einflusse dieses Planetens herrühre. Dahingegen diese Ordnung von einer oder andern zufälligen Ursache bey denen Winden unterbrochen wird. Die ersten Buchstaben der Steuerkunst so zu sagen, sind, die Zeit zu wissen, wo aller Orten die höchste Fluth ist. Da, wo Seen und Flüsse die weiteste Mündung haben, gehet auch Ebbe und Fluth sehr stark. So ist auch zu merken, daß, obgleich bey dem Einfall der Flüsse und Seen die Fluth sehr stark wächset, sie doch nicht so hoch steiget, als da, wo die Oeffnung enge ist, wiewohl sie mit gleicher Gewalt hinein dringet. Außer diesem ist auch Ebbe und Fluth bey denen Inseln, sonderlich denenjenigen, welche weit vom Lande abliegen, lange nicht so stark, als auf den Küsten des festen Landes.

Die Ebbe bringet oft zuwege, daß die Einwohner auf denen Küsten reiche Beute machen; denn wenn die Fluth von denen verunglückten Schiffen allerhand kostbare Waaren, Holz, Fässer, Kisten, ja oft fast die halbe Ladung von einem Schiffe mit sich bringet, oder Walfische und andere Fische, Austern, Muscheln und dergleichen mit sich bringt und die Ebbe kommt, so laufen

laufen die Einwohner herbey und langen die mitgebrachten Reichthümer heraus und bringen sie, zumal da sie sich auf die Zeit der Ebbe und Fluth sehr wohl verstehen, ehe die Fluth wiederkommt, auf das feste Land in Sicherheit; wiewohl ich auch Exempel erlebt habe, daß die Fluth unvermuthet wiedergekommen, und das einemal funfzig, das andremal zehn, das dritte mal hundert und achtzig Manns- und Weibespersonen mit sich dahin gerissen, welche allesammt in der See ertrinken müssen.

XXII. Capitel.

Von

Edelgesteinen und Perlen.

Es sind die Perlen schon in mittlern Zeiten, ja in den åltesten Zeiten, zum Schmuck gebrauchet worden. Sie werden in besondern Muscheln gefunden, welche großen Austern gleichen. Man fånget deren viele auf den Küsten der Insel Ormus, Comorin und Ceylon, und man nennet sie Perlenmuscheln, und den Fang den Perlenfang. Diese Muscheln liegen zwanzig, dreyßig Klastern tief im Meer, dahinein wagen sich nun die Meertaucher oder Perlenfischer, und scheuen keine Gefahr, von so vielen sich in dem Meere aufhaltenden grimmigen Thieren gefressen zu

zu werden. Sie binden sich einen Korb oder Sack an, und lassen sich an einem Seile unters Wasser in die Tiefe des Meeres, suchen die Perlenmuscheln, welche sich fest an denen Klippen und Felsen anhalten, denn die Natur thut es der Muschel gleichsam kund, wenn ein Perlenfischer vorhanden wannenhero sie sich mit größter Macht an die Klippen und Felsen anhält, und so gar, daß sich auch die Perlenfischer alle Mühe geben müssen, solche mit aller Gewalt abzureißen, wodurch die Perlenmuscheln denn den Fischer zu bereden suchen, daß er sie für einen Stein halten soll. Die Perlen befinden sich in diesen Muscheln als Wassertropfen, die allererst in der Luft coaguliren und hart werden, und alsdenn von besonders darzu geordneten Leuten gereiniget und gesäubert werden. In mancher Auster sind zwanzig und mehr Stück, aber je weniger eine Auster Perlen hat, je größer seyn sie. Dieses sind die Perlen: die Austernschalen aber, worinnen man dergleichen Perlen findet, heißet man Perlenmütter, und von deren beyderseits Werthe sind die Europäer schon überzeugt, ohne daß ich mich lange damit aufhalten will. Die Perlenfischer dürfen zwar denen Indianischen Regenten keine Abgaben für diese Fischerey geben. Allein es ist schon ein beträglicher Tribut auf die Steine, welche man zu diesem Perlenfange gebraucht, geleget, welches eine considerable Einkunft machet.

Die besten Perlenfischereyen sind ohnweit Ceylon, auf dem Eylande Manar, das den Holländern

dern gehört, hernach Manar gegen über bey Tutucorim. Diese sind schöner als andre. Man fischt auch welche in dem Persianischen Meerbusen, und diese sind wohl nicht so schön, als jene, aber desto größer. Desgleichen findet man auch im Nordmeere Perlenaustern. Man merkt bey den Perlenaustern an, daß wenn man sie gleich nach dem Fange gewaltsamer Weise erbricht und eröffnet, man die darinnen befindlichen Perlen verletzet und verderbt; wenn man sie nun aber hingegentheils so lange liegen lassen muß, bis die Austern von freyen Stücken aufspringen, so geschiehet es, daß sie sich entweder bald aufthun, und das werden schöne weiße Perlen, die, wie man redet, ein schönes Wasser haben; allein andere müssen vierzehn Tage und länger liegen, ehe sie aufspringen, und da verfault inzwischen die Auster inwendig und wird gelb, welches die Perle ebenfalls unansehnlich und gelb machet.

Zu Soumelpour ist in dem Fluße Gouel, funfzig Meilen nach den mitternächtlichen Bergen zu, eine Diamantgrube, in der vom Februario an zehn tausend Menschen schöne spitzige, obgleich nicht große Diamante, suchen, welche man pointes naives nennet.

Man treibet Handlung mit Diamanten und Edelgesteinen in der Hauptstadt Orixa, in der Landschaft Orixa, an denen Indostanischen Grenzen, und lieget diese Stadt auf einem Berge.

In dem Königreiche Bisnagar findet man häufige Diamantgruben, und in den Flüssen Amethysten und Saphire.

Die Diamantgrube zu Raolcanda wird für die reichste in ganz Indien gehalten.

Die Calikutischen Weiber behängen sich Ohren, Hals, Arme, Beine und den ganzen Leib mit Gold und Edelgesteinen.

In der Meerenge zu Paravas und Maravas ist eine Perlenfischerey, und werden daselbst die allerschönsten Perlen gefunden.

In dem Königreiche Golconda giebt es ungemein viele und reiche Diamant- Saphir- und Edelgesteingruben. Die Steine aber, welche die gemeine Größe der Steine übertreffen, muß der König heimlich schneiden lassen, außerdem aber sich befürchten, daß ihm solche von dem Mogol dürften abgefodert werden. Auch wird allda viel Bezoarstein gefunden.

Auf denen Maldivischen Inseln findet man viele schwarze Corallen.

Auf der Insel Ceylon findet man viele Topasen, Rubine, Saphiere, Granaten und Crystall; allein die Unterthanen dürfen bey Lebensstrafe nicht damit handeln noch dergleichen in ihren Häusern betreffen lassen.

Auf der Insel Sumatra sind viele Edelgesteine, die man aber nicht suchen darf.

Auf der Insel Java sind viele Diamant- Rubinen- und Smaragd-Bergwerke.

Der Werth der Edelgesteine und Perlen scheinet mir einzig und allein aus der Einbildung und Wahn entlegener Nationen entstanden zu seyn, bey denen dergleichen nicht gefunden werden. Eines Theils ist auch die Entlegenheit Indiens Ursache von der Steigerung dieses Preißes; denn obgleich in Europa auch eben so große und schöne Edelgesteine gefunden werden, so hält man doch Orient für ächt, und andere Lande für unächt, gleichsam als ob Indien der einzige Ort sey, wo alle Reichthümer in einem Centro beysammen lägen, die andern Weltgegenden aber nur solche Lande wären, die der Kräfte mangelten, dergleichen Kostbarkeiten zu zeugen. Die Indianer, welche ebenfalls als verschmitzte und von Natur kluge Leute die Narrheit und thörichte Afection der Europäer erkannten, welche sie auf ihre Steine warfen, machte sie endlich aufmerksam. Sie erhöheten den Werth dieser Steine weit mehr, als deren Menge und Wachsthum erheischte. Dieses und jenes machte einen höhern Werth. Diesem setze ich bey den Neid, den die Indianer gegen ihre begierige Käufer hegten, ja ich will nicht sagen von dem Neide allein, sondern vielmehr von denen politischen Maximen, zu denen ihnen die hitzige Lüsternheit und Begierigkeit, ja die Grausamkeit christlicher Nationen Anlaß gab und verursachte, daß man theils Orten ganz und gar vorgab, es wären keine Edelgesteine vorhanden, oder man machte es ihnen weiß, es wären, da man die großen Stücken zerschlug, nur kleine Steinlein

da,

da, oder aber man verboth die Auflesung und Ausführung bey Lebensstrafe, ja was noch mehr, man füllete die Diamantgruben mit Erde aus. Dieses alles machte, daß dieser Edelgesteine Werth stieg. Ich will noch etwas hinzusetzen, so mir dünket, und wie ich auch von den Indianern selbst vernommen habe, daß es den Preiß dieser Sachen gesteigert habe, nämlich es sind zu manchen Zeiten ganze Schiffe und Flotten, worauf unsäglich viele Edelgesteine aufgeladen gewesen, auf dem Heimwege nach Europa untergegangen. Die begierigen Europäer ließen sodann den Indianern ihre erhitzten Neigungen durch tausenderley Verdacht allzu deutlich merken, und dadurch machten sie die Indianer klug, sich aber setzten sie damit in allmäligen großen und immer mehr und mehr wachsenden Verlust und Schaden.

XXIII. Capitel.

Vom Einhorn, Vnicornis.

Das Einhorn oder Vnicornis ist anders nichts, als eine Art Indianischer wilder Pferde, welches seiner Natur nach eines der allergefährlichsten und schlimmsten Thiere von allen ist. Wenn man es fangen und zahm machen will, muß es durchaus noch nicht zwey Jahr alt seyn; denn wenn es älter ist, so ist es so starr-

köpfigt, daß es sich weder mit Macht noch Kunstgriffen bezähmen lässet, sondern es verbleibet alsdenn, so lange es lebet, wilde und unbeugsam. Wenn sie zahm sind, kann man sich ihrer mit Nutzen bedienen, entweder als Pferde, darauf zu reuten, oder aber zum Zuge zur Vorspannung für die Renn- und Lastwagen. Jedoch ob sie gleich auch vor dem zweyten Jahre ihres Alters zahm gemacht worden, so ist ihnen doch keineswegs zu trauen, sondern man muß ihnen eiserne Stacheln an das Gebiß machen, welches sie stets muß im Zaum halten. Man nennet es um deswillen das Einhorn, oder Vnicornis, weil es ein drey Schuh langes Horn hat, welches schwarz ist. Man machet daraus gewisse Trinkgeschirre, welche besondere Eigenschaften haben, denn wenn ein Mensch sollte Gift in den Leib bekommen haben, und Wasser, Wein oder Bier aus diesen Trinkgeschirren trinket, das einige Zeit in demselben gestanden hat, so ist dieses ein gewisses Hülfsmittel wider den Gift.

Eben dieses wird denen Hörnern der wilden Esel zugeschrieben, so man aus selbigen Becher drechseln lässet, und das Getränke, so einige Zeit darinnen gestanden hat, wider den genossenen Gift brauchet. Es ist ein wilder Esel bey weitem nicht so groß, als ein Pferd. Er hat auf der Stirne einen weißen Flecken, und ein Horn von beynahe zwey Schuhen lang, welches oben roth und immer weiter und weiter hin schwarz wird. Es siehet der Kopf beynahe so roth, wie Purpur,

er hat himmelblaue Augen und einen weißen Leib, und ist übrigens mit allerhand schönen Streifen und Flecken bezeichnet. Diese Thiere sind ungemein leichte auf den Füßen, wie die Pferde, und ist im Capitel von wilden Pferden und Eseln ein mehreres von wilden Eseln nachzulesen.

Es wollen zwar viele die Existenz des Vnicornu oder Vnicornis in Zweifel ziehen. Allein es mag daran zweifeln, wer da will, so ist es dennoch eine gewisse u.. ganz unwidersprechliche Wahrheit, daß es Einhörner in Jadien giebt. Ich habe auf den Philippinischen Inseln ein uni Cornu marinum gesehen, welches eine Art Thiere seyn sollte, die im Wasser und auf dem Lande leben können. Dieses sah aus, wie ein ordinaires Pferd, die Mähnenhare und Schweif aber waren dergestalt zusammen gewachsen, wie die Flügel derer Fledermäuse. Die Füße waren ebenfalls gespalten, allein zusammen gewachsen, wie bey den Gänsen und Endten, und zum Schwimmen geschickt; wenn es aber auf dem Lande war, so runzelten die Spaltungen der Füße zusammen, und wurden eisenhart, ja zum Laufen wie ein Horn harte, sobald man aber davon ein Bein in ein Gefäße mit Meerwasser setzte, erweichten sich die Füße, und man konnte die zusammen gewachsenen Spaltungen der Füße auf eine viertheil Elle von einander dehnen. Dieses Meereinhorn fraß nicht nur grüne Kräuter, Reiß und allerhand Ackerfrüchte, sondern auch Meer- und Flußfische. Ob dieses ein Meerwunder, oder ein

ordentliches Vnicornis gewesen, kann ich nicht gewiß sagen, denn ich wartete allda nicht ab, bis er solches zahm gemacht hatte. Es war aber überaus leichte, und ob es gleich ziemlich groß und stark zu seyn schien, so war doch eine Person dieses Thier in die Höhe zu heben, und gebunden von einem Orte zum andern zu tragen im Stande. Die Haut aber hat ganz kurze Hare, welche stark ist, wie bey andern Pferden, und kann zu allerhand Dingen wohl gebraucht werden. Ich meines Orts halte dafür, es giebt Meer- und Landeinhörner. Wer besser belehrt davon ist, der glaube was er will.

XXIV. Capitel.

Von

Elephanten und Meerelephanten.

Die Indianischen Elephanten, und besonders die auf der Insel Ceylon, sind die besten. Seiner Gestalt nach ist der Elephant ohnstreitig das größeste unter allen Thieren auf der Erden, und so grimmig und wild, als die Löwen und Tyger. Man fänget sie durch List, mit Beyhülfe anderer abgerichteter Elephanten und mit Stricken, oder aber in langen und immer enger und enger zugehenden Behältnissen, wo hinein

man sie treibet, und wenn man sie darinnen hat, verschließet man diesen engen Gang mit einer Fallthüre, und sodann macht man sie auf verschiedene Art nach und nach zahm, wie denn der Elephant von Natur gelehrig ist, und leichte in allerhand Dingen kann unterrichtet werden. Ein Elephant gewöhnet sich gar bald an denjenigen, der ihn regieret, und wird für Betrübniß ganz mager, wenn er denselbigen verliehret, ja, wenn er etwan in der anwandelnden Wildigkeit denselben getödtet, so weiß er für Reue alsdenn nicht, was er anfangen soll, und versuchet für Traurigkeit sich dieses Verlustes wegen das Leben zu verkürzen. Ich habe ihrer etliche, vermöge dazu mit Fleiß gemachter, und mit Reisern und Blättern verdeckter Gruben, in welche man die wilden Elephanten gejaget hat, fangen gesehen. Ich habe besonders an diesem Thiere eine große Zärtlichkeit gegen seine Jungen bemerket, und mit Augen gesehen, wie die Alten die unvermögenden, und zum Schwimmen annoch ungeschickten Jungen auf ihren Rüssel genommen, und über die Flüsse hinüber getragen; ja, da sich einmal ein junger Elephant in einer Grube, aus der er nicht wieder heraus konnte, gefangen hatte, so kam die seinetwegen bekümmert besorgte Mutter: Sie besahe ihr Junges einige Zeit von oben herab mit großer Aufmerksamkeit, endlich aber stürzte sie sich aus großer Liebe zu dem jungen Elephanten ebenfalls hinab, und verlohr dadurch die Freyheit vorsetzlich. Die Elephanten lassen eine große

Liebe, so sie gegen einander hegen, von sich merken; denn so sie eines ihres gleichen irgendswo krank, oder verwundet antreffen, so erzeigen sie ihm durch Zusammensammelung allerhand zur Wiedergenesung dienlicher, und ihnen von Natur bekannter Kräuter, und allerhand anderer Liebesdienste, alle erdenkliche und ihnen mögliche Hülfe. Ja wenn eines von ihnen stirbt, so geben sie unter einander selbst Todtengräber ab, machen mit den Rüsseln tiefe Gruben, werfen den todten Cammerad dahinein und bedecken ihn mit Erde und Baumästen, so gut sie wissen und können. Ich habe abgerichtete Elephanten gesehen, welche sich bey Erblickung ihrer Herren auf die Knie niederließen, und zugleich auch wieder aufstanden, welches ein Zeichen ihrer Verehrung seyn sollte. Die Indianer richten sie mehrentheils zum Kriege ab. Das Signal zum Angriff ist bey manchen der Klang der Trompeten und Trommeln, oder rother Wein, Maulbersaft, rother Saft oder Blut, welches sie insgesammt zur grimmigsten Wuth beweget, daß sie mit entsetzlichem Schnauben und Brummen, welches gemeiniglich die feindlichen Pferde in Unordnung bringet, auf die Feinde loß dringen, daselbst alles in Unordnung bringen, und Pferde und Menschen zertreten.

Ein Elephant ist sechzehn bis achtzehn Monate, ehe er zur Vollkommenheit gelanget, im Mutterleibe, und so er zur Welt kommt, gleichet er an Größe einem Kalbe, und nimmt sodann bis in sein

funfzig-

funfzig- und sechzigstes Jahr zu, ehe er seine völlige Stärke erreichet. Sein Rüssel ist ein von seiner Nase herabhängendes Stücke Fleisch, das ihm große Dienste thut. Ferner hat er zwey große Hauer oder Zähne, deren einer wohl sechs Fuß lang und das ächteste Helfenbein ist, so man nach Europa bringet, und durch die Hand des Künstlers verarbeitet. Die Elephanten wissen auch selbst den Werth dieser ihrer Zähne, denn wenn sie etwan alt werden, daß ihnen die Zähne ausfallen, oder sie verliehren sie durch andere Zufälle, so verscharren sie solche in die Erde. Auf dem Rücken gleichet ihre Haut einem kaum zu verletzenden dicken Panzer, dahingegen die Haut unten am Bauche desto zarter und also verletzlicher ist. Der Elephant lebet einzig von Kräutern und Feldfrüchten, aber den Gerstenzucker liebet er vor allen andern. Das trübe Wasser ist den Elephanten am angenehmsten, wiewohl man denen zum Krieg abgerichteten auch sogenannten und in Indien gebräuchlichen Wein zu trinken giebt. Sonst sind die Elephanten auch vielfältigen Krankheiten unterworfen, denen die Elephantenführer vorzubeugen, und sie leichtlich zu heilen wissen. Man will zwar glaubwürdig vorgeben, die Elephanten lebten vierhundert Jahre und länger. Allein dieses ist ganz und gar der Wahrheit entgegen, indem das höchste Alter der Elephanten sich niemals über zwey bis dreyhundert Jahre erstrecket.

Man bedienet sich eines Hakens den Elephanten zu lenken.

Sonst ist auch von mir mehr befunden worden, daß sich die Elephanten für denen Feuerflammen scheuen, und bey deren Erblickung gleichsam erstarrt stehen bleiben, welches oft zur Erleichterung der bey ihrem Fange vorkommenden Schwierigkeiten vieles beyzutragen pfleget.

Im Kriege tragen die Elephanten auf ihrem Rücken große hölzerne Thürme, mit verschiedenen Stockwerken, in welchen sich die Bogenschützen verbergen, und von da heraus schießen.

Man rühmt auch die Elephanten als keusche Thiere, die man niemals sehe der Liebe pflegen; ein Elephant liebe sein Weib mehr nicht, als ein einzig mal, und zwar in den Orten des dickesten Waldes, oder in entlegen verdeckten Orten.

Es giebt nun aber auch Meerelephanten, welche im Meere leben, die drey, vier, fünfmal so groß sind, als die Landelephanten, und deren eine einzige Rippe dreyßig Schuh in die Länge hält: dieses sind aber Meerwunder, deren einige den Elephanten, Löwen, Panthern, Widdern, Hunden, und noch viel andern Geschöpfen ähnlich sehen. Man hat dergleichen gesehen, die mit Menschenköpfen versehen gewesen, und Borsten statt der Hare gehabt haben; ja es befinden sich im Meere solche Meerwunder, welche in Ansehung ihrer Bildung ganz und gar nicht zu beschreiben noch abzuschildern seyn, welche zum Theil lange Schwänze haben mit Schuppen, und statt der Beine Floßfedern,

dern, als Krebsscheeren gebildet. Von diesen Meerwundern wandern einige zu Nachtszeits aus dem Wasser, und suchen auf dem Felde an Ufern ihre Weide und verwüsten Getreyde und Bäume, worunter sich auch solche gefährliche Meerwunder befinden, welche, wenn sie ans Land kommen, mit ihrer Berührung Kraut, Früchte, Bäume und Erdreich tödtlich vergiften.

Im Königreiche Loos giebt es mehr Elephanten, und also auch mehr Helfenbein, als an einem Orte in ganz Indien.

In dem Königreiche Cochinchina sind gleichfalls viele Elephanten.

Die Elephanten auf der Insel Ceylon sind besonders berühmt, und sind höher im Werthe, als irgendswo in ganz Indien, nicht nur wegen des Helfenbeins, sondern auch wegen ihrer besondern Geschicklichkeit. Man sagt, wenn die Ceylonischen Elephanten mit andern zusammen kommen, so begrüßen sie die fremden, und erzeigen den Ceylonischen große Hochachtung. Man bedient sich hier der Elephanten statt der Lastthiere. Der Elephant fasset den Strick um den Rüssel mit den Zähnen, ziehet ihn an, windet ihn um den Pack, wirft ihn auf den Rücken, und gehet davon. Der Elephant ziehet solchergestalt eine halbe Galeere oder Caravelle auf das Land.

Auf der Insel Sumatra giebt es auch viele Elephanten.

Unter denen Meerwundern sind auch Seekühe, deren Fleisch und Speck sehr gut und gesund ist.

Man speiset sie theils eingesalzen, theils geräuchert, die Haut aber ist Büffelsart. Die Indianer geben sich viele Mühe, dieselben zu fangen, und verkaufen sie an die Europäer geräuchert.

An der Insel Borneo habe ich auch zweyerley Meersäue gegessen. Eine Sorte davon ist sechs Schuh lang. Wenn es will Sturmwetter werden, so halten sie sich über dem Wasser und schnarchen, worauf gemeiniglich ein Sturmwetter entstehet. Man macht Schinken und Speckseiten davon, wie von den zahmen. Der Speck ist nicht einen Daumen dick. Auch habe ich in den Philippinischen Inseln einen Seehund gesehen, der aber sehr jung seyn mochte, und nicht größer war, als eine Katze.

Die Indianer beteten vor uhralten Zeiten die Sonne, Mond und das Gestirne an, endlich aber vergötterten sie einen Elephanten, und dieser hieße Ajax, wie auch zwey Bildersäulen, des Alexanders von Gold und zwey andere von Metall, welche den Porus vorbilden sollten.

Heut zu Tage ist noch in verschiedenen Orten Indiens der abscheuliche Gebrauch, daß wenn ein Elephant einem von der Secte frühe zuerst begegnet, welche die Seelenwandelung statuirt, so wird der Elephant diesen ganzen Tag über von ihm als ein GOtt verehret und angebetet.

Ich habe in Indien meine besonderen Anmerkungen bey denen Landelephanten gemacht. Diese Thiere eilen des Morgens kurz für der Sonnen Aufgang, ehe sie die geringste Nahrung

zu sich nehmen, nach dem nähesten klaren Flusse oder Wasser, reinigen sich darinnen, hernach aber, wenn die Sonne aufgegangen, so eilen sie ihr gleichsam entgegen, und begrüßen sie zu Bezeugung ihrer Ehrerbietung, indem sie einige Blumen und Graß mit ihren Rüsseln ergreifen und in die Höhe werfen. Alsdenn aber gehen sie allererst auf ihre Weide, und ist dasjenige gewiß, was in dem Pier. Valer. lib. 2. Hieroglyph. Eleph. weitläuftiger nachzulesen ist.

XXV. Capitel.

Von Engelländern.

Die Engelländer haben in Cambaya, einer Stadt im Königreiche Guzurate, ein Handlungscomtoir.

Ferner auch eines dergleichen zu Amadabat. Allda trifft man alle Waaren von der Welt an, als: Silberne Brocate, blumicht mit Gold durchwirkte Decken, Leinwand, Sammt, Taffent, seidene Stoffe, wollene und baumwollene Tücher und Cattun. Desgleichen Zuckerkant, Farin in Kisten, Kümmel, Honig, Lack, Opium, Storax, Ingwer, so wohl getrocknet, als eingemacht, Myrabolanen, Salmiac, Indigo, welchen man Anil nennet. Canonenpulver, Bley und Salpeter sind Contrebandwaaren.

Von

Von der Seeküste von Surate an bis nach Goa liegen Baßaim und Bombay, so den Engelländern gehören, und schöne Gebäude haben.

Das Fort St. George und ganz Madras gehöret ebenfalls der Krone Engelland.

Die Engelländer haben auf der Insel Sumatra nur eine einzige Stadt; die Einwohner wollen mit keiner andern fremden Nation sonst etwas zu schaffen haben.

Die Engelländer bringen aus Ostindien ungemein reiche Ladungen, und sind Meister von den schönsten Orten. Sie haben reiche Kaufhäuser zu Amadabat, Guzurate, Surate, Cambaya, Damon, Agra, Balinpatnam, Cochine, Coulan, Cranganor, Ugli, Masulipatan und Bengala. Sie besitzen auch ganze Städte gar eigenthümlich, als Bombay und Diu. Der wichtigste Ort, den die Engelländer zu Ostindien besitzen, ist wohl ohnstreitig die Stadt Madras. Madras liegt von Pondichery ohngefehr dreyßig Meilen entfernt, nach Mitternacht zu auf der Küste von Coromandel.

Die Engelländer hatten vormals von einer Zeit zur andern, bald Vortheil, bald aber wiederum starken Verlust. Itzt haben sie zu Madras eine Festung und Besatzung von fast tausend Mann, und eine andere zu Goudelor von etliche hundert Mann. Diese Besatzung und Fortification hat dieses zum Bewegungsgrunde, weil man alle Waaren, die man nach Engelland einschiffet, an diesen beyden Oertern zusammen bringet. Es

gehen jährlich fünf und wohl mehr Schiffe nach Engelland ab, deren jedes Ladung sich auf acht hundert tausend Livres erstrecket, außer was die Privatladung beträgt. Die Engelländer handeln durch ganz Indien, besonders nach Mergni und Jausilou, nach Pegu und Gusda.

Es müssen sich auch zu einer gewissen Jahrszeit die gesammten Schiffe zu Madras versammlen. Mit einem Worte, die Engelländer haben eine einträgliche Handlung in Ostindien.

XXVI. Capitel.

Von

Pferden und wilden Eseln.

Ich habe in Indien wohl zahme, allein nur ein wildes Pferd gesehen. Das letztere davon ist anders nichts, als das Einhorn, von welchem man unter dem Capitel Einhorn, auf lateinisch: Vnicornis, weitläuftiger nachlesen kann. Die wilden Esel sind bey weitem noch nicht so groß, als die Pferde. Auf der Stirne haben die wilden Pferde eine Blesse oder weißen Flecken, und ein anfänglich rothes, nach und nach aber ins schwarze laufende Horn, beynahe zwey Schuh lang. Der Kopf ist roth, wie ein

Purpur,

Purpur, die Augen himmelblau, der Bauch und Leib weiß, und mit schönen bunten und vielfärbigen Flecken und Streifen gezieret und ausgeschmücket. Das Horn davon ist ein Widergift, denn so aus demselbigen Becher gedrehet werden, und man lässet das Geträncke einige Zeit darinnen stehen, so ist es ein heilsames Widergift für alle diejenigen, welche einen Gift in den Leib bekommen, oder sonst vergiftet sind. Man jaget es, wie anderes Wildpreth; jedoch ist dieses wundersam, daß, wenn es die Jäger jagen, so scheinet es eben nicht, als ob es sich im Fliehen und Laufen allzusehr angriff. Allein dieses ist eine Wirkung der Leichtigkeit ihrer Füße, welche man an ihrer Bewegung nicht sonderlich merklich wahrnimmt, noch ihre Geschwindigkeit so genau spühret, da sie doch gleichwohl nicht nur in Ansehung derselben allen Pferden beykommen, sondern auch die schnellesten Pferde bey weitem übertreffen. Die Jäger haben viele Mühe bey dieser Jagd, und läuft dieselbe mehrentheils umsonst und vergebens ab, wenn sie diese wilden Thiere nicht zu der Zeit jagen, zu welcher sie ihre Jungen weiden. Denn sie haben eine so stark eingepflanzte Liebe gegen die Jungen, daß sie solche nimmermehr verlassen, und da die Jungen sich nicht so leicht auf die Leichtigkeit der Füße, wie die Alten verlassen, und mithin nicht dem Angriff der Jäger entkommen können, so gedeihet solches den Jägern zum Vortheil, welche solchergestalt die Jungen nebst denen Alten in ihre Gewalt bekommen.

men. Zwar widersetzen sich die Alten mit aller Macht, um ihre Jungen von der Gefahr zu befreyen, und wenden alle Kräfte und ganzes Vermögen an, sie schlagen mit den Hinterfüßen um, neben und hinter sich aus, und stoßen mit dem Horne so lange, bis sie nach häufig vergossenem Blute durch Verlust ihres Lebens ihre Jungen denen Jägern Preiß geben und überlassen müssen. Wenn die Jäger nun die Alten eingeholt haben, so ist ihre hauptsächliche Bemühung darauf gerichtet, denen alten Eseln das Horn abzuhauen, so sie auf der Stirne und an den Füßen haben, und alsdenn können sie sich derer Jungen um so viel eher bemächtigen.

Auf der Insel Sumatra sind viele wilde Pferde anzutreffen.

Die zahmen Pferde sind in Indien bey weitem nicht so stark, als in Europa, und mir ist versichert worden, daß sie öfterer werfen, als anderwärts. Die wilden Esel aber sind einer Krankheit unterworfen, die durch Genüßung eines Kräutleins entstehet, das dem Safran gleich siehet. Sobald sie dieses Kraut, das mehrentheils nach großen Ueberschwemmungen, denen Pilzen gleich, früh aus der Erde in die Höhe schießet, und des Abends wieder verwelket, genüßen, und man sie nicht mit besonderm Fleiße abhält, nach geschehenen Ueberschwemmungen die Gegenden der Meerufer zu beweiden, so fressen sie sich von diesem Kräutlein krank, es werden ihnen die Augen, die Zunge, und sogar Haut und

Hare

Hare gelb, sie hören auf zu fressen und zu sauffen, und werden sehr krank. Dieser Krankheit soll mit anders nichts abgeholfen werden können, als wenn man den Mist nimmt, den sie gemacht, da sie noch nicht krank gewesen, und ihnen solchen mit Gewalt, und mit Schildkrötenfette vermischt eingießet, da sie denn innerhalb vier und zwanzig Stunden die gelben Haare und alle Gelbigkeit verliehren, darauf aber in kurzem sich gleichsam verjüngern. Sonst aber bey andern zufälligen Krankheiten wissen sie sich von selbsten gar bald zu helfen; denn sie laufen dermaßen gewaltig, bis ihnen der Schweiß herabläuft, alsdenn stürzen sie sich in das Meer. Hiervon verliehren sie alle Hare, die Zähne fallen ihnen zum Theil ab, ja sie nehmen dermaßen ab, daß man dächte, sie würden den Augenblick verrecken; allein, ehe zweymal vier und zwanzig Stunden vergehen, springen sie in die Höhe, und fangen ihre Besserung mit starkem Fressen an, wodurch sie sich ein Erbrechen zuwege bringen, das ihre völlige Genesung befördert.

XXVII. Capi-

XXVII. Capitel.

Vom Filander.

Es ist der Filander ein Thier, das denen Kaninchen gleichet, mit längern Hinterfüßen, als die vordern sind. Ich habe sie allemal für kleine Hasen gehalten, weil sie so groß, so an Farbe und Pelze, als ein Hase sind. Der Kopf und der Schwanz sind nur von der Hasenart abweichend, denn ersterer gleichet auf Fuchsart, und der Schwanz ist ganz spitzig, und unten am Bauche hat es einen offenen Sack, in welchen die Jungen, so sie eines Menschen Ankunft ersehen, hinein springen, und sich wohl zu verbergen wissen. Sonst graben sie, wie die Kaninchen, unter sich in die Erde, und machen sich Höhlen.

Es ist wundersam, wenn man sie fangen will, und zumal an einem Orte, wo sie nicht die Flucht nehmen und ausziehen können. Ich habe dergleichen Lust zu Pondichery mit angesehen; denn allda hatte der Generalgouverneur einen mit kleinen Pallisaden vermachten weitläuftigen Platz, worinnen eine große Menge Filanders waren. Man konnte von außen ihre Ställe, worinnen sie sich für der Sonne und zur Regenszeit verbargen, zumachen, daß sie nicht hinein kommen konnten. Dieses nun geschahe, und

Bayerische
Staatsbibliothek
München

darauf führte mich einer von des Gouverneurs Leibgarde in diesen Raum. Die Filanders suchten bey unserer Erblickung ihre Retirade: da sie solche aber verschlossen fanden, liefen sie insgesammt in einen eben darzu gemachten Winkel. Wir nahmen eben dahin unsere Tour, und da wir uns ohngefehr noch zehn Schritte davon befanden, schien es nicht anders, als ob in einer Minute mehr, als die Hälfte, davon verschwänden. Die jungen Filanders liefen auf ihre Mütter zu, und indem kamen sie auch aus den Augen, daß also die jähe starke Verringerung der Anzahl vorhandener großen Heerde eine ganz geschickte Vor- und Abbildung der Verschwindung machte. Hierauf jagten wir diese Thiere von neuem auf, und sie suchten eine andere Retirade, konnten auch, ohnerachtet die jungen Filanders in dem Vorfalle oder Sacke ihre Mütter waren, welchen die Alten im Laufe ganz geschickt an sich und zusammen zu ziehen wußten, so hurtig ausziehen, daß man ihre Bürde keinesweges gewahr wurde. Ich habe zwar vielmal Mühe angewendet, von dem Koche des Generalgouverneurs ein Stück gebratenen Filander zu bekommen, wie er mir es oftmals versprochen hatte; allein so oft ich anfragte, war entweder nichts mehr vorhanden, oder man hatte schon alles weggegeben, oder aber es war die Zeit, da man diese Thiere nicht zu speisen pflegt, als wenn sie trächtig sind, oder wenn sie saugen; und ob ich gleich einen jungen Filander gerne mit Gelde bezahlt

hätte,

hätte, konnte ich gleichwohl keinen bekommen, denn es war ein besonderer Aufseher darüber gestellet, welcher die Jungen und Alten, den Ab- und Zugang, was nämlich anwuchs, und was in die Küche geliefert wurde, in einer besondern Rechnung führete. Nun ist der Filander zwar ein Wildpret; allein es ist sehr schwer zu bekommen, denn es übertrifft nicht nur die Geschwindigkeit der Hasen, sondern hat sehr viele Schlupflöcher in die Erde, Steinklüfte und Erdrisse, dahinein sichs bey der Ankunft der Jäger gar leichte verstecken, und an vielen Orten wieder heraus schlupfen, und also augenblicklichst entkommen kann. Man macht inzwischen eine größere Delicatesse daraus, als aus einem Hasen, und die Felle oder Pelze davon sind viel zärter und feiner, als die von den Hasen. In denen Hinterläufen dieser Thiere, welche länger sind, als die vordern, befindet sich ein kleines Beinlein, welches das Gelenke abgiebt. Dieses ist ein gewisses Mittel wider die fallende Seuche und Darmgicht, auch weiß man das Gehirn, den unten am Bauche befindlichen Sack, die Zähne, die Augen, die Eingeweide, und so gar das Fell, als Hülfs- und Heilungsmittel wider vielerley Beschwerungen mit gewissem Nutzen zu gebrauchen.

Die wilden Filanders, die allererst gejaget werden, sollen weit angenehmer, als die, welche zahm erzogen sind, am Geschmacke seyn. Es erhalten sich diese Thiere von Kräutern, die in Gebürgen wachsen, wovon der Aufseher dieser

Heerde täglich frische schaffen und damit füttern mußte. Dieser erzählte mir annoch über dieses viele Particularia von dem Filander, die meines Erachtens noch wohl Anmerkens werth sind. Als, daß ein Filanderweibchen Zeit ihres Lebens unter so vielen Jungen kaum ein Männchen hätte, und daß bey einer ganzen Heerde von zwey-dreyhundert Filandern ein Männchen schon genug sey zur Vermehrung, und wären solche daran zu erkennen, daß sie bey einer Heerde Weibchens voranliefen, und keinen Sack am Leibe hätten, wie die Mütter: von ihrer Vermischung aber wisse man gar nichts, indem diese Thiere dergleichen niemals, als in denen dunkelsten und verborgensten Winkeln unternähmen, jedes Weibchen aber werfe wenigstens in drey Monaten sechs, sieben und mehr Junge, deren zwey und zweye wechselsweise an ihnen saugeten.

XXVIII. Capitel.

Von Fischen und denen fliegenden Fischen, Hoangcioqu genannt.

Die Fische in Indien sind verschiedener Gattung, und am besten ist es, man theilt sie ein in Fische, die im Meere, und in Fische,

sche, die in Flüssen sind. Die Wallfische findet man unter einem besondern Capitel, desgleichen die Meerelephanten unter der Rubric: Elephanten. Allein diese letztern sind mehr Meerwunder, als See- und Meerfische. Es ist eine besondere Art Fische in Indien, die man Hoangcioqu nennet. Diese steigen aus dem Meer und Flüssen Indiens auf die Ufer, Gefilde und Felder, und hüpfen gleich denen Fröschen auf denen Wiesen herum. Man giebt von diesen Fischen vor, es sey ein gelblichter Fisch mit Floßfedern, welche nicht allein zum Schwimmen, als vielmehr zum Fluge taugten; im Sommer fliege er aus dem Wasser, und halte sich auf den Bergen auf, bey annäherendem Herbste aber begebe er sich wieder, bis zum wiederkommenden Sommer, ins Meer, und werde für eine delicate Speise gehalten. Desgleichen erzählt man auch von einer andern Art fliegender Fische, welche einen Kopf, als ein Vogel, und einen Schwanz als Fische haben sollen. Ich meines Orts habe aber eine ganz andere Art fliegender Fische gesehen, und auf unserm Schiffe gespeiset, denn sie fielen aus der Luft in unser Schiff. Sie sind mit Flügeln von Floßfedern versehen, und wenn ihnen ein gewisser Raubfisch, der ihnen nach dem Leben trachtet, nachstellet, und sie sich nun gar nicht mehr zu retten wissen, so fliegen sie, aus gerechter Furcht, aus dem Meere in die Luft. Da aber die Luft und heißen Sonnenstrahlen diesen Fischen die Floßfedern gar bald trocken machen, und sie sol-

chergestalt zum fernern Fluge außer Stand setzen, so fallen sie aus der Luft herab, und solches entweder wiederum in das Meer, oder aber zufälliger Weise, wenn gleich Schiffer zu solcher Zeit vorbeyfahren, in die Seegel, Thaue oder in das Schiff, und gereichen oft denen Schiffleuten zum niedlichsten Leckerbißlein, indem sie sich wohl speisen lassen. Sie gleichen denen Heringen, und haben Flügel wie die Fledermäuse, oder doch wenigstens, die sich fast mit dergleichen vergleichen lassen.

Im Königreiche Laos giebt es Fische von ungemeiner Größe.

Auf den Moluccischen Inseln ist die allgemeine Speise Reiß und Fische.

Ich habe mich einsmals auf einem Schiffe befunden, da wir in einem Tage so viel Fische fiengen, davon sich wohl dreyhundert und mehr Personen würden haben vollkommen satt essen können.

Auch ist es eine Lust, wo Ebbe und Fluth ist. Die Fluth setzt oft manche Ufer und Lande ein, zwey Schuh hoch unter Wasser. Die Fluth bringet oft lebendige Fische in so großer Menge mit, daß die Einwohner nicht genug einsammeln können, ja mir ist gewiß erzählt worden, daß sie oft Wallfische auf die Ufer durch die Wellen schlage, welche bey dem geschwinden Abfall der Wellen nicht wieder zurück ins Meer könnten, wegen ihrer sehr großen Schwere und Wucht, mithin liegen blieben und denen Einwohnern zu

aller-

allerhand Bedürfnissen dienten, denn sie verbrauchten diese Thiere, als nämlich ihre Rippen zu Querbalken, die Thüre und Tische aber ihrer Wohnungen machten sie aus der Wallfische Kinnbacken. Aus den Gelenken des Rückgrades machten sie Mörsel, um in denselbigen ihr Getreyde zu zerstoßen und zum Gebrauch zu zermalmen. Den Fischthran wußten sie ebenfalls zu ihrem Nutzen vortheilhaft anzuwenden. Desgleichen läßt auch die Ebbe vielmals schöne eßbare Fische zurück, denn zur Zeit der Ebbe wissen die Indianer durch Gruben und von Holz gemachten kleinen Zäunen gleichsam Fischreuse aufzustellen, dahinter die Fische bey der Ebbe zurück bleiben, die sie hernach einsammeln.

Ich habe etliche kleine Maldivische Inseln angetroffen, allwo die Einwohner solchergestalt fischten und krebsten: sie hatten in die Erde einen zwey Fuß hohen Zaun so artig gebauet, daß wenn die Fluth kam, die Fische und Krebse dahinein geschlagen wurden, zur Zeit der Ebbe aber verblieben ungemein viele Fische und Krebse zurück, welche zu vielen tausenden eingesammelt, und alsdenn verkauft wurden. Wundersam ist es, daß sich die großen und kleinen Seekrebse nicht in allen Gegenden der See finden lassen, sondern nur an manchen Orten. Doch es sind die Indianer so geschickt und klug, daß sie in ihre Fisch- und Krebsreuse große und kleine Seekrebse zur Zeit, wenn sie Eyer haben, stecken, da denn dadurch die ganze Gegend dermaßen besamet wird,

 daß

daß sich allda Krebse fortzeugen, ob sie gleich sonst niemals daselbst ihren Aufenthalt gehabt haben. Insbesondere wissen sie sich dieser Kunst in ihren Flüssen wohl zu bedienen, oder vielmehr in ihren Teichen und Abflüssen, darinne sie viele Arten Fische zu erzeugen suchen, welche ihnen zur Veränderung dienen, und sollen die Europäer hierzu Anlaß gegeben haben, welche sie in der Fisch- und Krebskunst, und deren Vermehrung so wohl unterrichtet haben.

XXIX. Capitel.

Von Flüssen.

Bey dem Capitel von denen Flüssen habe ich für andern angemerket, daß sich wenigstens etliche dreyßig Flüsse in den Fluß Indus ergießen, und kann es gar wohl seyn, daß noch mehrere in den Indus ihren Einfluß haben, wie von einigen dafür gehalten wird, indem ich auf genaues Nachfragen für gewiß erfahren, daß sich in die funfzig Flüsse in den Indus ergießen sollen. Der Indus selbst ist ein Fluß erstaunender Größe, und wo er am schmälesten ist, so ist er doch über eine starke Meile breit.

Die anhaltenden Regen, welche in dem nördlichen Indien und dessen Gebürgen zur Sommerszeit zu fallen pflegen, machen, daß die Flüsse

noch

noch weit stärker, als sie von Natur sind, anschwellen, und weiß ich, daß zum öftern die Felder, Thäler und Ebenen dadurch überschwemmet und unter Wasser sind gesetzet worden. Es ist dieses eine Wirkung der Fürsorge der gütigen Natur, indem diese Ueberschwemmungen das ungemein heftige Ungezieser, welches in dem mittägigen Indien durch die Hitze erzeuget wird, und außerdem ganz unerträglich seyn würde, größtentheils dämpfen und vertilligen; denn das Ungezieser ist zu manchen Zeiten so häufig, daß es sowohl denen Wohnungen, als der Erndtenzeit großen Schaden verursachet. Diese häufig anhaltenden Regen entstehen im Anfange des Monats Junius, und dauern bis zum Ende des Augusts, und dienen zur Erfrischung des ganzen Landes, besonders der beyden Halbinseln, welche das heißeste Erdreich in Indien ausmachen. Ausser zur Erfrischung dienen diese Ueberschwemmungen vom Regen auch zur Fruchtbarkeit, daß die Erde desto leichter seine Früchte hervor bringet, denn durch die Ueberschwemmung wird von dem Wasser der Erde eine fruchtbringende Mast und schleimichte Materie zugebracht, welche mehr thut, als Mist und Dünger. Diese Fruchtbarkeit ist die Ursache der unglaublichen Menge der Einwohner in Indien.

Der Sind entspringet auf der berühmten Kette von Gebürgen, welche man Paropamisus nennet.

Zwey Flüsse, als Mantoa und Quari auf der Malabarischen Küste, formiren eine Insel, Salsette genannt, worauf Goa lieget, das den Portugiesen gehöret.

In denen Flüssen des Königreichs Bisnagar findet man Amethysten und Saphire.

Der Hafen der achtzehn Meilen von Goa gelegenen Stadt Onor wird von zweyen Flüssen formirt.

An dem Flusse Crisna lieget die Stadt Masulipatan.

An dem Flusse Menan liegt die Stadt Odia, die Hauptstadt des Königreichs Siam, welche die Indianer Crung teppappra ma ha na kan, das ist, die bewundernswürdige ungemeine und englische Stadt, oder Crung si ayn, thaya nennen, das ist, die vortreffliche Stadt. Menan bedeutet so viel, als ein Meer von Wassern, wie denn dieser Strom eine Insel von zwey Meilen im Umfange formirt.

Der Fluß Mecon durchströhmet das ganze Königreich Cambova oder Camboſche, welches auch Cambodia genennet wird.

In denen Flüssen auf der Insel Borneo findet man Goldstaub.

Der Malabaren Wedam handelt auch von den sieben heiligen Flüssen Indiens, als da sind:

1) Der Ganges.

2) Der Emune, oder Gemena.

3) Der Godamari oder Gouderas.

4) Der Saraswadi oder Trifilis.
5) Der Nirmanda oder Guenga.
6) Der Sindu oder Indus, und
7) Der Caweri diesseits dem Collaram.

Vor Alters hat man in großem Irrthum gestanden, den Fluß Indus mit dem Nilstrohm vermischet, und geglaubt, der Nil sey ein Abfluß des erstern und die äußerste Grenze des festen Landes, über welchem kein Mensch mehr wohnte.

Ein kleiner Fluß in dem Königreiche Ava, ohnfern dem Flecken Tohrug, Sfahi genannt, ist ganz besonders anmerkenswerth. Er verliehret sich zu sechsmalen in die Erde, unter welcher er zwey Meilen fortfließet, endlich aber wieder hervor kommet. Im October tritt derselbe aus seinen Ufern, und wirft allerhand petrificirte Sachen heraus, als Fische, Schnecken, zu Stein gewordenes Holz, und was sonst etwan von ohngefehr in den Fluß gekommen ist. An einem Orte hat er einen Wirbel, darum sich gewisse Schildkröten aufhalten, die außerordentlich groß und so fett seyn, daß die dasigen Einwohner deren Fett einsammeln und statt der Butter gebrauchen, welches sich zehn Jahre und länger hält, zugleich auch dasiger Gegenden als eine Salbe wider den Brand und Verrenkungen gebraucht wird. Aus denen Schilden dieser Schildkröten machen die Indianer Schilder, welche hoch geschätzt werden, indem sie sehr leichte seyn, an Härte aber dem Stahle nichts nachgeben. Die Indianer machen Brustharnische daraus,

wenn

wenn sie in Krieg ziehen, das Fleisch hingegen wird an die Juden verkauft, und gebraten, und ist ein gutes Leckerbißlein. Die Abgänge von denen Schilden dienen statt der Schuhe, indem nämlich die Sohlen nach dem Fuße geschnitten, und oben über denen Füßen angebunden werden.

Außer diesen Schildkröten wirft der Sfahifluß auch eine Art Schnecken aus, welche so hart, als Stein sind, und deren sich die Einwohner statt der Tobackspfeifen bedienen. Wenn dieser Fluß aus seinen Ufern tritt, so wirft er eine so große Menge Wasserfrüchte aufs Land, wovon sich die Indianer wohl verproviantiren. Einige haben den Geschmack als Fische, andere schmecken als Fleisch, und die dritte Gattung derselben wird getrocknet, gestampft, und daraus ein Brod gebacken. Die Indianer, welche die Seelenwandelung dasiger Gegend statuiren, leben bloß und allein von diesen Wasserfrüchten, welche sie mit größter Sorgfalt einsammeln und ihre Nachbaren damit beschenken, wenn sie ihnen gütlich thun wollen, immaßen nirgendswo auf Erden, als an diesen Orten, dergleichen Wasserfrüchte wachsen. Nives nennet man diejenigen, so den Geschmack der Fische haben. Heus heißen die, so einen Geschmack als Gemsen haben: diejenigen aber, daraus man Mehl und Brod machet, nennet man Rewesf, das daraus gestampfte Mehl benennet man Haghaa pa tan, und denn endlich das Brod selbsten Tettappoppa ha tan.

XXX. Capitel.

Von Franzosen.

Die Franzosen haben ein besonderes Handlungscomtoir zu Ougli in dem Reiche Indostan. Die Compagnie bringet von da verschiedene Arten Mallemolles, Caßes, welches auch doppelter Moußelin genennet wird, ingleichem Doreas, das ist, gestreiste Moußeline, oder auch Tangebs, das ist, dichte Moußeline. Ferner Amans, welches sehr schöne baumwollene Tücher sind, seidene Schnupftücher, Baumwolle und Mallemolles. Von Daca bringt die Compagnie schöne gestickte Tücher von Gold, Silber und Seide. Eben daher kommen die Halstücher und gestickten Moußeline. Eben dergleichen Handlung wird zu Chatigan getrieben, wie auch zu Thanderganor und Chincora bey Ougli.

Pondichery ist eine schöne Handelsstadt und das Hauptcomtoir der Franzosen, und hat ehemals Boutoutschery geheißen. Daselbst ist ein schönes Fort, ein Jesuitisches Seminarium, ein Mißionshaus und ein Capucinerconvent. Die Vestung ist sehr regulair, mit guten Außenwerken, Kriegsmunition und Lebensmitteln versehen, hat zweyhundert Stück schweres Geschütz, die Gassen sind regulair, schnurgerade, die Häuser ein Stockwerk hoch. Es sind viel Baumalleen da, worunter die Weber Cattun machen.

Frank-

Frankreich besitzt nichts, das so schön ist, als Pondichery. Das ist der einzige Ort, wo Holland und Engelland keine Factorey hat. Es ist auch ein großer Gerichtsort da. Sonst ist diese Stadt vier Meilen im Umfange. Es hat einen Gouverneur, einen Major, einen Commendant der Infanterie von dreyhundert Mann, und dreyhundert französisch erzogene Eingebohrne, die man Topasier nennet. Auch schlägt man Geld daselbst, worauf des Königs Namen stehet. Maldivische Meermuscheln gelten nicht, dahingegen eine Kupfermünze eines Pfennigs werth, so Cacses heißet. Die Silbermünzen gelten nur vier Sols. Die Goldmünzen nennet man Pagoden, und gelten eine halbe Pistole. Es wächßt viel Reiß da, sonst aber nichts, als Kräuter, Vögel und vierfüßige Thiere, endlich aber auch Cocosbäume.

Das Fort St. George zu Madras gehörte den Franzosen ebenfalls, ist aber den Engelländern restituiret worden.

Die Franzosen sind Stufenweise zu der alleransehnlichsten und dauerhaftesten Vestsetzung ihrer Compagnie nach Ostindien gelanget.

Die Stadt Pondichery auf der Küste von Coromandel ist der eigentliche Hauptsitz der Franzosen in Indien. Pondichery ist wohl bevestigt mit starken Mauern und vier Thürmen, um die Courtinen zu bestreichen, und sind auf jedem Thurme sechs Canonen. Ich halte dafür, daß in Pondichery auf hunderttausend Einwohner

sind.

sind. Um die Stadt ist eine vortreffliche Mauer, die Stadt selbst aber ist nach der Baukunst regelmäßig eingetheilt, die Straßen schnurgerade, und ist die vom Mittag nordwärtsgehende Hauptstraße eine halbe Pariser Meile lang; die andere Hauptstraße aber, welche jene mitten durchschneidet, ist hundert und vierzehn Meilen lang. Es stoßen die Häuser allesammt an einander, und des Gouverneurs seines ist darunter das ansehnlichste. Der Compagniegarten gegen Westen zu ist sehenswerth, und recht vortrefflich mit den prächtigsten Alleengängen angelegt, darinnen sich jedermann divertiren kann. In der Mitten stehet ein kostbar ausgeschmücktes Haus, worinnen die auswärtigen Gesandten einlogirt werden. Das Jesuiter-Collegium ist auch der Erwähnung würdig, denn es werden allda die jungen Leute von etlichen Jesuiten in humanioribus unterrichtet. Auch ist ein Capucinerconvent allda. Die Privathäuser sind zwar nur ein Stockwerk hoch in die Höhe geführt, allein von sehr bequemer Einrichtung. Ferner haben die Braminen zwey Pagoden zu Pondichery. Die Einwohner sind mehrentheils Weber, Cattunmahler und Goldarbeiter. Des Nachts lieget man mehrentheils nackend auf den Dächern auf ausgebreiteten Matten, denn es ist sehr heiß, regnet auch nur ohngefehr acht Tage vor dem Anfang des Novembers. Der Arbeiter und Handwerker Kost ist Wasser, gekochter Reiß, und statt des gewöhnlichen Brods ein ungesäuerter Kuchen,

der

der in Asche gebacken wird. Pondichery liegt etliche vierzig Toisen vom Meer, allwo kein Hafen ist, sondern eine Rheede, und müssen die Schiffe eine starke Meile vom Ufer im Meer liegen bleiben, die Waaren aber allda abgeholet, und auch solchergestalt dahinein gebracht werden. Sonst ist sehr wohlfeil allda zu leben wegen großen Ueberflusses des Fleisches, der Vögel und Fische. Der Generalgouverneur hat eine Leibwache von zwölf Mann zu Pferde, deren Kleidung Scharlach ist, goldene Borten und schwarze Aufschläge hat. Ueber diese ist ein Hauptmann. Die Pions aber werden die Soldaten von der Garde zu Fuß genennet, und die bestehet aus dreyhundert Mann. Diese sind des Generalgouverneurs Gefolge bey hohen Solennitäten, ja er läßt sich auch von sechs Mann auf einem Palanquin tragen. Der Palanquin ist prächtig, nämlich der Himmel und Küssen mit Gold gestickt, und hat goldene Knöpfe. Sonst sind in der Stadt sechs Thore, die verschlossen werden, viele reiche Vorrathshäuser, Waarenlager, eine treffliche Citadelle, eilf Forts, und auf den Vestungswerken über vierhundert Canonen, Bomben und Mörser, daß man mit Recht behaupten kann, Pondichery sey heut zu Tage einer der allerschönsten und vestesten Plätze auf der ganzen Küste von Coromandel. Es haben die Franzosen die Erlaubniß, mit dem Stempel des großen Mogols Münze zu schlagen. Das Geld aber, das sie schlagen, werden silberne Roupien genennet, worauf

auf des Mogols Bildniß stehet. Es ist eine solche Roupie ein wenig größer, als ein Stück von zwölf Sols, allein sie ist wenigstens dreymal dicker, und gilt deren eine acht und vierzig Sols. Durch diese Münzung profitiren die Franzosen jährlich ein Capital von viermal hunderttausend Livres. Es ist daher ein besonderes Münzhaus zu Pondichery, und man bringet von allen Nationen Silber nach Pondichery zum Verkauf für die Münze.

Die Stadt Karcal gehört auch den Franzosen, wie auch Tiroumale, Rayen, Patnam und viele andere Orte mehr, welche in dem Capitel von Indianischen Städten beschrieben und weiter nachzulesen seyn.

XXXI. Capitel.

Von Gattungen der Schiffe.

Advis-Schiffe.

Spanische Advis-Jagt.

Alleges, kleine Fahrzeuge, die den großen zu Hülfe kommen bey der Ausladung.

Admiralschiffe.

Galleen, derer giebts vier Sorten, 1) Galleassen, diese haben funfzig Ruderbänke und Stücken drüber. 2) Galleen, haben vier und zwanzig bis

dreyßig Ruderbänke. 3) Gallioten von sechzehn bis fünf und zwanzig Bänken. 4) Brigantinen haben zehn bis funfzehn Bänke.

Lastschiffe, derer die Gallionen und Kracken die größten. Diesen folgen die Schiffe von hundert bis dreyhundert Lasten, diese sind zweyerley, als: 1) Spiegelschiffe. Die Jagten sind eine Art sehr schneller Spiegelschiffe, auch Pinassen von neunzig bis hundert und zwanzig Lasten. 2) Die Fluyten sind hinten ganz rund und bauchigt.

Alloqves.

Brigantinen.

Balandene.

Buis, ein klein Fahrzeug, das Seegel und sechs Ruder führt, zum Heringsfang dienlich.

Spanische Rudboote.

Barquen, diese gehen nicht tief im Wasser.

Barcken, kleine Schiffchen.

Lange Barquen, oder Brigantinen.

Tripolitanische Bregantino.

Boot oder Kahn, sind Synonyma.

Bakand ist ein plattes Fahrzeug.

Grönländische Buis.

Packetboots.

Spanische Carvels oder Advis-Jagt.

Spanische Fischerboote, Caunters genannt.

Chalouppen, kleine, vorn und hinten spitze Fahrzeuge, solche werden insgemein an die großen Schiffe angehänget.

Bombardierschiffe.

Vene-

Venetianische Corvettes.
Portugiesische Cracken, so auf sieben und zwanzig tausend Centner und achtehalb hundert Mann tragen können.
Champanen, so zu Karcal auf der Küste Coromandel gebräuchlich sind.
Prahmen.
Chatten, dergleichen hat man in America.
Holländische Schuyten.
Dänische Eyßboote.
Felucqven.
Flöthe, Fluyte, oder Jachtfluyte.
Canots.
Leichte Fregatten.
Englische Fregatten.
Spanische Fregatten.
Neapolitanische Feluqven und Tertanen.
Neapolitanische Kalckschiffe.
Canonirprahmen, item Galleyen.
Gollatzen.
Portugiesische Gallionen.
Portugiesische Maelinen.
Malthesische Barcken und Galeotten.
Bombardiergallioten.
Dänische Hucker und Prahmen.
Heck-bootjens.
Joncken.
Jols oder Jelles, sind in Norgen oder Moscau gebräuchlich.
Kitze und Pinas.
Malabarische Kattumaram sind drey zusammen

gebundene Balken, worauf die Malabaren schiffen.
Kahn oder Boot ist einerley.
Corfuische Marcilliana.
Scheepkens.
Orangbays sind große Kähne, darinnen wohl dreyßig Mann sitzen können.
Persianische Orangen.
Türkische Oraniken.
Moscowitische Ostrofsky-Lotky.
Canonirprahmen sind Dänisch.
Pincken.
Pinaßen.
Palandre.
Petache.
Ruderboote.
Venetianische Tartanen und Peotten.
Tschaicken.
Die Barquen sind in Untiefen gut.
Barbarische Brands und Barcken.
Rußische Fobjachten.
Hospitalschiffe.
Feckboots.
Transportschiffe.
Venetianische Gondeln.
Spanische Holzflöße.

Das Moscowitische Admiralschiff, so ich gesehen, ist eines von den allerschönsten. Es war 175 Fuß lang, 52 Fuß breit, hatte 1000 Mann, 100 in vier Ordnungen eingetheilte Canonen. Die erste

erste Ordnung schoß dreyßigpfündige Kugeln, die andere Ordnung achtzehnpfündige, die dritte zwölfpfündige und die vierte sechspfündige.

Angemerkte Proviantrechnung.

So auf einen Menschen täglich ein Pfund Getreyde rechne, so gehen alle Tage ein Centner, oder hundert Pfund drauf. Nun aber hat das Jahr dreyhundert und fünf und sechzig Tage, das sind dreyhundert und fünf und sechzig Centner vom Getrayde jährlich.

Wenn ich also zwanzig Lasten Getreyde habe, sind hundert Menschen auf zwey Jahr proviantirt. Es gehet auch alle Tage ein Centner Fleisch oder Fische drauf.

XXXII. Capitel.

Vom

Gewichte, Maaß und Zahl.

In der Halbinsel Malacca rechnet man alles nach Bachars Golde. Jeder Bachar aber ist so viel, als vier Quintalen. In dem Reiche Tonquin ist kein Silbergeld Mode, sondern man hat Goldstangen. Diese schneidet man nach Belieben in Stücken, und vertauscht sie nach dem Gewicht und Werth; dan-

nenhero trägt man auch allezeit eine kleine Waage bey sich, um darauf im Handel und Wandel zu wägen.

Aroba ist ein Spanisches Gewichte, ohngefehr nach deutschem Gewichte fünf und zwanzig Pfund. Die Aroba zu Cadix hat fünf und zwanzig, zu Mallaga aber sechs und dreyßig Pfund.

Cobit wird die Elle zu Surate genennet, und beträgt zwey königliche Fuß und sechzehn Linien. Man theilt sie ein in vier und zwanzig Taßots. Ein jeder von diesen ist etwas weniger, als ein Zoll.

Mein, ist die Art eines Gewichts, nachdem die Kaufleute einkaufen. Ein Mein enthält vierzig Serres, welche vier und dreyßig Pfund und fünf Pariser Unzen betragen.

Azary heißet in Indien so viel, als tausend. Nach diesem Worte werden die Wichtigkeiten derer Ehrenstellen gerechnet. Die Stelle eines Azary ist in Indien eine hohe Ehrenstelle, und diejenigen, so solche bekleiden, nennet man Mansouydars, oder Omrahs. Man unterscheidet die Großen des Reichs durch die Anzahl der Azary. Diese Würden kann man nicht anders bekommen, als durch Präsente, die dem Mogol gegeben werden. Wenn man nun spricht, dieser oder jener hat so und so viel Azary, so hieße es eben so viel, als: Er commandirt so viel tausend zu Pferde, wovon er die Einkünfte ziehet, die weit mehr betragen, als die Besoldungen, so sie bekommen. Die Hofämter erstrecken sich höch-

stens

stens auf sieben, acht, neun Azary; was aber schon zehn Azary heißen, das stehet dem Mogolischen Prinzen zu.

Der große Mogol inzwischen hat dem Generalgouverneur zu Pondichery eine Stelle von vier und zwanzig und einem halben Azary gegeben.

Wer ein Azary ist, bekommt die Benahmung eines Nabab oder Raja, und diesem werden Fahnen, große Paucken, Hautbois, Trompeten und allerhand Instrumente vorgetragen. Die Hauptfahne trägt ein oder zwey Elephanten.

Zu Betelsaquy verkauft man den Caffee nach Faracella, deren vierzig auf einen Bar gehen.

XXXIII. Capitel.

Vom Gewürze.

Pfeffer wächset sehr viel im Reiche Indostan. Das Königreich Visapour muß allen Landespfeffer nach Goa zum Verkauf bringen.

Die Cardomomen wachsen nirgends, als zu Mingrela oder Vingrela, so denen Holländern ein einträglicher Handel ist.

Zu Gaedicot wächset viel Pfeffer, Ingwer und Rhabarbara.

Zu Calicut wächset der beste Pfeffer, und der Pfeffer, der im Königreiche Cochin wächset, wird dem von Calicut gleich geachtet.

Zu Laos, einem Königreiche, findet man vielen Benzoin, welches eine Erde ist, die um die Ameissenhaufen gefunden wird.

In dem Königreiche Cochinchina wächst viel Benzoin, Adlerholz, Calemba, Zimmtbäume und Pfeffer.

Auf denen Maldivischen Inseln findet man vielen grauen und schwarzen Ambra, wie auch

Auf der Insel Ceylon findet man viel Gewürze, als Zimmet und Pfeffer.

Auf der Insel Sumatra wächst viel Pfeffer, Zimmt, Ingwer, Zucker, Benzoin, weiß Sandelholz 2c.

Die Europäischen Nationen bringen in das Königreich Achem viele Specereyen, so ihnen mit Gold und Edelsteinen bezahlt wird.

Auf der Insel Borneo wächst viel Pfeffer.

Auf der Insel Celebes wachsen viele Specereyen.

Die mehreste Handlung auf den Moluccischen Inseln bestehet in Zimmet, Muscatennüssen, Muscatenblumen und Nelken; auf der Insel Ceylon in Bisam und Zimmtrinden. Auf der Insel Sumatra in Pfeffer, Ingwer und Benzoin 2c. Auf der Insel Java in Bezoar, Pfeffer, Mastix, Rauchwerk und Gummaten.

Den größten Theil der Handlung auf den Moluccischen Inseln machen aus, Pfeffer, Mastix, und allerhand Gummate; auf der Insel Amboina aber nichts, als Muscatennüsse und Nelken.

Die

Die Handlung des Königreichs Siam führt viel Aloe oder Calembac, Honig, Pfeffer, Chinesischen und Japanischen Thee, Benzoin, Bezoar, Bisam und wohlriechendes Adlerholz.

Zu Bengala handelt man stark mit Myrrhen, wohlriechenden Aromatibus von allen Gattungen, mit Bisam.

Auf der Küste von Coromandel findet man alle Arten von Kaufmannswaaren und Gewürzen, besonders ist auf der Küste Coromandel der Pfeffer außerordentlich wohlfeil, denn es kostet allda das Pfund nicht mehr, als zwey bis drey Sous.

Der große Pfeffer wird mehrentheils von Malabar und Visapour gebracht. Der Bahor davon kostet acht und zwanzig bis acht und dreyßig Realen. Der Bahor wiegt fünfhundert Pfund.

Den kleinen Pfeffer bringet man von Bantam, Achem, und von anderwärts. Der Mein wird für vierzehn Mamoudis, oder sieben Livers und acht Sols verkauft.

Der Zimmt von Ceylon wird auch nach dem Mein verkauft für funfzig bis sechzig Mamoudis. Der von Cochin ist eben um den Preiß, doch etwas wohlfeiler, allein eben so gut, als der von Ceylon.

Die Holländer haben in vielen Inseln den Zimmt ganz und gar ausgerottet, um dadurch zu erlangen, daß kein anderer sonst wo, als zu Ceylon, zu bekommen sey, und sie also den Preiß nach Belieben steigern können.

Der Preiß vom langen Pfeffer ist jeder Mein funfzehn Mamoudis. Das Holz hingegen vom Pfeffer gilt das Mein vier Mamoudis.

Muscatenblüthen, oder Macis genannt, gelten der Mein hundert und sieben und funfzig bis hundert und acht und funfzig Mamoudis.

Der Preiß von Muscatennüssen beträgt der Mein sechs bis sieben und funfzig Mamoudis.

Endlich gilt der Mein Nelken hundert und drey bis hundert und vier Mamoudis.

Hier muß ich noch beyfügen, wie ich einen Menschen zu Amsterdam antraf, welcher weder Gewürze noch gewürzte Speisen essen, noch irgends etwas genüßen wollte, was aus Indien gekommen wäre. Er behauptete, er thäte große Sünde, so er mit so großer Lebensgefahr aus so einem weit entlegenen Lande gebrachte Entbehrlichkeiten, welche so wohl dem Wohlseyn des menschlichen Körpers, als der Seele desselben vorwürflich und schädlich seyn, genüßen sollte, er mache sich so vieler blinden und von Ehrsucht, Wollust und Geiz ganz betäubter Menschen, die diese Sachen aus Indien gebracht hätten, ihrer Sünden und deren Verantwortung theilhaftig; und dieser nennete mein Bedenken, so ich wegen seiner Meynung billig hegte, eine unerkannte Sünde, ja er wußte seine Sache und Meynung dermaßen zu behaupten, daß ich diesen Discour lange Zeit nicht vergessen konnte. Allein, ich halte dieses vielmehr für eine Scheinheiligkeit, und selbsterwählten abergläubischen Gottesdienst; denn

denn wenn ich in meiner Meynung so weit gehen wollte, würde ich im Stande seyn zu behaupten, ich sündigte und machte mich der Fischer Sünde theilhaftig, welche mit Lebensgefahr Fische aus den Wassern langeten: ich würde also auf den Einfall gerathen, man dürfe, ohne Sünde zu begehen, keinen Seefisch, keinen mit schädlichem Gewehr geschossenen Vogel, noch ein Stück Wildpreth und dergleichen mehr, so mit Gefahr erleget worden, genüßen. Sed transeant hæc.

XXXIV. Capitel.

Von Götzen, Götzenbildern, Götzendienst und Götzendienern.

In dem Königreiche Guzurate glaubt man die Seelenwandelung, das ist: Sie sagen, wenn ein Mensch stürbe, führe seine Seele in einen andern Körper, entweder in andere Menschen, oder in unvernünftige Thiere, dannenhero essen sie nichts lebendiges, sie tödten nichts, und halten zu Cambaya so gar drey Hospithäler, nämlich eins für die Vögel, eins für die Ziegen, und eins für das Rindvieh. Sie setzen Speise und Trank auf die Gassen und Straßen zum Unterhalt aller Thiere. Sie essen nichts einmal, was roth aussiehet, aus Furcht, es möchte Blut daran seyn.

Zu Amadabat nennen sich die Götzenpriester Jonghis, gehen nackend, ohne daß sie mit etwas Tuch auch nur die Scham bedecken. Diese bemahlen ihr Gesicht, sind freywillig arm, und führen eine sehr strenge Lebensart.

Die Benjanen haben kleine Besen bey sich, kehren alles wohl ab, wo sie sich wollen niederlassen, aus Furcht, es möchten kleine Ameißen, oder anderes Ungeziefer darauf seyn, welche sie nicht zerdrücken wollen.

Zu Cachemir, der Hauptstadt des Königreichs Cachemir, ist eine alte Mosquee, welche Tact Soliman, oder der Tempel Salomonis genennet wird. Den Moses nennet man daselbst Musa, und fabulirt von ihm, daß sein Begräbniß eine Meile von Cachemir liege.

Die Einwohner des Königreichs Bisnagar beten die Sonne an, der zu Ehren sie ein besonderes großes Fest feyern.

Zu Gandicot sind prächtige Götzentempel und Pagoden.

Zu Paravas und Maravas sind lauter Heiden.

Zu Onor, so achtzehn Meilen von Goa liegt, und fünf Meilen davon, betet man zu Barcelor und Mangalor den Priapus an, welchem die Landestöchter ihre Jungfrauschaft aufopfern müssen.

Zu Negapatam ist alles voller Pagoden und Götzenbilder.

Der König zu Golconda ist zwar Mahometanisch, doch ist alles mit Götzendienst angefüllet.

Das Königreich Azem ist heidnisch.

Die

Die Einwohner des Königreichs Pegu beten die Crocodille, ja gar den Teufel an, damit ihnen letzterer nicht schaden mag, wie denn dieser Meynung fast alle Indianer sind. Ihre fünfjährlichen Feste nennen sie Sapans. An einem dieser Feste thut der König und die Königinn eine Wallfahrt von zwölf Meilen auf einem mit Edelgesteinen besetzten Triumpfwagen. In der Capelle des Königs aber sind Götzenbilder von unschätzbarem Werthe.

Eines davon ist Mannslänge von maßiven Golde, mit drey mit Edelgesteinen besetzten Cronen. Auf der Stirne hat es einen Rubin, so groß, als eine Pflaume, an der Seite kostbare Ohrengehänge.

Zwey andere Götzen sind von Silber, zwey Schuh größer, als das erste.

Ein anderes ist von Golde, ein anderes von Zinn und Kupfer, und alle sind unschätzbar.

Dasige Pfaffen nennet man Talapoins. Sie gehen in langen braunrothen Röcken mit bloßem Kopf und Füßen. Man achtet sie sehr hoch. Sie tragen stets einen Krug mit Rosenwasser bey sich, und man braucht das Rosenwasser durchgehends zum Götzendienst im Reiche. Die Talapoins rufen mit einem eisernen Bleche, worauf sie auf den Straßen mit aller Macht schlagen, das Volk zusammen zu Anhörung der Predigt, so sie alle Montage halten, und die bestehet im Verboth des Todtschlages, Raubes, Beleidigungen, Aberglaubens, Unreinigkeit und Dienst des Teu-

fels,

fels; allein die Indianer beten nicht nur im Peguanischen Reiche, sondern fast in ganz Indien, den Teufel dennoch an, aus Absicht, daß er ihnen nicht schade.

In dem Königreiche Laos giebt es auch Talapoins, welche aber die allerlüderlichsten Müßiggänger sind, welche lehren, es habe ein ganz abscheulicher Büffel einen Kürbs voller schwarzer und weißer Menschen erschaffen. Ferner sollen vier Götter die Welt achtzehntausend Jahre vor ihrer Erneuerung regieret, sich aber hernach in eine große Säule begeben haben, welche gegen Norden aufgerichtet stehe.

In dem Königreiche Siam sind nichts als lauter Tempel, Götzen und Pagoden von unglaublichem Werthe.

In dem Königreiche Tonquin ist alles heidnisch, und man theilt dasige Religion in drey Secten, als: 1) Des Chacabout, die alles nach dem Rechte der Natur lehret, nebst der Seelenwandelung. 2) Des Confucius, welche lauter Aberglauben lehret, und 3) des Lethu, so Zauberey ist. Die Bouzen aber, oder Bonzier sind die Pfaffen.

In denen Maldivischen Inseln sind die Einwohner Mahometanisch, und ist es merkwürdig, daß derjenige, der eine Reise nach Mecca gethan, das Privilegium hat, für allen andern einen langen Bart zu tragen.

Auf der Insel Ceylon ist der König und die Vornehmen Mahometanisch; die andern Heiden

und

und Götzendiener, welche die Seelenwandelung glauben; und endlich ist die Reformirte Religion erlaubt, die Catholische aber gänzlich untersagt. Die Pfaffen theilt man in zwey Ordnungen, wie davon in dem Capitel von Indianischen Inseln ein mehrers nachzulesen ist.

Das Heidenthum und der Götzendienst ist in Ansehung seiner Opfer, Feste, Bilder, Tempel, Ceremonien und Pfaffen von uhralten Zeiten her auf die Nachkommen fortgepflanzet worden. Diejenigen, welche eine wahre Erkänntniß von GOtt und seinem Wesen erhalten, haben gleichwohl aus politischen Vorurtheilen gesucht, den gemeinen Pöbel, so viel möglich, in seiner Blindheit und Aberglauben zu lassen. Dieser alte Götzendienst aber gründet sich auf die Lehrsätze eines alten Buchs, welches sie Vedam heißen, wovon in einem besondern Capitel nachzulesen ist.

Die Moscheen stehen voller Bilder, die aus Gold, Silber, Elfenbein, Ebenholz, Marmorstein, Holz, Thon und Steinen gemacht seyn, deren Bildung auch ganz abscheulich ist. Das Bild des Teufels hat einen Kopf mit vier Hörnern und einer dreyfachen Crone. Das Gesicht ist abscheulich. Aus dem Rachen gehen zwey wilde Schweinszähne, und das Kinn bedeckt ein scheußlicher Bart. Dieses Bild hat auf den Bauch herabhängende Brüste, auf denen es die Hände legt. Aufm Bauche hat es noch ein Gesicht, so noch heßlicher, als das oberste ist. Auf

dessen

dessen Stirn stehen Hörner, und aus dem Rachen hängt eine große Zunge. Es hat an den Füßen Klauen, und hinten einen langen Kuhschwanz. Dieses Bild stehet auf einem steinernen Tische, gleich als auf einem Altar, worauf man die Opfer leget. Die Gebräuche bey den Opfern sind gräßlich. Sie hängen sich an Stricken angeklammert, ziehen Stricke durch die Haut der Rippen, machen gräßliche Verdrehungen. Die Anzahl der Götzentempel in Indien ist fast unzählig, und man wallfahrtet dahin in erstaunender Menge, und besonders nach der Pagode Jagrenate. Die Braminen laden die Götzenbilder ihrer Pagoden auf Tragen, und diese begleiten viele Menschen. Allda giebt man viele Allmosen. Die Braminen theilen den Vornehmsten dabey Fecher aus, deren jeder acht Schuh lang ist, um damit dem Götzenbilde frische Luft zuzuwehen. Bey dem Götzendienste geben die Vornehmen Allmosen, so zu Erhaltung der Pagoden und Ernehrung der Armen angewendet wird.

Die Braminen sind die Nachkommen der alten Brachmanen, und machen den obersten Rang aus, den ihnen der Vedam giebt, so ein vom Himmel herab eingegebenes Buch seyn soll. Damit ist ihre Beschäfftigung lebenslang verknüpft. Man ehret sie durchgängig aufs höchste. Man fragt sie um Rath, und hält sie für die Gelehrtesten und Klügsten. Sobald ein Bramine kommt, gehet der Hausherr aus dem Hause, und läßt ihn bey der Frauen alleine. Diese Braminen haben

auch

auch Klöster, in welchen sie an den Festen mit den Jungfrauen essen, trinken und tanzen. Der Bräutigam bringt auch seine Braut zu ihnen, und läßt sie allda einige Zeit, bezahlt dafür nach Vermögen, und holet sie nach einiger Zeit wieder, in der Meynung, derjenige Ehestand, den ein Bramine angefangen habe, müsse durchaus glücklich seyn; ja wenn die Männer abwesend seyn, so lassen sie indessen ihre Weiber bey den Braminen.

Die Benjanen sind wieder andere Götzenpfaffen, und stehen fast in eben so hohem Ansehen, haben auch viele Secten unter sich. Dieser ihr Amt ist mehrentheils nur, daß sie suchen den Pöbel in Arbeit und Ordnung zu erhalten, und bestehen aus allerley Volk und Handwerksleuten. Die ansehnlichste Secte davon ist die Secte des Ceureweth.

In dem Tempel zu Calicut ist ein mittelmäßiger Tempel, darinnen sehr viel Teufelsgötzen stehen, und von Lampen erleuchtet wird. In der Mitten allda ist ein Thron, auf dem ein kupferner Teufel sitzet, von abscheulich scheußlichen Ansehen, allwo man stets räuchert, besonders des Morgens auf den Knien liegende, und opfert auf dem Altare Blumen, Gewürze und Specereyen; man schlachtet auch mit einem geweyheten silbernen Messer einen Hahn, und opfert ihm mit allerhand abergläubischen Ceremonien, worauf ihre ganze Religion beruhet.

Die Weibspersonen der Benjanen tragen ein anliegendes Kleid mit Perlen und Edelgesteinen. Die Wittwen müssen sich mit den verstorbenen Männern begraben lassen. Die Benjanen sprechen die, so dieses nicht thun wollen, zwar davon frey, allein dergleichen Wittwen werden alsdenn für die lüderlichsten Weibsbilder gehalten.

In dem Königreiche Guzurate sind die sogenannten Parsis. Sie glauben den allmächtigen Schöpfer der ganzen Welt, Chaos, der aber seinen Dienern die Besorgung der Welt anvertrauet habe. Sie beten die Geschöpfe an, besonders das Feuer, wofür sie allen göttlichen Respect haben. Sie blasen dahero niemals ein Licht aus, oder löschen es, so eine Feuersbrunst entstehet. Sie haben keinen Tempel, sondern halten ihren Götzendienst in Privathäusern. Ihre Priester stehen in großer Hochachtung. Sie statuiren auch die Seelenwandelung, dahero alle Thiere bey ihnen heilig sind. Gleichfalls ist das Volltrinken im Weine eine große Sünde bey ihnen, so mit dem Tode bestraft wird. Nach dem Tode legt man einen verstorbenen Parsis in einen mit hohen Mauern umgebenen Ort, unter freyen Himmel, da ihn die Vögel auffressen, die Gebeine begräbet man.

Dieser ihre Glaubenslehren und Lebensart kommt mit den Talapoins überein. Dieses sind Priester in Siam, welche sehr strenge leben. Ihre Gesetze bestehen aus hundert und zwanzig Articeln. Ihre Predigten sind mehrentheils Ermahnun-

mahnungen zu Tugenden, welche sie selbst strenge halten, und niemals ein Weibsbild berühren, ja sie reden nicht einmal alleine mit ihnen. Der Prediger sitzt auf einer erhabenen Bühne, allwo er seine fabelhaften Geheimnisse herprediget. Sie haben auch ihre besondere Klöster, darinnen sie als Mönche leben. Und jede ihrer Gesellschaft hat ein Oberhaupt, so Sancrat genennet wird. Eine andere Art derselben heißen Fakkirs, so freywillige Arme sind. Diese gehen splinterfaßennackend. Keiner von ihnen darf Scheere, Kamm noch Scheermeßer an seinen Leib bringen, dahero Bart und Kopf wie ein verwirrter Schweinskopf siehet. Diese Leute haben vielerley Art der Büßung ihrer Sünden, oder der Casteyungen. Sie haben viele Weiber, und die Weiber müssen sich mit ihren Männern verbrennen, welche Gewohnheit daher gekommen, weil die Weiber ihre Männer mit Gift vergeben; dahero man, um dieser bösen Gewohnheit Einhalt zu thun, das Verbrennen der Weiber mit ihren todten Männern aufbrachte, und nachhero also beybehalten hat. Ja es verbrennen sich viele aus besonderer Heiligkeit freywillig und mit großen Solennitäten, wobey sie eine große Unerschrockenheit gegen den Tod spüren lassen.

Die Juden sind auch, als gute Gelehrte in der Mauscheley und Erfahrne, wo was zu profitiren ist, in Indien sehr häufig anzutreffen, und nennen sie sich nicht Juden, sondern Israeliten, oder Bene Israel, das ist, die Nachkommen Israels.

Allein sie verstehen kein hebräisch, und man weiß von ihrer Religion keine genaue Nachricht zu geben. Diese kleiden sich Mahometanisch, treiben allerhand Profeßionen, heyrathen aber außer ihrem Geschlechte niemals, und besonders haben sie die Beschneidung beybehalten. Sie wohnen in Menge in der Halbinsel diesseit des Ganges, zu Cochin, Goa und anderwärts.

Die Mahometaner, so ebenfalls von verschiedenen Eroberern nach Indien gebracht worden, haben ihre Secten, als des Ali und des Sophi, und sind dieser Religion viele Indianische Könige, die Vornehmen ihrer Höfe, und ein großer Theil der Unterthanen zugethan.

Die christliche Religion ist endlich auch nach Indien kommen, allwo man sie mit den grausamsten Leibesstrafen, mit Feuer, Inquisition, und mit grausamster Tyranney eingeführet hat; und man giebt vor, der Apostel Thomas habe in Indien an Ausbreitung des christlichen Glaubens gearbeitet, welchem der heilige Bartholomäus gefolgt seyn soll, doch die Christen sind hernach sehr geschwächet worden. Es lieget in Malabar auch der Leichnam des heiligen Apostels Thomas, welchen die Indianer Anonyam nennen. Sie wallfahrten nach diesem heiligen Grabe, nehmen auch von dem Orte, wo er sein Märtyrerblut vergossen haben soll, Erde mit sich, welche sie denen Kranken, als ein sicheres Hülfsmittel, eingeben. Die itzigen Christen in Indien sind theils Orten römisch-catholisch, wozu die Spanier, Portugiesen

sen und Franzosen Anleitung gegeben, theils Protestantisch, welche Religion die Dänen und Holländer ausgebreitet haben.

Die Dänischen Mißionarii in Tranquebar haben die Lutherische, und die Holländer die Reformirte Religion eingeführet; und die Mißionarii ziehen die Indianer von dem Götzendienste und Heidenthum so viel möglich ab, dabey ist aber mit größter Strenge die römisch-catholische Religion in ihren Staaten untersagt.

Von der Pagode zu Matura.

Weil ich dieselbe selbst mit größter Verwunderung und großem Bedacht betrachtet, so will ich derselben Beschaffenheit zum Schluß dieses Capitels allhier mit anhängen.

Auf dem Wege von Dehly nach Agra zu, sahe ich dieses Gebäude in Form eines Creuzes. Die Pagode stehet auf einem großen Platze, achteckigt, und ist alles mit Quaderstein belegt. Die Materie dazu ist eine Art röthlichen Schiefers. Die Pagode hat zwey Gestöcke, so beyde voller Thiere, mehrentheils aber voller Affen stehen, so alle von Stein sind. Zwey Treppen, von sechzehn ziemlich schmalen Stufen, führen, nämlich die eine gegen den großen Eingang, die andere gegen das Chor. Die äußerliche Auskleidung der Pagode sind in Stein gehauene und gemahlte Affen, Elephanten rc.

In der Mitten der Pagode inwendig ist ein hoher Dom, zur Seiten aber zwey kleine, so mit Fenstern durchbrochen sind. Um diese Dome ist alles voller abscheulicher Götzen- und Teufelsfiguren, von allerhand scheußlicher Bildung, also, daß einem bey Erblickung so vielfältiger Ungeheuer, so zu sagen, die Hare empor stehen und ein Erschüttern ankommt. Das Chor, in welches nur der oberste Bramine gehen darf, hat ein Geländer von kleinen steinernen Säulen. In dieser Pagode mitten an den Schranken ist eine kleine Thüre, davon stehet ziemlich entfernt ein viereckigter Altar mit Brocat belegt, und auf demselben das berühmte Götzenbild, der große Ram-Ram genannt; dessen Kopf ist aus schwarzem Marmor, und hat Augen von Rubin. Der ganze Leib ist mit gesticktem Sammt bedeckt. Diesem Götzenbilde stehen zwey andere zur Seite, die kleiner sind, und zwar ohngefehr zwey Schuhe hoch. Diese sind von weißem Marmor, und sind auf eben die Art, als der große Ram-Ram, jedoch etwas schlechter bekleidet. Man nennet diese Bilder Bechors. Dieses große Götzenbild wird an hohen Festtägen, da denn die Pfaffen vorgeben, Ram-Ram besuche die andern Götter, auf einen beweglichen Altar gesetzt, der auf vier Rädern stehet und eine Decke hat, darauf der Teufel mit seinem ganzen höllischen Heere gebildet ist, und an den Fluß Ganges gefahren, da ihn denn eine unzählige Menge Volks begleitet.

Belachenswürdig sind diejenigen Götzen, welche sich das gemeine Volk und ein jeder Hausvater für seine Familie machet. Da nimmt ein solcher elender Mensch einen Stein, Holz, oder andere Materie, und machet eine Nase dran, und mit Farbe ein Paar unförmliche Augen. Ist dieses geschehen, so ruft er seine ganze Familie mit allen Domestiquen herbey, und man verehret diesen so unförmlichen Götzen göttlich.

Nichts ist abscheulicher bey der Indianer Götzendienste, als die schröcklichen Arten und Bemühungen, so sie sich bey ihren Götzen recht insinuiren wollen. Unter andern haben sie diesen Mißbrauch, daß, so sie den Ochsen und einen Haufen Böcke geschlachtet und geopfert haben, sie sich unter den Rippen und Schulterblättern zwey Klammern durchziehen lassen, dann ist ein Balken gemacht, wie an den Ziehbrunnen, da lassen sie sich an einem Stricke also hängend in die Höhe und freye Luft, daß sie solchergestalt sechs, acht Ellen von der Erde schweben, und da machen sie ganz undenklich närrische Posituren und Verdrehungen, wobey sie schwere Flinten, Degen und brennende Fackeln in beyden Händen halten. Dieser Büßungen bedienen sich nicht nur die Manns- sondern auch die Weibspersonen, mit dem hartnäckigen Vorgeben, wie ihnen ihre Götzen alle Schmerzen unempfindlich machten. Dieses aber geschiehet nur an hohen Festtagen, die andere Zeit über ist man damit vergnügt, daß man dem Götzenbilde Speise genug bringet, wel-

ches die Pfaffen verzehren. Die Kranken pflegen auch Gelübden zu thun, wobey große Solennitäten gemacht werden müssen; denn sie bauen ein Haus, darauf stecken sie so viel, als sie können, brennende Fackeln, und in der Mitten stellen sie eine gedeckte Tafel mit so köstlichen Speisen, als sie nur können. Dadurch suchen sie den Teufel zu füttern, daß er ihnen künftighin keinen Schaden thun möge. Hierzu, damit es dem Teufel wohl schmecken möge, halten sie Musicanten, die dem Bösen eine Tafelmusic machen müssen. Der Fürnehmste derer Anwesenden muß der Vater des Teufels heißen, die Bewirthung veranstalten, und die Wirthschaft nebst Accommodement der Gäste besorgen.

Die Verehrung des Teufels ist auch bey den allergemeinesten und schlechtesten Leuten im Gebrauch. Sie füttern ihn, ihrer Meynung nach, nach eines jeden Vermögen. Die Geringen nehmen bey früheſtem Morgen eine Schüssel Reiß, oder was sie sonst im Vermögen haben, und tragen sie durch alle Gassen des Orts, halten eine brennende Fackel in Händen, und rufen öffentlich aus und dem Teufel zu, es stehe ihm dieses alles zu Diensten, damit er sie nur den Tag über mit allem Unglücke verschonen möge. So sichs nun etwan ereignet, daß sie was von ihren Teufelstractamenten verschütten, und es kommt ein Hund und frißt es, so glauben sie, es sey ein Abgesandter des Teufels, der von dem Teufel darzu beordert wäre.

Noch

Noch viel abscheulicher ist die Gewohnheit dererjenigen, welche bey ihren Mahlzeiten den letzten Bissen ihrer Gerichte hinter sich werfen und dem Teufel schenken, um ihn zu bewegen, daß er sie nicht mit unglücklichen Zufällen verfolgen möge.

In allen diesen Irrthümern einer Ochsenmäßigen Dummheit und undenklichen Blindheit erhalten die Braminen die Indianer, und bedienen sich noch über dieses vieler falscher und betrüglicher Wunderwerke. Ferner dienet den Braminen nicht weniger die Deutung des Vogelfluges, ja das erdichtete Vorgeben dieser und jener nach Beschaffenheit der Umstände eingerichteter und ausgedachter Erscheinungen; ja sie bedienen sich zu Bezwingung des Pöbels derer Sonnen- und Mondensinsternisse, derer Ungewitter und Donnerwetter, derer Erdbeben, und anderer dergleichen unzähligen Hülfsmittel. Es hat nun zwar die Ausbreitung des Christenthums, und besonders der Protestantischen Religion, viele Heiden und Götzendiener zur christlichen Religion bekehret; dem ohngeachtet haben die innersten Bewohner Indiens ihr Heidenthum annoch bis dato beybehalten zumalen die grausamen Völker, welche auf ihrem Götzendienste hartnäckigt und halsstarrig beharren: oder auch diejenigen, welche einen Abscheu für die christliche Religion, wegen der großen Grausamkeiten, die man römisch-catholischer Seits bey der Bekehrung ausgeübet, noch bis heute haben.

XXXV. Capitel.

Vom Vogel Greif.

Wenn ich behaupten sollte, daß es Vögel gäbe, die der Abbildung, und zwar der allgemeinen Erzählung nach, gleich kämen, wie man die Strauße abmalet, so müßte ich die Unwahrheit berichten. Man nennet zwar in Indien einen sehr wilden weißgrauen und grimmigen Vogel, den Vogel Greif, allein dessen seine Gestalt kommt ganz und gar nicht mit der fabulösen Abbildung überein, die man ihm gemeiniglich aus bloßem præjudicio autoritatis beylegt und zuschreibet. Es soll nach diesen erdichteten Nachrichten ein vierfüßiges Thier und gleichwohl ein Vogel seyn, in Löwengröße und mit Federn bekleidet, von schwarzer Farbe am Leibe, mit röthlichen Füßen, einem Adler gleichen Kopf und Schnabel, und suche in der Erden Goldadern, und verwahre das gefundene Gold mit begierigstem Geize, fürchte sich aber einzig nur für dem Löwen, Elephanten und Tyger. Was demnach diesen Vogel Greif anlanget, so kann der Leser gewiß glauben, daß wohl eine Art weißgrauer grausamer Vögel unter dem Namen Greif, aber der Gestalt nach nicht von so fabulöser Beschaffenheit und wundersamen Eigenschaft, in Indien zu finden sey. Man leget

leget den Namen Greif dreyerley Gattungen Vögel bey: als erstlich einem großen Raubvogel, welcher ohngefehr die Größe eines Steinadlers hat, aber überaus stark und grausam ist. Er schießet aus der Höhe herab auf das Wildpret und deren Jungen, die ergreift er, und schwinget sich wiederum auf, und flüchtet sich in die Felsen und Gebürge, da er seinen Raub verzehret. Dieser Vogel hat an denen großen Seekrebsen einen heftigen Feind, denn wo diese in ihren Gegenden einen solchen Vogel finden, so begeben sie sich an das Ufer, und erwarten den Greif, welcher aufmerksame Augen hat, herbeykommt, und den Krebs ergreift. Allein die Natur hat dem Krebse auch gelehrt, wie er seinen mächtigern Feind überwinden kann, denn er weiß mit denen Scheren den Greif an seinen Fliegeln zu erhaschen, und dermaßen zu kneipen, daß ihn der Greif will fallen lassen, wodurch denn der Krebs den Vogel mit sich in die See nimmt, und so lange veste hält, bis er todt ist.

Die andere Gattung dererjenigen Vögel, die man Greife nennt, ist ein weißgrauer Vogel, etwas kleiner, als jener, allein noch grausamer, als der erste. Er hat einen langen Hals, damit bricht er denen Thieren, die er sich zur Beute ausersehen, Hals und Beine. Mit dem Schnabel, welcher eisenhart und außerordentlich scharf und spitzig ist, hackt er Menschen und Vieh die Augen und das Gehirn aus dem Kopf; und die Gewalt, die er in seinen Flügeln hat, ist so groß,

daß

daß er seinen Gegner alsobald darnieder schlägt, und ihn augenblicklichst durch Beraubung der Augen und des Gehirnes tödtet.

Die dritte Art der Greife ist noch kleiner, aber auch grausam. Diese zernichten andern Vögeln die Nester, saufen ihnen die Eyer aus und tödten die Jungen. Eben also machen sie es mit allen Thieren, die ihnen zu Augen kommen. Weil sie lange Hälse haben, so geben sie gute Fischer ab, fahren aus der Höhe in einem Schuße auf die Fische im Meere, schwingen sich mit dem Raube in die Höhe, und fliegen davon. Diese Thiere stehen überaus stark denen Crocodill- Strauß- und Schildkröten-Eyern nach, woran sie wenigstens eine Lust bezeigen, so sie solche zerhacken können. Sie selbsten haben ihre Nester auf denen höchsten Gebürgen und in denen daselbst befindlichen Klüften. Allein die Adler sind seine Feinde, und suchen diese Raubvögel und ihre Nester für allen andern auf, dahero die Indianer sehr gerne sehen, wenn die Adler diese schädliche Arten der Vögel ausrotten. Wiewohl es auch noch kleinere Vögel giebt, die Raubvögel abgeben, allein die nicht so schädlich sind, als jene; denn sie rauben alles, was sie ohne Wächter sehen, und führen es in der Luft davon, daher man denn oftmals in denen Gebürgen vielerley Sachen, Hausgeräthe, Kleidungsstücken, ja Gold, Silber und anderes Metall findet, welches die Raubvögel aus denen Wohnungen derer Indianer verschleppet haben.

XXXVI. Capitel.

Von Häfen.

Zu Chaul oder Chiul, welches an der Seeküste von Surate liegt, ist ein trefflicher Hafen, in welchem sich die Schiffe in aller Sicherheit vor Anker legen können. Der dabey befindliche Berg bestreichet den Hafen.

In der Mitte der Küste von Malabar liegen zwey Flüsse, Mantoa und Quari genannt, so eine Insel, Salsette genannt, formiren, auf der das Portugiesische Goa liegt, welches einen Hafen hat, der den Ruhm hat, einer der besten von der Welt zu seyn, denn man hält den von Goa, Constantinopel und Toulon für die drey besten Häfen.

Zu Onor, achtzehn Meilen von Goa, formiren zwey Flüsse einen sichern und geraumen Hafen.

Der Hafen zu Masulipatan ist für die Kaufleute ungemein bequem.

Im Königreiche Golconda ist Masulipatan der vornehmste Hafen.

Das Königreich Cochinchina hat auf die sechzig Häfen, und der vornehmste darunter heißet Faifo.

Die vier Hauptöffnungen derer Maldivischen Inseln dienen denen Einwohnern allda statt der Häfen.

Die

Die Holländer haben sich aller Häfen auf der Insel Ceylon gänzlich bemeistert.

Die Häfen auf der Küste von Coromandel sind von besonderer Güte und Sicherheit, und die Indianer sind, nachdem sich deren die Europäer bemächtigt haben, von keinem mehr Meister.

Bombay haben die Engelländer zu einem freyen Hafen gemacht.

Es sind noch überall schöne und treffliche Häfen; Allein man hat sich deren nicht bedienet, weil an diesen Orten wenig Schiffe anlangen, oder aber man findet viele Orte, wo Häfen sind, die aber nichts weniger, als wahre Eigenschaften der Häfen an sich haben, und unter die lüderlichen Häfen gerechnet werden können.

In denen mehresten Häfen nun sind gewisse Zölle und Häuser, wo die Schiffe, Kaufleute und Verkäufer die Abgaben abgeben müssen, die sie zu entrichten haben. Da sind Schreiber, Buchhalter und Leute, welche die Waaren hin und her schaffen, und die Handlungsspedition besorgen.

Manche Häfen liegen ganz und gar leer und unbrauchbar, und zwar weil sie allzuseichte und nicht sicher genug sind.

Indessen sind die Häfen nothwendige und ganz unentbehrliche Plätze, welche die Schiffe nöthig haben, wenn sie an einem Orte liegen bleiben, und die Aus- und Einladung besorgen wollen. Allda liegen sie gleichsam der Erde, ihrer Mutter, im Schoße, für allem Ungewitter und Wind und

Wellen

Wellen sicher. Daselbst ankern sie und warten ihre Geschäffte ab. Es sind auch wohl Vestungen allda, welche die Häfen beschießen, und die Schiffe in Sicherheit setzen können, also, daß kein fremdes Schiff vor Entrichtung der Abgaben oder an manchen Orten geschehener Hauptvisitation und Besichtigung eingeschiffter oder mitgebrachter Waaren und Menschen, weder in den Hafen einlaufen, noch allda ohne besondere Erlaubniß heraus kommen kann. Es ist also ein wohlgelegener sicherer Hafen ein großer Vortheil, der denen Einwohnern des Landes so wohl, als denen Schiffen selbsten zu statten kommt. Dahingegen oft die Schiffe wegen seichten Grundes tief in der See ankern müssen, und sich genöthigt sehen, die Waaren mit kleinen Fahrzeugen, Booten, Canots, Buis, Barquen, Kähnen, Chalouppen, Scheepkens, Orangbays, Ruderbooten rc. aus den Schiffen an das Land, oder von dem vesten Lande zum Transport in die Schiffe zu schaffen. Man hat endlich so wohl kleine als große Häfen, da denn in einigen nicht mehr Platz ist, als zu etlichen großen Schiffen, manche aber sind so groß, daß hundert und mehr Schiffe Raum genug darinnen haben. Auch sind an manchen Häfen Thürme, auf denen man Feuer und Laternen hat, damit die Schiffe des Nachts des Weges nicht verfehlen und wissen mögen, wohin sie ihren Weg zu nehmen haben, und man kann so einen Wachthurm, zumal der hoch stehet, sehr weit im Meere sehen, und die Schiffer wissen sich vortrefflich wohl darnach zu richten.

XXXVII. Ca-

XXXVII. Capitel.

Vom Hahnenspiele der Cingalen zu Ceylon.

Auf der Insel Ceylon giebt es viele Hähne. Die Hähne allda sind viel größer, als irgendswo in der ganzen Welt. Sie sind viel munterer und hitziger, auch haben sie weit größere Sporen. Die Cingalen nun zu Ceylon binden ihnen sehr spitzige Eisen an die Füße und hetzen sie zusammen. Jeder hat seinen besondern Hahn. Hier setzen sie nun ihr ganzes bewegliches und unbewegliches Vermögen, an Häusern, Gärten, Feldern, Gold, Silber, und allem Habe auf. Wessen Hahn nun den Sieg behält, dessen Herr ist der Gewinner alles dessen, was auf dem Spiele aufgesetzt ist. Die Cingalen sind dermaßen auf das Damen- und Hahnenspiel erpicht, daß sie, wenn sie alles Hab und Gut verspielet haben, auch so gar ihre Glieder am Leibe aufsetzen, ihre Finger auf einen Stein legen, und sich ein Glied nach dem andern von dem Gewinner abhauen lassen, da sie denn die Sturzel nach diesem in siedenden Oele zu brennen pflegen.

Das Damenspiel scheinet noch raisonnabler und vernünftiger zu seyn; denn da es die Spieler bey dem Hahnenspiele einzig und allein auf die

Stärke

Stärke ihrer Hähne ankommen lassen müssen, so können sie bey dem Damenspiele noch viel eher durch scharfes Nachdenken und gute Beurtheilungskraft ihrem Gegner etwas abgewinnen, und leichter durch eigene Geschicklichkeit den Verlust ihrer Güter abwenden, als bey jenem Spiele. Doch dieses sind Spiele, deren sich diese Leute in denen ältesten Zeiten einzig und alleine bedienten, weil sie entweder keine andere wußten, oder zu keinen andern Belieben trugen

Seit funfzig Jahren aber und länger haben die Europäer auch verschiedene andere Spiele eingeführet. Unter diesen ist eines das Schachspiel. Es pflegen solches die Indianischen Könige, die Vornehmen und Hofbedienten besonders gern zu spielen, weil es ein sehr scharfsinnig Spiel ist. Wiewohl man hat auch noch andere Spiele mancher Orten, als das Ringelrennen, das Ringen, das Kämpfen, das Klettern, das Wettlaufen, das Fechten mit Menschen und den Thierkampf, welche Spiele schon ziemlich alt sind. Allein man hat auch nachhero angefangen sich der Charten und Würfel zu bedienen Man hat Charten aus kleinen dinnen Brettlein, oder aus Cocosblättern, und Würfel aus Thierknochen gemacht. Man könnte auch wohl, wenn man das Spielen als einen Zeitvertreib ansiehet, das Gewißschiessen, das Schwimmen, das Untertauchen und verschiedene andere Uebungen zu denen Gattungen Indianischer Spiele rechnen, worinnen sich die Indianer zum Theil mancher Orten ganz

wohl zu belustigen und den aufgesetzten Preiß zu gewinnen wissen, so man sich anders mit ihnen einlassen will. Doch ist das Pilliespiel, das Billard, und sonst ein dergleichen Europäisches Spiel meines Wissens in Indien zur Zeit ein was seltsames, und so man die tiefsten Länder der Indianer nimmt, so wird man auch wenig von diesem allen finden; dahingegen sich diese Abgötter mehr auf den Tanz als Spiele belustigen, welchen sie unter Ausrufung allerhand Worte bey Anschauung der Sonne oder des Mondes, sich an die Hände anfassend, in einem Creyße zu vielen Stunden, ja zu ganzen Nächten, und oft so lange verrichten, bis sie ohne Kraft gleichsam als todt zur Erde niederfallen, womit sie denn an ihren Festen dem Monde, Sonne und Gestirne einen besondern Gottesdienst erzeigen.

XXXVIII. Capitel.

Von Holländern.

Zwanzig Meilen vom Meere lieget im Reiche Indostan der Ort Ougli, an dem Ufer des Ganges gegen Abend zu, welcher durch die Holländer sehr berühmt worden. Nach Batavia ist es der Holländer größtes Handlungscomtoir.

Zu Cambaya, einer im Königreiche Guzurate gelegenen Stadt, haben die Holländer ein Handlungscomtoir.

Die Holländer bekommen von Visapour eine ansehnliche Quantität Pfeffer. Das Quintal gilt sieben bis acht Thaler gegen Waarentausch, als gegen Tücher, meßingene, kupferne und eiserne Geräthschaften.

Mingrela oder Vingrela, ein großer Flecken, ist den Holländern zuständig. Das Wasser ist hier sehr gesund und gut. Die Schiffe, so nach Surate, Ormus und dem rothen Meere gehen, legen sich zuerst auf der Rheede von Mingrela vor Anker. Man verfertiget allda grobes Packtuch. Es sollen nirgends, als da Cardomomen wachsen.

Die achtzehn Meilen von Goa gelegene Stadt Onor gehöret den Holländern.

Cananor gehöret den Holländern.

Zu Cranganor, der Hauptstadt des Königreichs Cranganor, haben sie ein Comtoir, und handeln stark mit Pfeffer.

Bey der Meerenge haben sie zu Negapatam eine Factorey.

Auf der Küste von Coromandel gehört den Holländern die zwar kleine, doch aber volkreiche Stadt Sadraspatan.

Sie haben auch ein wichtiges Handlungscomtoir zu Paliacatta und Pottapouli, und eine Vestung, so sie den Fort Geldern nennen.

Die Holländer haben sich auf der Insel Ceylon der Städte Colombo, Negombo, und des

Forts Pointe de Galles, und der ganzen Seeküste, und aller Häfen bemächtiget, lassen auch keine Schiffe fremder Nationen dahin kommen.

Die Holländer handeln gegen baar Gold stark auf die Insel Sumatra.

Die Holländer besitzen auf der Insel Java viel Gold- Silber- Kupfer- Diamant- Rubinen- und Smaragdbergwerke, ja alle menschliche Bedürfnisse. Die Holländer haben allda zu Batavia ihr Hauptcomtoir.

Auf denen Philippinischen Inseln treiben die Holländer ebenfalls starken Handel.

Die Holländer haben mit dem Könige von Siam einen Tractat, Kraft dessen außer ihnen Niemanden erlaubt ist Zinn aufzukaufen. Sie machen davon den Ballast, oder die Ausfüllung des Schiffbodens, so sie heimfahren.

Die Holländer haben den König von Golconda gewisser maßen unter ihr Joch gebracht.

Die Persianer sprechen selbst, sie wollen mit Niemand so gern, als mit den Holländern Handlung treiben. Dergleichen Oberherrschaft haben sich die Holländer da zuwege gebracht.

Die Holländer beherrschen viele Plätze, so zuvor den Portugiesen gehöret haben, als Mingrela, Cranganor, Cananor, Cochin und Tutucorin. Zu Tutucorin ist die Perlenfischerey. Ferner besitzen die Holländer Negapatnam, Nisipatnam, Tegapatnam, Sadrapatnam, Malispatnam, Dotzkeron, Binilispatnam, Naguerrantz, Paliacatta, Conjumelle, Malacca, die ganze Insel Ceylon.

Bey

Bey der Pfefferhandlung sind ihnen die Comtoirs und Forts Polimban, Jambi, Padang und Alou, welches eine Holländische Colonie ist, und die Westküste genennet wird.

Der mächtige König von Polimban ist der Holländer Beschützer.

Sie haben die Vestung Jambi zur Vertheidigung des Pfeffers aus Sumatra, wie denn auch allda viel Gold, Silber, Zinn, Eisen, Kupfer, Kampfer, Benzoin, Helfenbein und andere kostbare Steine sind.

Sie haben auch viel im Königreiche Macaßar, in der Insel Celebes, allwo sie die Portugiesen vertrieben haben.

Auch haben sie den mehresten Theil der Moluccischen Inseln.

Die Insel Java aber ist der Hauptsitz der Holländer.

Die Holländer haben in der Handlung nach Indien in Wahrheit viele Kunst und Handgriffe angewendet, auch in ihrem Unternehmen sind sie gar sehr von dem Glücke poussirt worden. Diese Kauf- und Handlungsstücklein sind allerdings der Holländer Erhebungs- und Bereicherungsursachen, ob sie gleich oftmals mit großer Einbuße und Verlust diese Handlung nach Indien zu mainteniren, und Hahn im Korbe zu spielen gesucht haben. Es gemahnet mir endlich mit der Handlung, als mit denen Militair-Personen, wer nämlich im Kriege Meister und Ueberwinder wird, der behält den Platz, also,

wer in einem Lande die Vorzüge derer Handlungsvortheile erlanget, der ist der beste Kaufmann, und erhält das Recht, sich nach Möglichkeit zu bereichern. Wie sollte also denen Holländern zu verübeln seyn, daß sie sich so mächtige Vortheile in Indien zuwege gebracht haben.

Zu einem beglückten Militair- und Kriegswesen gehöret Verstand, Macht, List, Fleiß und Glück. Bey denen Commercien wird eben dieses erfodert. Und die Generalstaaten haben bewiesen, daß es ihnen nie an diesen Stücken ermangelt, ihre Handlung in Ostindien zum höchsten Grade der Vollkommenheit zu bringen, daß es auch nicht wohl möglich, noch muthmaßlich, daß sie nunmehro nicht so leicht ihre Handlung in Ostindien in Verfall dürften gerathen sehen.

XXXIX. Capitel.

Von Halbinseln.

Auf der Halbinsel von Malacca holet man Muscatennüße.

Die Halbinsel diesseit des Ganges machet einen großen Theil Indiens aus, und präsentirt die Figur eines umgekehrten Kegels. Sie ist dreyhundert und zwanzig Meilen lang, und zweyhundert und siebenzig Meilen breit. Die

Spitze,

Spitze, womit sie sich endet, wird das Vorgebürge von Comorin genennet. Es ist ungemein heiß allda. Die Menschen sehen braun. Das Land ist vortrefflich fruchtbar, und hat sehr viele Häfen, treibet auch mit denen Europäischen Nationen einen vortheilhaften Handel. Diese Halbinsel wird in zwey Theile getheilet, deren ersterer vom Vorgebürge von Comorin angehet bis nach Daman, das ist dreyßig Meilen von Surate, und man nennet sie die Küste von Malabar. Der andere Theil dieser Halbinsel aber fänget sich an von gedachtem Vorgebürge, und gehet bis an das Königreich Orixa, und dieses ist die Küste von Coromandel.

Die Küste von Malabar begreift Cungan, Visapour und Carnate.

Visapour ist des Königreichs Hauptstadt, mit hohen Mauern, worauf mehr als tausend Canonen stehen. Diese Stadtmauer hat zwey Meilen im Umfange, hat fünf große Vorstädte, mit welchen zusammen gerechnet Visapour fünf Meilen groß ist. Die Häuser sind von Stroh und Bambuck. Die Thüren sind klein, und man muß sich beym Eingange bücken, und eben so sind die Mobilien, nämlich ein Trog in der Erde, und eine Decke statt des Bettes, und in dem Troge stampfen sie Reiß. Mitten in der Stadt ist der Pallast, der mit Gräben und Mauern umgeben ist, worinnen es ebenermaßen schlecht beschaffen ist. Die Könige sind Mogolische Vasallen, und der Secte Omar Mahometaner. Allda ist der

Pfeffer sehr wohlfeil. Das Quintal gegen messingene, kupferne und eiserne Geräthschaften sieben bis acht Thaler.

Allda besitzen die Portugiesen Daman mit vielen Dorfschaften, woselbst man Jesuiter- Dominicaner- Franciscaner- und Augustinerklöster antrifft.

Bombay und Baßaim sind schön gebauet, wohl bevestigt, und denen Engelländern zuständig.

Chaul und Chiul liegt hinter dem Gebürge, gehört den Portugiesen, hat einen guten Hafen, und der Berg, so den Hafen bestreicht, wird von einer Citadelle bedeckt.

Mingrela oder Vingrela, so ein großer Flecken ist und den Holländern gehöret, hat trefflich gesundes Wasser und guten Reiß. Die Schiffe, so nach Surate, Ormus und dem rothen Meer gehen, werfen an der Rheede von Mingrela Anker. Man verfertiget daselbst Tuche zum Einpacken der Waaren. Die Cardomomen sollen nirgends, als zu Mingrela wachsen.

Fast in der Mitte der Küste von Malabar lieget die Stadt Goa, von deren Beschreibung siehe nach in dem Capitel von Indianischen Städten.

Goa gehört den Portugiesen, liegt fast in der Mitte von der Malabarischen Küste auf einer Insel, die Salsette heißet, und von zwey Flüssen, Mantoa und Quari, formirt wird. Es soll allda einer der drey besten Häfen von der Welt seyn, die andern zwey sind zu Constantinopel und Toulon. Zu Salsette gehören sieben und sechzig Dörfer,

fer, wiewohl die Portugiesen nebst Salsette und diesen Dörfern noch zwey und vierzig andere Dorfschaften im Besitz haben. Die Portugiesen haben das Recht des Monopolii mit dem Pfeffer, welchen man an sie muß zu verkaufen bringen. Alda wächst der Arbor tristis, welcher in einem besondern Capitel beschrieben wird. Ueberhaupt ist Goa der beste und ansehnlichste Ort in dem Königreiche Visapour.

Mittagswärts liegt das Königreich Carnate, oder Conara.

Bisnagar liegt auf einem hohen Berge mit dreyfachen Mauern umgeben, und drey Meilen im Umfange.

Der König von Bisnagar nennet sich den König der Könige und Mann von tausend Weibern. Er ist sehr mächtig, und sein Land hat viel Gold- und Silberbergwerke, Diamantgruben, Amethyste und Saphire, so man in Flüssen fischet. Die Einwohner sind Heiden und beten die Sonne an, der zu Ehren sie ein großes Fest feyern.

Die Städte, so dem Könige von Bisnagar gehören, suche in dem Capitel von Ostindianischen Städten.

Was auf der Halbinsel jenseit des Ganges zu bemerken ist, solches suche man nach in dem Capitel von Ostindianischen Städten. Es sind daselbst die Königreiche Azem, Ava, Pegu, Laos, Siam, Tonquin, Cochinchina und Cambaya.

Die Halbinsel Malacca hat lauter wilde Leute, und fast den Thieren zu vergleichen. Es ist un-

gemein heiß allda, dannenhero sind dasige Einwohner von brauner Farbe. Die Einwohner bieten den Europäern ihre Weiber und Kinder an, um weiße Kinder dadurch zu bekommen. Die Landessprache ist in ganz Indien gebräuchlich, wie die Französische in Europa.

Halbinseln aber sind Provinzen, die um und um mit Wasser umgeben sind, an einem Orte aber nur an das veste Land anstoßen und an selbigem anhängen. Es kann nun das Meer, oder auch Flüsse und Canäle, Halbinseln formiren. Es befinden sich auf manchen Halbinseln verschiedene Herrschaften, Königreiche, Religionen und Einwohner, manche aber sind klein. Die Braminen haben an verschiedenen Orten Indiens dem gemeinen Pöbel weiß gemacht, daß ganz Indien vormals ein bloßes vestes Land gewesen wäre; allein, weil die Menschen so gottlos und böse gelebt hätten, habe ihr Götze, den sie anbeten, das Meer gesendet, welches das veste Land verderben und in unzählige Stücken zerreißen müssen, woraus denn die Inseln und Halbinseln entstanden, und wären dabey viele tausend Menschen im Meere ertrunken und umgekommen. Dannenhero ist eine allgemeine Furcht bey ihnen, wenn ein Seesturm entstehet, denn um sie desto besser im Zaum zu halten, hat man ihnen glaubend gemacht, es werde, bey Fortsetzung eines bösen Lebens und Ungehorsam gegen die Braminen und deren gegebene Gesetze, mit der Zeit ein

ein neuer Seesturm kommen, welcher das annoch vorhandene veste Land vollends zerreißen und ins Meer stürzen würde.

XL. Capitel.

Von Indianischen Inseln.

Die Insel Ceylon, wie man gewisse alte Urkunden und Zeugnisse hat, ist eben diejenige, so man vormals die Insel Taprobana genennet hat.

Die Insel Salsette wird von zwey Flüssen, Mantoa und Quari, formirt, und auf dieser ist die Stadt Goa, so den Portugiesen gehöret. Diese Insel ist sieben Meilen groß, und hat ausser Goa sieben und sechzig Dörfer. Allda ist ein Inquisitionsgericht. Vide Capitel von Indianischen Städten ein mehreres. Es wächst auch daselbst der Arbor tristis, welcher in einem besondern Titel und Capitel beschrieben wird.

Die Maldivischen Inseln sind diejenigen, welches die ersten, worauf die Europäischen bey ihrer Ankunft gekommen seyn. Ihre Länge beläuft sich auf zweyhundert Meilen, die größte Breite aber nicht über dreyßig oder vierzig Meilen. Dieser Bezirk begreift eine erstaunende Anzahl Inseln, die sich nach einiger Meynung auf drey bis viertehalb tausend beträget. Der Prinz,

dem

dem diese Inseln gehören, führt den Titel eines Sultans und Königs von dreyzehn Provinzen und zwölftausend Inseln. Die meisten liegen wüste, sind klein und unbewohnt, manche sind ganz unfruchtbar. Manche sind wegen der Ueberschwemmung ganz unwohnbar. Manche sind gleichsam nur für die Krabben oder Seekrebse und Pinguis, so eine Art Vögel wie Gänse. Die Insel oder das Eyland Male ist die größeste unter allen. Der König hält sich selbst allda auf, und beträgt anderthalbe Meilen im Umkreise. Man theilt diese Inseln insgesammt in dreyzehn Provinzen oder Stadthalterschaften ein. Eine jede derselben wird durch eine Straße oder Meerenge unterschieden, und die vielen Felsen dienen wider die Gewalt der Meereswellen. Diese Inseln haben auch vier Hauptöffnungen, welche den Einwohnern statt der Häfen dienen. Auf diesen Inseln ist es ungemein heiß, und ist allda Tag und Nacht beständig einander gleich. Des Nachts fällt ein starker Thau, welcher sehr kühle ist, und giebts allda wackere Kühe und treffliche Weide. Man fängt in diesen Inseln den Sommer im October, und den Winter im April an, welcher anders nichts von dem Sommer unterschieden, als daß es stets im Winter regnet. Es wächset allda allerhand Garten- und Küchenkraut, und viele Cocosnüsse, woselbst die Cocosnüsse in ganz Indien am besten zur Vollkommenheit gelangen, welches machet, daß in diesen Inseln sehr wohlfeil zu leben ist. Ferner wachsen allda viele

Zitro-

Zitronen- und Granatenbäume; man findet schwarzen und grauen Ambra, schwarze Corallen, und gewisse kleine Muscheln, die in Indien eine Scheidemünze abgeben. Nicht weniger findet man viele Schilde von Schildkröten ungeheurer Größe, so, daß zehn bis zwölf Personen darauf sitzen können, doch sind die kleinen viel schwärzer und höhern Werths.

Es lässet sich mit den Einwohnern dieser Inseln sehr gut umgehen. Sie sind arbeitsam und in allem geschickt, gute Sternseher, gute Kaufleute und tapfere Soldaten. Ihre Policey ist gut eingerichtet, an Farbe sind sie olivenbraun, wohlgebildet, aber kurzer Statur. Die Bekleidung ist die Bedeckung der Scham, denn der Hitze wegen gehet man nackend, und die Religion ist Mahometanisch; besonders ist merkwürdig, daß wer eine Reise nach Mecca gethan, das Privilegium für andern hat, einen langen Bart zu tragen.

Der König bekommt den fünften Theil aller Früchte, so man einerndtet, wie nicht weniger von allen dem, was die Unterthanen von denen verunglückten Schiffen erbeuten, zumal sie sehr geschickt, die im Meere verschütteten Waaren wieder heraus zu langen, davon sie ebenfalls dem Könige den fünften Theil zu entrichten haben.

Die Insel Ceylon hat ungemeine Reichthümer und Seltenheiten. Die Cingalesen oder Cingalen haben vieles Rindvieh, Büffel, Schweine, Ziegen, Gemsen, Hasen, Hunde, Affen, Tyger, Elephanten, Bäre, Esel und Pferde; allein, keine

Schafe

Schafe können nicht gehalten werden. Die Elephanten sind besonders berühmt, die auf der Insel Ceylon erzogen werden, und sind höher im Werth, als alle in ganz Indien, nicht nur wegen des Helfenbeins ihrer Zähne, sondern wegen ihrer besondern Geschicklichkeit. Man sagt, daß die fremden Elephanten die Ceyländischen grüßen. Man bedienet sich der dasigen Elephanten statt der Lastthiere. Der Elephant fasset den Strick mit dem Rüssel und den Zähnen, ziehet ihn an, windet ihn um den Pack, wirft ihn auf den Rücken und gehet davon. Solchergestalt ziehet der Elephant eine halbe Galeere oder Caravelle auf das Trockene. Die ganzen Inseln sind voller Affen und bewundernswürdig. Eine Art derselben nennet man Orang Oetangs, das heißen wilde Menschen, und sind auch als Menschen gebildet, und scheinen fast Menschenverstand zu haben. Sie haben kleine Hare, sind hurtig, stark und kühn, stellen sich auch wohl wider die Jäger zur Wehr. Sie sind über dieß auf das Weibsvolk sehr erpicht, und darf sich solches nicht allein in Wäldern blicken lassen. Man fänget sie mit Schlingen, und weiß sie zahm zu machen, auf den Hinterfüßen zu gehen, um sich der Vorderfüße zu allerhand Sachen zu bedienen, als Gläser zu schwenken, Getränke einzugießen, Bratspieße zu drehen, und andere dergleichen Hausarbeit zu verrichten. Auch zeugt Ceylon vielerley unbekannte Vögel. Besonders hat Ceylon viel Gewürze und Edelgesteine, nur keine Diamante. Die Bergwerke

läßt

läßt der König nicht bearbeiten. Die Wälder tragen viele Pomeranzenbäume, Zitronenbäume, Nelkensträuchlein und Zimmtbäume, welche letztern bey acht Meilen stark riechen. Die Quintale Zimmtrinde gilt nur vierzig Sols auf der Insel Ceylon.

Der Zimmtbaum

Ist von mittelmäßiger Größe. Die Blätter kommen den Lorbeerblättern gleich. Bey dem Anfange des Triebes sind sie hochrother Farbe, wie Scharlach, und wenn man sie reibet, riechen sie mehr nach Nelken, als nach Zimmt. Die Zimmtfrucht gleichet einer Eichel. Aus diesen Eicheln kann man ein Oel kochen, welches auf dem Wasser schwimmet, und hernach erhärtet zu einem weißen Wachße, das ungemein angenehm riechet, und man brennet es in Lampen; wobey dieses merkwürdig, daß ob man gleich daraus Wachslichter ziehen kann, gleichwohl deren Gebrauch verboten ist, weil der König nur dergleichen Lichter brennen darf. Die Rinde dieses Baumes ist der überall bekannte Zimmt oder Caneel, wiewohl sie weiß und nicht Zimmtbraun ist, so sie von dem Baume abgeschälet wird, sondern bekommt allererst diese Farbe, so man sie an der Sonne trocknet.

Es wächst auch viel Pfeffer zu Ceylon auf kleinen Gesträuchen um einen Kamm, welcher voller Beeren stehet. Die Blätter des Pfeffers sehen aus wie lange Pomeranzenblätter.

Der

Der König hat unumschränkte Macht über das Vermögen seiner Unterthanen, ja über ihre Handlung; und was noch mehr! über ihr Leben. Daher ist den Eingalen hart verboten, die Edelgesteine, die daselbst gefunden werden, als Topasen, Rubinen, Saphire, Granaten und Cristall zu suchen, und in ihren Häusern zu haben, noch vielweniger damit zu handeln, und straft man die Uebertreter, so es entdeckt wird, am Leben. Der König schickt selbst Leute aus, so die Edelgesteine suchen und einsammeln müssen. Die Religion ist dreyfach. Der König und die Vornehmsten sind Mahometanisch. Die andern sind Heiden und Götzendiener, und glauben die Seelenwandelung. Die dritte ist die Reformirte. Die Catholische Religion hingegen ist bey der härtesten Strafe verboten.

Die Holländer haben sich bemeistert der Städte Colombo, Negombo, des Forts Pointe de Galles der ganzen Seeküste und aller Häfen, lassen auch kein ander Schiff dahin kommen. Ferner ist daselbst merkwürdig der zwanzig Meilen von dem Meere auf einer grün beraseten Ebene gelegene Berg

Pico d'Adam,

Hamadel, Adamsberg, Pic oder Pointe, oder Pas d'Adam genannt.

Dieser Berg ist grün bewachsen. Auf diesem Berge stehet ein Felsen, der so jäh in die Höhe gehet,

het, daß man ihn anders nicht, als vermöge einer eisernen Kette, welche zuoberst bevestigt ist, ersteigen kann. Der Berg ist zwey Meilen hoch. In der Mitte des obersten Felsens ist eine tiefe See, worinnen fürtrefflich gesundes Wasser ist, so sich in viele Bächlein herab ergießet.

Ueberdieß ist annoch ein gewisser Stein bey diesem See zu bewundern. Es ist nämlich ein grosser Stein, auf dem man den Fußtapfen eines Menschen siehet, und man hat verschiedene ungewisse Meynungen davon. Man thut starke Wallfahrten zu diesem Steine, und die Pfaffen erhalten das Volk bey dieser abergläubischen Scheinheiligkeit, um daraus einigen Vortheil zu erlangen, wie dehn diese Götzenpfaffen sich einer exemplarischen Lebensart befleißigen, und werden in zwey Gattungen eingetheilet, als:

1) Die von der ersten Ordnung sind die Vornehmsten, und weil man sie für die Gelehrtesten und Heiligsten hält, werden sie hoch geachtet und geehret.

2) Die von der andern Ordnung sind von den Eingalen nicht weiter unterschieden, als daß sie ihren Götzen Speise vorsetzen müssen.

Beyder Ordnung statuirt die Seelenwandelung, und verehret den ganzen Tag über dasjenige Thier, das ihnen früh Morgens begegnet, als einen Abgott.

In Summa, jeder Hausvater ist auch ein Priester. Er hat in seinem Bezirk eine Pagode, worinnen ein Götzenbild von abscheulicher Gestalt stehet,

het, und diese Pagoden nennen sie selbsten Häuser des Teufels.

Die Cingalen haben außerordentliche Sitten und Gewohnheiten, besonders sind sie sehr zum Spiel geneigt, und sind ihre Spiele das Hahnen- und das Damenspiel. Was

Das Hahnenspiel

anlanget, so sind die Hähne dieser Insel viel grösser und wilder als anderwärts. Diesen nun bindet man scharfe eiserne Stacheln an die Füße, darauf hetzet man sie zusammen, daß sie mit einander streiten müssen, und setzen gegen einander die Spieler Gold, Silber, Haus, Garten, Feld und ihr ganzes Vermögen auf, welches derjenige gewinnet, dessen Hahn den Sieg erhält; ja sie setzen auch wohl bey dem Damenspiel die Finger und andern Glieder ihres Leibes dran.

Die Insel Sumatra ist mehr lang, als breit, denn sie ist auf zweyhundert und funfzig, ihre Breite auf sechzig und ihr Umfang auf fünfhundert Meilen. Es ist allda gemäßigt heiß. Der Sommer fängt sich im October, und der Winter oder die Regenzeit im Junio an. Die Luft ist für die Fremden sehr ungesund. Das Erdreich ist fruchtbar, doch säet man nichts aus, als Reiß und Hirsen. Es wächst allda der beste Pfeffer, auch wächst daselbst Zimmt, Ingwer, Zucker, Benzoin, weißes Sandelholz, Pomeranzen- und Zitronenbäume, Honig, Wachs und Baumwolle. Besonders sind hier so häufige Cocos-

bäume,

bäume, als anderwärts die Weyden. Das Land ist reich an Gold- Silber- Kupfer- Zinn- Eisen- Bley- und Schwefelbergwerken, die aber nicht gar zu ergiebig sind. Auch wachsen allda Edelgesteine, die man aber nicht aufsuchen darf. Desgleichen ist auf dieser Insel auch ein Feuerspeiender Berg. In den Wäldern sind viel Elephanten, Nasenhörner, Tyger, Löwen, Leoparden, Hirsche, wilde Schweine, Stachelschweine, wilde Pferde, Zibethkatzen und Affen. Die Einwohner wollen mit keiner fremden Nation etwas zu thun haben, doch haben die Engelländer daselbst, wiewohl nur eine einzige Stadt.

Das Königreich Achem oder Achin. Die Holländer, Engelländer, Dänen, Portugiesen, Chineser und Guzurater treiben allda vielerley Handlung, denn die Einwohner bezahlen alles baar mit Golde und Edelgesteinen, und bringet man besonders viele baumwollene Tücher dahin, nebst viel Reiß und Specereyen.

Hier ist der König von Sumatra besonders merkwürdig. Sein Pallast wiebelt von Weibern, welche stets um ihn seyn, und seine Lüste erregen. In den Vorhöfen und Gemächern sind mehr, als dreyzehnhundert Weibespersonen, die wechselnd die Wache thun. Die Unterthanen sind bloße Sclaven, welche des geringsten Verbrechens wegen hingerichtet werden.

Was von der Insel Java zu bemerken ist, so stehet deren nördliche Küste denen Holländern zu, welche Vestungen haben; das innerste aber gehört

dem Käyser, oder denen Matarans, die der Vertheidigung wegen gegen ihre Feinde mit den Holländern nicht gerne in Uneinigkeit kommen wollen.

Die Insel Java hat einen großen Ueberfluß an Gold- Silber- Kupfer- Diamant- Rubinen- und Smaragdbergwerken, ja an allen menschlichen Bedürfnissen. Und besitzen die Insel Madura, deren König sie gezwungen, ihnen diese Insel abzutreten.

Die Holländer legten ihr Hauptcomtoir zu Batavia an, allein die Javanenser nennen Batavia heut zu Tage noch Jacatra. Besiehe davon das Capitel von Indianischen Städten.

Was die Insel Borneo anbelanget, so wird sie von den Beajous bewohnt, denn also nennet man diese Einwohner, welches grausame Leute sind, die ganz und gar keine fremde Nationen leiden können. Es giebt auf dieser Insel Bergwerke von allerley Metallen und Mineralien, deren sich dieses wilde Volk nicht zu gebrauchen weiß, weil es sich nicht aufs Schmelzen verstehet. Indessen sammelt man doch allda den Goldstaub, der in dem Sande der Ströhme angetroffen wird. Es wächst viel Reiß darauf, der besser gedeihet, als anderwärts in ganz Indien. Die Landfrüchte kommen weder der Farbe, Geschmack noch Größe nach mit andern überein. Es ist ferner vieler Ueberfluß an Caßien, Wachs, Kampfer, Pfeffer und Gummilak, nebst viel vortrefflichen Farben. Die Thiere im Lande sind selzamer und besonde-

rer Gestalt, fürnehmlich giebt es vielerley Arten Affen; besonders ist eine Gattung, in welchen man den allerbesten Bezoar findet, der nur zu haben ist. Die Religion endlich ist ein Haufen abergläubischer Meynungen.

Die Moluccischen Inseln und deren vornehmste sind, Celebes, Gicolo, Ternate, Ceram, Amboina und Banda.

Celebes ist die größte Moluccische Insel, und bringet alle menschliche Nothdurft, und was nur zur Ergötzlichkeit dienet, reichlich herfür, unter andern wohlriechendes und anderes Holz, so man zum Färben brauchet. Die Specereyen wachsen auch überflüßig, so daß sie die Einwohner fast für gar nichts dahin geben. Man isset nichts, als Reiß und Fische. In Ansehung der Religion, so ist Borneo Mahometanisch, und nennet man die Lehrer des Alcorans mit dem Namen Caßisen. Sonst wird das meiste Land von den Massacars bewohnt, welches eine grausame Nation ist.

Die Inseln Gicolo, Ternate, Ceram, Amboina und Banda nebst noch vielen andern, sind sehr klein, aber gleichwohl sehr reich, und haben die Holländer und Portugiesen allda ihre Handlung.

Die Philippinischen Inseln liegen bey den Moluccischen Inseln gegen Norden zu. Die Portugiesen nennen sie die Manillischen Inseln. Die Indianer heißen sie die Luconischen Eylande. Auf diesen Inseln sind viele Gold- und Eisenbergwerke, besonders in Mindanao, die aber ganz unbearbeitet liegen.

Den größten Theil der Moluccischen Inseln nebst denen Häfen besitzen die Holländer. Man hat allda Bananos, Cocosnüsse, Pomeranzen, Limonen, Aloe, Sandelholz, Zimmt, Muscatenblüthen, Muscatennüsse, besonders aber eine überaus große Menge Nelken.

Auf der Insel Ceylon ist viel langer Pfeffer, Leinwand, Helfenbein, viele medicinische und Apothekerwaaren und Wurzeln, viele Cardomomen, Mirabolanen, Seide, Toback, Ebenholz, sehr gutes Bauholz, Bleyerzt, Betel, wilden Honig, Bisam, Wachs, Cristallen, Salpeter, Schwefel, Zucker, Corcoma, Reiß, Eisen, Stahl, Kupfer, und alle Arten von Edelgesteinen, außer keine Diamante. Das allervornehmste bey der Handlung dieser Insel sind die Zimmtrinden und Elephanten.

Die Insel Sumatra handelt mit Gold, Silber, Zinn, Kupfer, Eisen, Diamanten und andern kostbaren Edelgesteinen, sodann auch mit Pfeffer, Wachs, Honig, Kampfer, Caßia, Sandelholz, Schwefel, Reiß, Zucker, Ingwer und Benzoin.

Die Insel Java handelt mit vielerley Arzneywaaren, Cocosnüssen, Areck und Oel. Die Handlung zu Borneo und deren Seehäfen bestehet in Diamanten, Gold, Perlen, Bezoar, Sapanholz, Wachs, Pfeffer, allerhand Räucherwerk, Mastix und allerhand Gummaten.

Die Moluccischen Inseln handeln mit Gold, Diamanten, Perlen, Bezoar, Sapanholz, Wachs,

Pfeffer,

Pfeffer, Mastix, vielerley Gummi, und einer Art Leinwand, so man Tamette nennet, in welche sich fast jedermann kleidet. Besonders haben die Moluccischen Inseln den Sago, welcher nirgends anders, als da gefunden wird. Dieses ist ein Mark eines gewissen Baumes, der denen Tannenbäumen ähnlich siehet. Dieses Mark nun reibet man zu Mehl, bäckt Brodt und Kuchen daraus, brauchet es auch an die Speisen, und rühret es auch in das Getränke. Diese Insulaner bedienten sich anfänglich statt der Münze kleiner Stückchen Eisen und Bley. Die Holländer aber brachten so viel zuwege, daß eine gewisse Art Kupfermünze aufkam, so auch durch ganz Indien nun gänge und gäbe ist, welche man Caßias nennet.

Die Insel Amboina handelt mit anders nichts, als mit Muscatennüssen und Nelken, und sind diese Waaren in so geringem Werthe, daß man fast gar nichts dafür giebt.

Die Insel Madagascar nennen die Franzosen die Dauphinsinsel, und auf Französisch Isle Dauphine Die Luft ist allda gemäßiget. Die mehreste Jahreszeit ist einem Frühlinge zu vergleichen. Die übrige Jahrszeit aber ist temperirt, und ob ich gleich niemals auf dieser Insel selbst gewesen bin, so hat mir doch ein gewisser für gewiß sagen wollen, daß es so gesund sey, daß wenig Leute unter dem hundersten Jahre stürben. Alle Früchte wären allda ungemein gesund, als: Gartenfrüchte, Gemüse, Erbsen, Hülsenfrüchte, Wurzeln, und was nur ausländisches allda ge-

pflanzt und erbauet würde. Alles trüg zwey; ja dreymal jährlich. Die Reißerndte sey jährlich dreymal, und der Weinstock habe fast Jahr aus Jahr ein reife Früchte. Auch sey die Dauphinsinsel nicht arm an guten eßbaren und andern brauchbaren Landviehe, als an Ochsen, Kühen, Ziegen, Schweinen und vielerley andern zahmen Landviehe. Nicht weniger besitze es reiche Gold- und Silberminen, viel Eisen und Bley, viele Baumwolle, Wachs, Zucker, schwarzen und weißen Pfeffer, Toback, Ebenholz, Indigo, verschiedene Arten von Holz zum Färben, und viel andere Waaren.

Die Insel Mascaregna wird gegenwärtig die Isle de Bourbon genennet.

Dieses sind noch lange nicht alle die Indianischen Inseln, von denen ein Geographus schreiben könnte. Allein ich bin eines theils nicht weiter gekommen, theils habe auch keine zuverläßige Nachricht davon. Inzwischen sind aber auch viele Inseln, auf denen ich zu zwey, drey, acht und vierzehn Tagen gewesen, welche in Europa nicht bekannt seyn, und die meines Wissens entweder gar keine, oder doch ganz unbekannte Namen haben. Es ist hier und da eine, zwey, auch dreye neben oder nicht weit von einander gelegene Inseln, die noch bis dato nicht in die Bothmäßigkeit der Europäer gekommen sind. Es sind auf denenselbigen entweder Heiden und Götzendiener, von denen man keine gewisse Nachricht geben kann, weil sie mit Niemanden einigen Umgang haben

wollen,

wollen, oder sie sind unbewohnt; und theils deswegen unbewohnt, weil man sie nicht des Anbaues würdig geachtet, oder aber weil sie schädliches, oder gar kein Wasser, oder keine Landfrüchte, oder aber nichts, als Gebürge haben. Ich bin an Inseln gekommen, welche bewohnt waren. Die Einwohner aber versammelten sich augenblicklichst bey unserer Ankunft, und bewillkommeten uns mit vergifteten Pfeilen, und einem so gewaltigen Steinhagel, daß wir uns zu nähern ablassen mußten. Auch kamen wir auf andere Inseln, deren Einwohner wie das Vieh, von Wasser, Wurzeln, Kräutern und dem Fleische ihrer benachbarten Feinde lebten, die sie stetig bekriegten, und hatten auf ihren Inseln weder Gevögel noch Thiere, noch auch Landesfrüchte. Nicht weniger trafen wir solche Inseln an, wo entweder Schiffbrüchige gewesen, oder die ausgestorben waren. Wir fanden Wohnungen von Erde, Steinen, geflochtenen Aesten und Zweigen, von Holz und Palmenholz und Blättern, und von verschiedener Materie erbauet, entweder die noch mit Haus- und Küchenvorrath versehen, oder ganz leer waren; auf manchen fanden wir in unbekannten Sprachen geschriebene Nachrichten, oder auch daß man in Europäischen Sprachen von denen Bericht fand, welche von Seesturm waren verschlagen worden, oder aus eigener Neubegierde gereiset hatten, oder die als Schiffbrüchige einige Zeit allda zubringen müssen, und alsdenn von ohngefehr anlangenden Schiffen waren wieder-

um aufgenommen worden. Unter allen andern aber, die ich gesehen, betreten, und auf denen wir zwey, acht, zwölf, vierzehn Tage verharret seyn, muß ich deren nur viere gedenken, welche am merkwürdigsten waren. Die eine kam uns von ohngefehr zu Gesichte. Bey unserer Anlangung trafen wir die Einwohner in recht elenden Wohnungen hart schlafend an. Es hatte das Ansehen, als ob sie vorigen Tages ein Fest gehabt, und vom Trunk des Palm, Weins und bey ihnen um einen Creiß gewöhnlichen Tanzen ermüdet unerwecklich wären, denn es war überall Fleisch, Gebratenes, viel Früchte, und theils mit Victualien angefüllte, theils leere Eß- und Trinkgeschirre zu sehen. Die Indianer lagen mit ihren Weibern und Kindern nackend hart schlafen. Derer Wohnungen waren ohngefehr dreyhundert, und in jeder befanden sich zwey, vier, auch sechs Personen. Als wir dieses nun gesehen hatten, holten wir aus dem Schiffe theils solche Waaren, die den Indianern angenehm sind, theils Speisewerk, theils Brantewein. Hier traten wir vor eine Wohnung, in welcher ein Mann mit vier Weibspersonen lag. Einer von uns erweckte diese hart schlafende Menschen mit starkem Rütteln. Anfänglich erschracken sie zwar über unser Daseyn, allein Speise und Trank schmeckten ihnen so gut, daß sie sich mit uns gar freundlich hielten. Wir nahmen Platz in ihrer Hütte, und der Indianer nöthigte uns seine Weibsbilder an, daran sich auch einige unserer Bootsknechte machten.

Indessen fanden sich die andern Insulaner vor unserer Wohnung ein, mit einem großen unvernehmlichen Geschrey, wurden aber gar bald von unsern Wirthe besänftiget, und wir theilten ihnen insgesammt allerhand Kleinigkeiten mit, wofür sie uns auch Fleisch und allerhand Früchte anboten. Wir betrachteten hierauf die Insel, und ob sie gleich nicht eine Meile im Umkreiß war, so war sie doch an Thieren und Vögeln, an Gemsen und Fischen sehr reich. Der Zipfel, der davon in das Meer gieng, war gleichsam eine Kette von aneinander hängenden Gebürgen, in deren Hölen wir Merkmale antrafen, daß, so man Fleiß anwendete, Mineralien daselbst konnten ausgegraben werden; ja man fand in einem durch die Insel strömenden Flusse Corallen und Goldkörnlein, welche der Insulaner Weiber an Hals, Ohren, Armen und Beinen trugen.

Die andere Insel, von der ich reden will, war, so zu sagen, von dem Ala-mara-Baum entweder von Natur, oder durch Kunst dermaßen umzogen, daß man auf keinerley Art landen, noch einen Eingang finden konnte. Wir nahmen uns hierbey Mühe, die ganze Insel zu umschiffen, da wir denn einen kleinen Eingang fanden, welcher nur für einen Mann groß genug war. Doch konnten wir nicht anlanden, und mußten durchwaten auf eine Französische Viertel Meile. Kaum waren wir angelanget, so versammelten sich Mann und Mann, sechse von ihnen brachten uns Hammel, Ziegen, eine Kuh, und viel eingesalzene Pinguyns,

guyns, andere Cocosnüsse, süß Wasser, wieder andere aber Helfenbein und breit geklopfte Stücken Gold. Wir gaben ihnen dafür, was wir wollten, und sie schienen ganz vergnügt damit zu seyn. Nun suchten wir wohl näherer Erkundigung wegen auf der Insel etliche Tage zu bleiben; allein die Insulaner trieben uns heraus, und wir mußten wieder auf das Schiff, des andern Tages aber stand es uns frey, wieder auf ihre Insel zu kommen und abermals mit ihnen zu tauschen.

Auf der dritten Insel trafen wir ein Paar Eheleute an, die, um sich zu bereichern, auf einem gefährlichen Schiffe mit wenigem Volke die Reise nach Indien angetreten hatten, aber um diese Gegend Schiffbruch erlitten hatten, und bereits etliche Monat auf dieser Insel gewesen waren. Diese Insel nun war für etliche Personen, aber nicht für funfzig und mehr Personen zum Aufenthalt hinlänglich. Man fand Gevögel und Thiere von allerley Gattung, zahme und wilde, schöne Fische, Austern, Muscheln, Zitronen, Pomeranzen, einen Cocosbaum, Pfeffer, Nelkensträuchlein, und was das wundersamste war, etliche junge Zimmtbäumlein, Strauße und Schildkröten. Wir gaben diesen Leuten, weil ihre Kleidung ziemlich abgerissen war, andere Kleider, und sie offerirten uns eine ziemliche Quantität Saphire, Topasen, Smaragde, von der Natur wundersam figurirte Steine und eine große Quantität Benzoin, so sie während ihres Aufenthalts einge-

sam-

sammelt hatten, um sie auf unser Schiff aufzunehmen, worinnen wir ihnen auch willfahrten.

Auf der vierten Insel dererjenigen, so ich besonders gedenken will, fanden wir keine Menschen, obschon die Insel ziemlich groß, und an allerhand Landfrüchten, Thieren und Fischen, Schildkröten, an Wildpret und Vögeln, ja an schon angebaueten Wohnungen einer bewohnten Insel glich, wofür wir sie auch anfänglich ansahen. Es wurden von uns in der Ferne Elephanten, Nasenhörner, Strauße, und andere Thiere gesehen. Wir näherten uns denen Wohnungen, welche groß und ganz bequem erbauet waren, die Häuser waren auch nicht leer, sondern in manchem fanden wir brauchbaren Hausrath, Küchengeräthe, Bogen, Pfeile, Netze, Flinten, Pulver, Schrot, Kugeln, allerhand Samen auf den Häusern wilde Tauben, Teiche mit Fischen, vieles geschlagenes Holz, Fäßer mit Reiß, Gefäße mit Fett, Talch, Oel, und in denen Rauchfängen aufgehangenes Fleisch, Fische und Gevögel, in denen Cammern viele Büffel- Pferde- Strauß- und andere Häute, etwas Helfenbein und viele andere Sachen. Hier verblieben von uns zwey Paar Leute, nämlich ein Holländischer Volontair und eine Portugiesinn, und ein Däne mit einer Indianerinn, welche sich zum Christenthum bekehret und den Dänen geheyrathet hatte. Wir wollten uns zwar auf alle Art und Weise darwider setzen, allein wir konnten sie von ihrem Vorsatze nicht abwendig machen;

chen, daher wir ihnen viel Eisenwerk, Pulver und andere Brauchbarkeiten, desgleichen Leinwand, Tuch und hölzerne Gefäße da ließen, und dahingegen, was sie nicht haben wollten, von denen vorhandenen Sachen mit uns nahmen, und sodann verließen wir nach genommenem Abschiede die Insel und schifften davon. Gewiß, wer sonst nichts hätte zu verliehren gehabt, würde es nicht besser, als auf dieser Insel, haben treffen können.

XLI. Capitel.

Vom Kameel, Kameleon und Kamelopard.

Das Kameel ist der Indianer Lastthier, wie in Europa die Pferde, Esel und Maulthiere, doch thun sie ungleich größere Dienste; denn diese Europäische Lastthiere können bey weitem nicht so vieles tragen, als die Kameele, indem ein Kameel neun, zehn und mehr Centner schwer tragen kann, welches ein Pferd zu tragen viel zu schwach ist. Ueber dieses ist auch ein Kameel im Stande, eine Reise von funfzig Meilen ohne außerordentliche Ermüdung zurück zu legen. Allein, ich erinnere mich einsmals, da ich zu Guzurate lebte, der Ankunft ei-

nes

nes Mogolischen Kaufmannes, welcher bey seiner Anlangung sein Kameel einbüßte, denn es hatte derselbe selbigen Tages eine Reise von acht und sechzig Meilen zurück geleget, und zwar nebst einer Last von acht Centnern, wodurch denn das Kameel bis auf den Tod übertrieben, daß es eine kleine Weile nach seiner Anlangung todt zur Erden niedergefallen. Da aber die Pferde sehr geschickt seyn am Wagen zu ziehen, so sind die Kameele hingegen zum Ziehen ganz ungeschickt. Es werden die Kameele, sobald sie auf die Welt kommen, darzu gewöhnet, sich auf die Knie niederzulassen, und wenn man sie beladen hat, wiederum aufzustehen; denn sobald sie gebohren worden, legen ihnen die Kameeltreiber die Beine unter den Leib, belästigen sie mit großen Lasten, und lassen sie zwey bis drey Wochen also liegen, und gewöhnen sie zum Auf- und Niederlassen, bis sie vollkommen geübt sind. Man will sagen, die Kameele hätten im Leibe einen Wasserhalter, weshalber sie denn etliche Tage ohngetrunken aushalten könnten. Allein, alles dieses sind bloße Fabeln, und man hat bey besonderen Besichtigungen der Kameele befunden, daß nichts weniger, als dieses mit der Wahrheit überein komme. So vieles indessen hat seine gute Richtigkeit, daß die Kameele etliche Tage ohne Wasser leben können, ja, daß sie auch nicht, wie andere Lastthiere auf starken Lastreisen und bey starker Hitze vom Durste incommodiret werden. Sie behelfen sich größten Theils wider den Hun-

ger

ger und Durst grüner saftiger Kräuter, wovon sie sich einzig erhalten; wie denn die Africanischen Kameeltreiber gewiß versichern, daß sie Kameele hätten, welche niemals zu trinken pflegten, sondern einzig von grünen Kräutern lebeten. Merkwürdig ist es, daß diese Thiere große Liebhaber von der Musik sind, und wenn der Kameeltreiber will, daß sie hurtiger fortlaufen sollen, so fänget er an zu pfeifen und zu singen, welches eben so viel wirket, als bey den Reutern die Sporen. Sonst sind diese Thiere, wie man vorgiebt und von ihnen bemerkt haben will, von Natur ungemein furchtsam. Sie bringen ihr Alter auf hundert Jahr, es müßte denn allzusehr strapaziert werden. Die Pferde können sich mit den Kameelen nicht allzuwohl comportiren, und man sagt, sie könnten ihren Gestank nicht vertragen, denn es haben die Kameele ganz einen unerträglichen Geruch. Was wir oben von ihrer Furchtsamkeit gemeldet, erhellet unter andern daraus, daß sie sich wider ihre Feinde ganz und gar nicht widersetzen, sondern ohne allen Widerstand von Tygern, Löwen und Pantherthieren verschlingen lassen, wiewohl auch die Kameele von der Natur mit keinen Widerstandswaffen versehen sind, denn sie haben weder Hörner noch sonst etwas, womit sie ihre Beleidiger abzutreiben vermögend wären; ja sie haben nicht einmal Oberzähne, sondern sind nur mit Unterzähnen versehen, welche weiter nichts verrichten, als das ohne dieß weiche Kraut, so sie zu ihrer Nahrung brauchen, zermalmen.

Auf

Auf dem Rücken haben sie einen Buckel oder Höcker, welcher zu ihrer Beladung ziemlich vortheilhaftig ist. Es ist überdieß bey der Section eines Kameels befunden worden, daß dieser Buckel keine Ungleichheit oder Auswuchs des Rückgrades sey, denn der Rückgrad ist schnurgerade an ihnen; sondern es ist ein bloßer Knorpel und ein drüsigtes Wesen, welches sich zwischen Fell und Fleisch befindet und den Rücken einen halben Fuß an demjenigen Orte, wo sich solcher befindet, erhöhet, mithin einen Buckel formiret.

Der Kamelopard ist dem Kameel ganz und gar nicht ähnlich, bis einzig und allein in Ansehung den Kopfes, welchen der Kamelopard eben so, wie das Kameel, ja noch weit gereckter und stolzer träget. Der Kamelopard ist scheckigt, welches die Benennung Pard andeutet, und so viel heißen soll, als ein Parder mit einem Kameelkopfe. Manche sind röthlich mit weißen Flecken, oder aber weißlicht mit rothen Flecken. Der Corpus des Kamelopards kommt mit der Gestalt eines edlen Pferdes ganz genau überein, einzig nur daß es am Bauche viel schmäler ist, auch nicht so gar groß als ein Pferd, sondern nur wie ein Maulthier. Sein Buckel gehet vom Schwanze bis an die Schulterblätter, und hat einen schwarzen Streif über die ganze Länge des Rückgrades, wie man an den Eseln siehet. Im übrigen hat ein Kamelopard einen sehr langen Hals, einen kleinen Kopf, einen weißen Bauch, längere Vorderbeine, als die Hinterbeine sind, und kleine gespal-

tene Füße, die denen Hirschen gleich kommen. Die Kamelopardeu sind nicht wild, sondern ganz zahm, daß sie sich von kleinen Kindern angreifen und regieren lassen, denn es kann sich nicht wehren, noch, gleich denen Kameelen, Widerstand thun, denn es hat breite Zähne, die nichts mehr thun, als damit das grüne Kraut, so zu ihrer Nahrung dienet, zerbeißen und zermalmen können.

Was endlich das Thier Kameleon anbelanget, so ist dasselbe ein Thier, das in den Felsen seine Wohnung und Aufenthalt hat. Es ist von ein bis andert halbe Elle lang. Die Dicke ist mannigfaltig, gleichet denen Eydexen, hat zwey breite Ohren, die es niederlegen und aufheben kann, und vier mit fünf Zehen versehene Füße, welche es sich zum Anklettern auf die Bäume bedient, wiewohl es auch den Schwanz zum Anhalten zu gebrauchen weiß, den es um die Aeste herum schläget; doch ist sein Gang auch auf der Erden, aber sehr langsam. Das Kameleon soll, wiewohl ich dergleichen niemals selbst observirt habe, ab- und wieder zunehmen, da es denn bey dem Abnehmen dermaßen mager werden soll, daß es nichts anders, als eine um das Gerippe gezogene Haut ist, welche Haut voller Drüsen, und ungemein kalt seyn soll, und seine Farbe stets nach denjenigen Sachen ändert, worauf es sitzet oder sich befindet. Insgemein siehet dieses Thier von allerhand Farben gestreifet aus, welche sich stetig und täglich ändern. Was endlich des Kameleons Nahrung

rung betrifft, so ist solche Ungezieser, welches von ihm durch die Luft des Atemholens an sich gezogen wird, indem man sonst nicht weiß, noch jemals gesehen und verspüret, daß es etwas anders als Flügen, Mücken und Würmer fresse; von welchem Geschmeiß man auch bey verschiedenen Sectionen allerhand in seinem Magen gefunden hat.

Mein Steuermann hat einsmals einen Kameleon gehabt, und versicherte, es sey seine Haut bey dem heißesten und brennenden Sonnenstralen so kalt als ein Eiß. Es habe seine gewisse Zeit seines Ab- und Zunehmens gehabt. Wenn es dicke und fett gewesen, hätte es sehr artig ausgesehen, allein da es den höchsten Grad seines Abnehmens erlanget habe, hätte es einen ganz erbärmlichen Anblick gegeben; denn es hätte nichts als eine Haut um sich gehabt, daß man eigentlich die Knochen und den Aus- und Eingang der Luft wahrnehmen können. Am allermeisten habe er die Veränderung seiner Farbe bewundert, denn er hätte es mögen auf was für eine Sache er gewollt, setzen, so habe es die Farbe angenommen; jedoch nur Striemen- und Fleckenweise, diese aber wären alsobald wieder verschwunden, sobald es auf eine anderfärbige Sache gelegt worden wäre. Drauf aber, da es vermuthlich wegen ermangelnder Nahrung und Mangel des Ungeziefers, verreckt wäre, wären an seiner Haut alle Farben verschwunden, daß es erstlich wie Porcellain ausgesehen, nachhero aber weiß-blaß geworden.

Ich kann es zwar nicht behaupten, daß es wahr ist, jedennoch aber will ich es doch mit melden, was mir von der Haut des Kameleons ist erzählt worden, daß diese Haut auch nach dem Tode eine kühlende Kraft bey sich habe. Es bedienten sich derselben nur die Bramanen, wenn sie ihre Götzen auf Tragen an hohen Festen trügen, da sie denn nicht die geringste Wärme noch Schweiß verspürten, so lange sie solche Haut, auch bey schweren Bemühungen, an ihrem Leibe trügen, daher sie denn dem gemeinen Volke dergleichen verheimlichen, welches ihnen alle Kameleons einliefern muß, weil sie dasselbe bereden, daß sie dieselben zu ihren Opfern und Weissagungen vonnöthen hätten.

Ob ich nun zwar diese Nachricht nicht behaupten will, so ist es doch gewiß, daß die Indianer die Kameleons, so oft sie welche fangen, an ihre Könige, oder die Vornehmen ihres Orts einliefern müssen.

Das Kamelopard, das ich gesehen habe, und das mir auch zu besteigen vergünstiget wurde, war übel zu reuten, und saß sich so übel drauf, als wenn die Soldaten auf dem hölzernen Esel reuten müssen; doch glaube ich, daß, so ein geschickter Sattel auf einen Kamelopard kommt, man ganz gut drauf reuten könne, und daß so ein Kamelopard mehr Dienste zu leisten im Stande sey, als fünf Pferde.

XLII. Capitel.

XLII. Capitel.

Von

Königreichen in Indien.

In dem Mogolischen Reiche sind vierzig Königreiche, als:

Fünfe gegen Morgen, als: Mevat, Jesual, Patna, Udeßa und Canduana.

Fünfe gegen Mittag, als: Guzurate, Candisch, Berar, Bengala und Orixa.

Sechse gegen Abend, als: Talla, Multan, Soret, Hajacan, Buchar und Jeselmera.

Neune gegen Norden, als: Naugracut, Siba, Bankisch, Cachemir, Pitan, Gor, Kakares, Attoch und Cabul.

Funfzehne mitten im Reiche, als: Chitor, Mavay, Bando, Jenupar, Dehly, Agra, Galeor, Narvar, Mareuca, Sambal, Bachar, Jemba, Pegab oder Lahor und Rahia-Ranas, und die Völker von Hendowns.

In dem Königreiche Visapour ist die ansehnlichste Stadt das denen Portugiesen gehörige Goa auf der Insel Salsette. Daran stößet das Königreich Carnate oder Canara.

Bisnagar und Narsinga sind auch zwey Königreiche genennet worden, welches aber nur ein Königreich ist, und das Königreich Bisnagar heisset, dessen König Besitzer von Canara, Balabar

und Gingi ist, und den Namen des Königs der Könige, und Mannes von tausend Männern führet, welcher sehr mächtig ist.

Im Königreiche Calicut heißt die Hauptstadt Calicut.

Cranganor ist ein Königreich und eine Hauptstadt gleiches Namens.

Im Königreiche Cochin heißet die Hauptstadt ebenfalls Cochin.

Tanschauer ist ein Königreich, und auch eine darinnen befindliche Hauptstadt.

In dem Königreiche Golconda ist Masulipatan der vornehmste Hafen. Der Prinz von Golconda hat den Namen eines Königs erhalten, ist aber ein Vasall, der dem Mogol Tribut geben muß.

Auf der Halbinsel, jenseit des Ganges, sind die Königreiche Azem, Ava, Pegu, Laos, Siam, Tonquin, Cochinchina und Cambaya.

Des Königreichs Azem Hauptstadt heißet Kemmerouf, und wird eingetheilt in die alte und neue Stadt.

Im Königreiche Siam heißet die Hauptstadt Odia, nach der Landessprache aber Crung si ayn, thaya, das ist, die fürtreffliche Stadt, oder aber: Crung teppappra ma ha na kon, das ist, die bewundernswürdige ungemeine und englische Stadt, welche an dem Flusse Menan erbauet ist.

Die Halbinsel Malacca hat man sonsten das goldene Chersonesus genennet. Man rechnet allda alles nach Bahors Golds, und ist ein Bahor so viel, als vier Quintalen.

Auf

Auf der Halbinsel Malacca sind sieben Königreiche, worunter besonders zu merken: Camboya, Ciampa, Cochinchina, Tonquin.

Der König der Siameser handelt vornemlich nach China, und sendet alle Jahr sechs und mehr große Schiffe mit Waaren dahin. Er ist der vornehmste Handelsmann in seinem Lande. Nach Japan sendet er ebenfalls Schiffe, wie auch nach Camboya, Tunking und Cochinchina, ja auf alle Indianische Küsten. Holland hat einen Tractat mit ihm, daß außer ihnen Niemand erlaubt ist Zinn aufzukaufen, wovon sie bey der Heimreise den Ballast des Schiffbodens machen. Sonst bestehet die dasige Handlung in Schiffbauholze, Häuten von Hirschen, Büffeln und Tygern, in Gummilack, Sapanholze, Calembac, das ist Aloe, Zucker, Pfeffer, Honig, Wachs, Reiß, Salz, Firniß, wohlriechenden Holz und Adlerholz, Chinesischen und Japanischen Thee, Calim, eine Art dem Zinne ähnlichen Metall, grauen Ambra, baumwollene Landleinwand, Salpeter, Gummigutti, Röhre, Baumwolle, Adlerholz, Bisam, Benzoin, Seide und Helfenbein.

Auf der Küste von Coromandel findet man alle Arten von Kaufmannswaaren.

Ich muß hier annoch dieses beyfügen, daß viele Königreiche in Indien bis dato noch ganz unbekannt sind; man findet dererselben Meldung weder auf denen Landcharten, noch in denen geographischen Beschreibungen, ja ich weiß es, und will

es behaupten, daß die Europäischen Compagnien in Indien nicht einmal vollkommene Känntniß von allen Königreichen dieser Länder haben; denn ich habe dießfalls mit einem wackern Manne aus dem Königreiche Siam Unterredung gepflogen, und dieser sagte mir, daß in denen tiefsten Ländern unzählige Königreiche wären, welche weder mit ihren Nachbarn, noch vielweniger mit fremden Nationen Gemeinschaft machten, weil ihnen ihre Könige und Götzenpfaffen überaus üble Meynungen von allen andern Menschen machten, und bey Lebensstrafe verboten sey, nur mit den Nachbarn im geringsten umzugehen. Es ist auch überdieß nicht wohl möglich, daß man nur zum größten Theil die Namen und Beschaffenheiten dieser Königreiche erfahren könne, angesehen viele dererselben so kleine Könige sind, als man deren im alten Testamente findet, welche weiter nichts, als Häupter und Befehlshaber etlicher Familien und kleiner Gegenden seyn, deren manche kaum ein Paar Meilen im Umfange haben sollen. Unter diesen Königen sind gar viele so arme Herren, daß auch einige kaum andere Residenzen haben, als die von Holz und mit Cocosblättern bedeckt sind: ihr ganzer Pracht aber bestehet darinne, daß sie das Haupt mit Federn von Vögeln besteckt haben, und ernähren sich mit Auszügen wider ihre Nachbarn, indem sie sich sonst in ihrem Lande kaum würden erhalten können. Wiewohl auch solche unbekannte Könige darunter seyn, welche in ihren kleinen Königreichen unsägliche Schätze

an Gold und Edelgesteinen besitzen, die sie aber nicht aus dem Lande lassen, und entweder solches aus Neid thun, oder aber von ihren Schätzen selbst keine Känntniß haben.

XLIII. Capitel.

Von Küsten.

Die Halbinsel diesseit des Ganges wird in zwey Theile eingetheilet. Der erste Theil gehet von dem Vorgebürge von Comorin, bis nach Daman, das ist fünf und zwanzig bis dreyßig Meilen von Surate, und wird die Küste von Malabar genennet. Der andere Theil fängt ebenfalls von diesem Vorgebürge an, und erstrecket sich bis an das Königreich Orixa. Dieses wird die Küste von Coromandel genennet.

Die Küste von Malabar begreift Cungan, Visapour, Carnate oder Canara, und das von Malabar.

Visapour ist die Hauptstadt des Königreichs Visapour.

In der Mitte der Küste von Malabar liegen zwey Flüsse, als Mantoa und Quari, so eine Insel formiren, auf welcher Goa liegt, das denen Portugiesen gehöret. Diese Stadt hat den besten Hafen, denn es wird gerühmt, die drey schönsten Häfen von der Welt wären Goa, Constantinopel und Toulon.

Auf diesen Küsten nun aber ist es ungemein fruchtbar an allem, was nur an Leibesbedürfnissen mag gefunden werden. Es sind die Ufer voller fruchttragenden Bäume. Die Flüsse, so in das Meer sich stürzen und auf denen Gebürgen entspringen, sind voller delicaten Fische. Die Luft und Waldungen wimmeln von unzähligen Gattungen der Gefiedere und von Wildpret, die Gebürge sind reich und ergiebig an allen Metallen und Mineralien, ja die Erde selbst führet die schönsten Edelgesteine in ihrem Busen und Flüssen.

Auf der Küste von Coromandel findet man alle Arten von Kaufmannswaaren, als Gold, Silber, Zinn, Kupfer, Eisen, Diamanten, Rubine, Saphiere, Hyacinthen, Topasen, gefaßt und ungefasset, Indigo, Zucker, Thee, Caffee, Seide, Früchte, Salpeter, Lack, Wachs, Bisam, Zibeth, Opium, Senf, Sesam, Muscatennüsse, Muscatenblumen, Zimmt, Nelken, Perlen, Pfeffer, Moscus, Brocate, die reichsten seidenen Zeuge, Leinwand, Nesseltuch, Porcellan, Helfenbein, Aloe, Aloeholz, Ingwer, Maldivische Muscheln, Schilder von Schildkröten, Perlenmutter, grauen Ambra, Bezoar, Benzoin, Reiß, Farbeholz, Caßien, Kampfer, Gummilak, Benanos, Pommeranzen, Limonien, Zitronen, Granaten, Sandelholz, viele medicinalische Kräuter, Wurzeln und Apothekerwaaren, Cardomomen, Toback, Mirabolanen, Ebenholz, Bauholz, Bleyerzt, Betel, wilden Honig, Schwefel, Corcome,

come, Stahl, Areck, Oel, Cocosnüsse, Sapanholz, vielerley Rauchwerk, vielerley Arten von Harzen und Gummaten, Mastix, Tamettelein-wand, Sago, Firniß, Adler- und anderes wohlriechendes Holz, Calembac, Calim, das ist ein dem Zinn ähnliches Metall, Baumwolle, Gummigutti, Röhre, baumwollene Leinwand, Floretseide, Coris, Lack in Tafeln, in und außerm Holze, Myrrhen, rohen und gereinigten Salpeter, herrliche Confituren, Taffente, Atlaße, Damaste, Terra sigillata, Zuckerkant, Borax, allerhand Saamen, Amphion, gestickte Decken, Tapezereyen, gewürkte Decken, Zelttücher von gesponnener Baumwolle, einfärbig und gestreift, allerhand Arten Kanevasse, auch sonst schon verfertigte Sachen, als Nähekússen, Westen, Müzen, Manns- und Frauenzimmerkleider, Moßeline, feine, dichte, helle, dunkele, gestreifte, blumichte, gestickte, Krautleinwand, Siegelack, rothen Bolus, Säcke, Seegeltücher, Gürteltapeten, Salarmoniac und noch unzählig andere Dinge.

Die Handlung hingegen auf der Küste zu Malabar bestehet in weißem Reiße, der überaus wohlfeil ist. Besonders aber ist allda der Pfeffer ungemein wohlfeil, und kostet das Pfund davon nicht über zwey bis drey Sous. Nicht weniger handelt man stark allda mit Granaten, Corallen, mit verschiedenen Gattungen edler Gesteine, als mit Saphieren, Hyacinthen, Rubinen, Topasen und dergleichen, ja man bringet

get auch sonst andere Waaren dahin, und man kann alles, was man verlanget, guten Kaufs bekommen.

XLIV. Capitel.

Vom

Löwen, Leopard und Panther.

Daß man den Löwen zum König aller vierfüßigen Thiere ernennet habe, ist mehr, als zu bekannt. Diesen Vorzug hat sich dieses Wild größtentheils durch seine außerordentliche und alle andere Thiere übertreffende Stärke zuwege gebracht. Es ist auch fast, als ob der Löwe dieses wisse, denn er begegnet allen andern Thieren anders nicht, als ein König mit seinen Unterthanen umzugehen pflegt. Er bedienet sich ihrer als seines Eigenthums, und lebet von ihrem Fleische. Alle andere Thiere sind auch von Natur also geartet, daß sie ihn als ihren Herrn und Regenten erkennen und aufnehmen, auch alle Ehrfurcht zu ihm mehr als zu deutlich an den Tag legen. So grimmig und grausam auch der Löwe beschrieben wird, so gewiß ist es, daß man kein Exempel weiß, daß er, so lange ihn nicht der äußerste Hunger darzu antreibet, und er noch andere Speise zu seiner Sättigung erlangen kann, niemals

niemals einen Menschen von freyen Stücken ohne vorhergehende wirkliche Beleidigung anfället noch verletzet. So lange er jung ist, ist er nicht nach Menschenblut durstig, allein wenn er alt, schwach und nach Beute auszugehen unvermögend ist, so überfällt er bewohnte Oerter, und die Hirten und Jäger, oder die Wandersleute auf den Feldern, Wegen und in Wäldern, und zerreisset und frißt, wem er findet; wiewohl man angemerket hat, daß sich die alten unvermögenden Löwen zu denen Jungen halten, und wenn sie auf den Raub ausgehen wollen, von denenselben secundirt werden. Ich habe ihrer viele auf den Africanischen Küsten an Pfälen ausgespannet gesehen, welches dasige Einwohner um deswillen gethan, daß sich die andern zusammenhaltenden Löwenbanden daran spiegeln und ihre Unternehmungen aus Furcht unterlassen möchten, daß es ihnen nicht gleichergestalt gehen dürfte. Es ist merkwürdig von den Löwen, daß sie sich für nichts scheuen und fürchten, als für einem Elephanten und für einem Hahne, und ich glaube, es sey solches eine eingepflanzte natürliche Furcht, angesehen sich der Löwe seiner Stärke nach, ganz leicht für beyden dieser seiner zweyen Feinde wehren könnte. Ausserdem ist der Löwe so furchtsam nicht, sondern lässet jederzeit mit einem hohen Wesen seine Herzhaftigkeit ganz deutlich blicken. Dem Jäger siehet er, ehe er sich widersetzet, ganz heldenmüthig und stolz unter die Augen, und erlaubet ihm den ersten Angriff, den er großmüthig aushält. Ist

aber dieser vorbey, so setzt sich der Löwe in Positur. Das Signal seiner nunmehro anhebenden Gegenwehr ist dieses, daß er mit seinem Schwanze auf die Erde niederschläget. Sodann reizet er sich selbsten zur Hitze nöthiger Gegenwehr, indem er sich mit dem Schweife oder Schwanze etliche male um die Lenden herum schläget, wodurch er in solche Wuth geräth, welche in die gewaltsamste Gegenwehr ausschläget, die sich mit keiner vorstelligen Grausamkeit vergleichen lässet; wobey er über dieß noch einen wundersamen Unterscheid der Gegenwehr beobachtet, denn er giebt auf diejenigen, welche ihn angreifen, genau Achtung, und begegnet seinen Beleidigern nach der Größe ihm zugefügter Beleidigungen, er zerreißet sie, dahingegen er diejenigen, so ihn nicht sonders beleidiget, nicht gänzlich tödtet, sondern sie nur schläget und martert. Die Löwinn ist weit grimmiger, als der Löwe, zumal so sie merket, daß man ihr die Jungen rauben will, welche sie höher, als sich selbst vertheidiget. Sie gebährdet sich als ein Hund mit ihrem auf die Erde gebückten Kopfe, und schießet also auf diejenigen höchst ergrimmet loß, die sich ihre Jungen zu rauben zu unterstehen suchen, welche sie auch mehrentheils rettet, sollte sie auch selbsten gleich darüber das Leben verliehren. So viel ich mir von glaubwürdigen Jägern für gewiß habe berichten lassen, so sind die Löwen an Farbe entweder weiß oder röthlich, und wenn sie andersfärbig sind, so ist es eine besondere Rarität. Ferner sollen die Löwen und

Löwin-

Löwinnen sich für dem Feuer außerordentlich fürchten. Inzwischen will man auch behaupten, die Löwinnen würden niemals mehr, als fünfmal in ihrem Leben trächtig, und sollen das erstemal fünf Junge, und nachdem jedesmal eines weniger, zuletzt aber nur eines werfen.

Auch giebt es Bastardlöwen, das ist, solche Löwen, die von einem Leopard und von einer Löwinn seyn, und sind die Bastardlöwen gar leichtlich an der Mähne zu erkennen, welche bey weitem nicht so schön, sondern viel geringer und schlechter ist, als derer andern ächten jungen Löwen ihre. Sie sind endlich, so grimmig sie auch sonst seyn, gegen ihre Alten, von denen sie sind erzeugt worden, sehr dankbar, also, daß wenn solche alt, und auf Nahrung auszugehen unvermögend worden, sie selbige mit Speise und Futter versorgen, niemals aber hülfloß verderben noch Hungers sterben lassen.

Der Löwe und Löwinn ist ein Geschlecht. Der Leopard und Panther hingegen auch wieder ein besonderes Geschlecht. Der Löwen Grausamkeit ohngeachtet, findet man in Indien auch zahm gemachte Löwen, welche sich zum Zuge, mehrentheils aber als wohlabgerichtete Hunde zur Jagd gebrauchen lassen, und habe ichs mit meinen Augen gesehen, wie mans machet, so man die Löwen zahm machet, ob ich gleich nicht in Abrede seyn noch in Zweifel ziehen will, daß man auch auf andere Art die Löwen zahm machen könne, oder auch in Gewohnheit habe. Wie ich es mit

angesehen habe, so führte man die Löwen auf einen geraumen Ort. Allda wurden sie mit den Hinterfüßen an einem tief in der Erde steckenden Pfahl gebunden, doch also, daß der Löwe einen gesetzten Bezirk weit in dem Zirkel herum laufen kann. Außer diesem Zirkel stehen Menschen, welche ihn auf allerley Weise wild und böse machen. Wann nun der Löwe auf seine Beleidiger loßspringen will, ziehet ihn ein anderer mit dem an des Löwen Halse bevestigten Stricke wiederum zurück, und nicht nur dieses Mittel, sondern auch dergleichen öftere Wiederholung machet die Löwen in halber Jahrsfrist so zahm, daß sie wie abgerichtete Hunde aufs Wort und auf den Wink pariren. Der Jäger, bey dem ich ohnweit Bernice, im Königreiche Barcan, einige Zeit meinen Aufenthalt hätte, hatte einen Löwen, den er zuweilen auf der Jagd, zuweilen auch das erlegte Wildpret auf einem Rennwagen heim zu fahren sehr vortheilhaft brauchen konnte.

Was aber den Leopard anlanget, so ist dieser das Männlein von dem Panther, welches das Weibchen ist. Beyde sind kleiner als das Geschlecht der Löwen, allein nichts desto weniger eben so grimmig und gefährlich, wiewohl sie den Menschen kein Leides thun, wenn sie es nicht an sie bringen. Die Jäger jagen sie wie die Löwen, und da man die Jungen zum Abrichten und zahm machen aufbehält, so bedienet man sich der Haut derer Alten zur Deckung, und das Fleisch zur Speise. Die zahmgemachten Jungen dienen

nen den Indianern zur Jagd, oder man braucht sie als ein angenehmes Geschenke für die Indianischen Könige oder die Großen. Ich meines Orts halte dafür, weil die Löwen in ihrer Wildigkeit und ehe man sie zahm gemacht, die Menschen nicht leicht beleidigen, daß sie bey weitem nicht so gefährlich sind, als anderes zahm gemachtes Wild, welches gemeiniglich zu manchen Zeiten einen Anfall seines wilden Wesens wieder bekommt, und in solchem Raptu, den man selten zum voraus muthmaßen kann, großen Unfug und Unglück anstiftet. Vielmehr hat mir mein Barcanischer Jäger durch das Exempel seines zahm gemachten Löwens ein ganz anderes versichert, denn sein zahm gemachter Löwe wich niemals von ihm, er war auf der Jagd so wohl, als bey Tische, und so gar des Nachts sein Gefährte und Beschützer, ja ich wollte keinem Menschen, oder auch nicht zehn bis zwanzigen gerathen haben, seinem Herrn das geringste Böse zuzufügen, sie würden gewiß an diesem Löwen so einen mächtigen Widerstand gefunden haben, der ihnen hoch würde seyn zu stehen gekommen. Der Leopard soll noch viel geschickter zur Jagd seyn, und einen so angenehmen Geruch mit seinem Athem von sich lassen, welcher alle andere wilden Thiere herbeylocke. Wenn nun der Leopard merket, daß sein Athem die Gemsen, Rehe und andere Thiere herbeylocket, so versteckt er seinen Kopf so lange, bis er seinen Raub habhaft werden kann; denn ihm hat die Natur und Erfahrung gelehrt, wie

zwar sein Athem andere Thiere herbeylocke, aber daß auch die Erblickung seines Kopfes dieselbigen alsobald wieder verjage und zur Flucht bringe. Der Leopard und dessen Jagd ist ein Regale, dahero sich kein Unterthan solchen zu jagen unterfangen darf. Sonst ist der Leopard ein großer Liebhaber des Weins, und muß von seinem Weibe, dem Panther, allerhand Unfug erdulden; denn so der Panther trächtig gehet, ja noch vielmehr, so er Jungen hat, so verlässet er sich auf seine Gerechtsame und Immunitäten, daß ihm der Leopard binnen dieser Zeit alles zu gute halten und ungestraft ausgehen lassen müsse, dahero er dem Leoparden alles gebrannte Herzeleid zufüget, und denselben recht vorsetzlich boshaft tuschiret. In Arabien und in Indien, wie auch in dem Königreiche Barcan und allda umliegenden Ländern, ist so zu sagen, die rechte Heimath und das wahre Vaterland der Löwen, Leoparden und Panther. Allein doch mehr in Indien, als anderwärts.

Auf der Insel Sumatra halten sich sehr viele Löwen und Leoparden auf.

Wundersam ist es, daß die Löwen keinen Strick, an welchen man sie leget, aus Großmuth, hingegen aber ihre Stärke an den Tag zu legen, alle Ketten und Fesseln, mit welchen man sie anleget, indem sie einen großen Stolz an sich blicken lassen, zerreißen, auch von freyen Stücken keinen Menschen, noch viel weniger die, welche sich nicht sattsam zu wehren im Stande sind, beleidigen;

digen; sie müssen denn von allzugroßem Hunger bey allzuheftigem Mangel der Nahrung, welches nur zu der Zeit geschiehet, wenn sie für hohem Alter nicht mehr auf Beute ausgehen können, die Menschen, welche sie zu beleidigen niemals gesonnen seyn, anfallen, und zu ihrer Nahrung zerreißen und verzehren.

Aus denen Löwen- und Leopardenhäuten wird erstaunendes Geld gelöset, und sollen dieselben die Tugend haben, daß sich kein Ungeziefer daran waget: daß aber der Geist des tapfern Löwens in seiner Haut stecken sollte, also, daß wer eine Löwenhaut am Leibe trage, derselbige könne seine Feinde für einem andern, der noch so stark sey, bezwingen, das will ich nicht glauben, obgleich solches von vielen, und zum Theil solchen Leuten in meiner Gegenwart behauptet worden, daß es damit seine gute Richtigkeit habe, welches mehrmals sey wahr und so gewiß befunden worden, daß man dießfalls keinen Zweifel tragen möge. Gelehrte Leute will ich zwar nicht der Unwahrheit beschuldigen; allein ich glaube mit vielen meines Gleichen hiervon, was ich will.

XLV. Capitel.

Von den Indianischen Mäusen.

Man darf sich wegen des Wortes Maus keinesweges einbilden, die Thiere, so man in Indien Mäuse nennet, müßten nothwendig deswegen von der Art und Eigenschaft seyn, wie die Europäischen Haus- Feld- oder Wassermäuse. Man nennet, das ist wahr, ein Indianisches Thier eine Maus, allein von ganz anderer Gestalt und Beschaffenheit als die in Europa. Es ist ein Wild, in der Größe einer Katze, hält sich in Wäldern und Höhlen auf, und gleichet beynahe denen Murmelthieren. Es fügt eben keinem Menschen Schaden zu, denn wenn es die Menschen erblicket, nimmt es in größter Geschwindigkeit in Klüfte und Höhlen seine Retirade; ich glaube auch nicht, daß es viel nutzbares an sich habe, denn man jagt es meines Erachtens nicht des Nutzens wegen, sondern daß es sich nicht so gar häufig mehret, ist wohl muthmaßlich dieses die Ursache, weil es eine Speise ist derer andern Raubthiere, welche denen Mäusen in Indien möglichst nachstellen. Doch man hat auch noch andere Thiere, welche man Mäuse nennet, und die sich nur in den Felsen und Gebürgen aufhalten, woraus sie, wenn sie keine Nahrung in der

Nähe haben, nach denen Dörfern und Städten zueilen, allwo sie alles, was sie finden, zernagen. Allein, sie sind ganz und gar nicht wie unsere Europäische Mäuse, sondern gleichen denen Eichhörnchen; jedoch viel kleiner, und haben kurze Schwänze, riechen übel, und man saget, die Elephanten und Löwen fürchteten sich entsetzlich für diesen Mäusen, und zwar aus einer wundersamen Ursache: denn diese Mäuse klettern denen Elephanten an den Beinen auf den Leib hinauf, und turbiren den Elephanten auf allerley Weise, bis er sich mit dem Kopfe herum drehet, und da nimmt die Maus den Vortheil in Acht und springt ihm in die Ohren, allwo sie ihn beißet und naget. Der Elephant wird durch diese Turbation endlich ganz rasend gemacht, ergreift für Ungeduld und Schmerzen die Flucht, und rennet mit dem Ohre, darinnen sich die Maus befindet, an Bäume, Häuser oder Felsen, und befördert dadurch den Tod der Maus: geräth aber dabey selbst in eine solche Tummheit, daß er als todt zur Erden niederfällt, und sich dadurch außer Macht stellet, wiederum aufzustehen, da ihn denn die Jäger in ihre Gewalt bringen und tödten. Dieses nun wissen die Elephanten. Die Natur saget es ihnen, daß die Mäuse ihre Todfeinde sind, und daher hüten sie sich ganz besonders, und entsetzen sich gewaltig, wo sie eine Maus erblicken. Doch aber will ich nicht sagen, noch behaupten, daß sie sich alleine für so eine Maus fürchten, denn es giebt auch eine Art von Schnecken, für denen sie

einen Abscheu haben, indem sich selbige, obgleich sehr langsam, unterstehen einen Elephanten zu bekriechen, und sich ihnen in die Ohren zu setzen, wannenher sie dadurch am Gehöre leiden müssen, und desto eher denen, die ihnen nach ihrer Freyheit trachten, in die Hände laufen. Hingegen haben diese Mäuse einen großen Feind an denen Raubvögeln, welche viel geschwinder, als man sehen kann, aus der Höhe herabschießen, und alle die kleinen und größern Mäuse, wie ich beschrieben habe, und die sich häufig, doch an einem Orte mehr, als an dem andern, in Ostindien befinden, mit unglaublicher Geschwindigkeit hinweg rauben und fressen. Man saget zwar wohl, daß die Indianischen Mäuse beyderley Gattungen nicht zum Nutzen gereichen sollen: allein die wilden Indianer wissen diese Thiere mit einer Art von Schlangen zu fangen, doch bekommen sie deren wenige, weil sie sich leichtlich durchfressen. Inzwischen werden doch diejenigen von ihnen verzehret, die sie fangen. Sie ziehen ihnen das Fell ab, hängen solches um die Scham dererjenigen Weibsbilder, die nach ihrer Männer Tode sich nicht verbrennen lassen, sondern als Huren, oder lüderliche Weibsbilder, die jedermanns Spott seyn, beym Leben bleiben wollen. Mit dem Blute färben sie ihre Angesichte und das Fleisch verzehren sie. Doch ist diese Gewohnheit nur in denen tiefsten Provinzen des Königreichs Siam im Gebrauch. Die Knochen von diesen Thieren gebrauchen sie entweder zu einer Art irdenen Ge-

fäßen,

säßen, welches herrliches Porcellain heißen kann, oder aber sie machen sie zu Pulver in Mörseln, und gebrauchen es als eine Blutstillung, so sie von ihren Feinden verletzt werden.

XLVI. Capitel.

Vom Mantichora.

Ich habe lange Jahre in Indien gelebet, und ist mir keine Selzsamkeit des ganzen Indiens unbekannt, und gleichwohl will man das Wesen eines Thieres erzwingen, welches Mantichora heißen und in Indien befindlich seyn soll, mir aber ganz unbekannt ist, und in der That anders nichts ist, als eine Erdichtung der Alten, der Poeten oder anderer Fabelhänse, welche lauter Abentheuer ersonnen, und ganze Bücher damit angefüllet haben, da doch dergleichen niemals in Indien sind befindlich gewesen. Unter diese gedruckte Lügen gehöret auch das Wunderthier Mantichora. Die Mahler bilden es ab, als ein rothes, denen Löwen an Gestalt und Größe gleichkommendes Thier mit einem menschlichen Angesichte und dergleichen Ohren, mit himmelblauen Augen, und legen ihm die Stärke des Löwens bey. Man eignet ihm drey Reihen Zähne zu, womit es Menschen und Thiere zu fressen pflege. Nunmehro kommt endlich das merkwür-

digste

digste dieser Lügen: nämlich der Wunderschwanz, welchen man diesem erdichteten Wunderthiere zuschreibet. Dessen Größe soll ohngefehr über anderthalben Schuh lang seyn, voller giftigen und eisenharten Stacheln stecken, welche sie durch Schleuderung des Schwanzes ihren Gegnern auf hundert und mehr Schritte weit in den Leib hinein werfen, und sie dadurch dergestalt vergiften, daß kein Gegenmittel dargegen zu gebrauchen sey.

Es bleibt bey der alten Mode, daß man nämlich weit entlegenen Ländern Seltsamkeiten zuschreibt, welche niemals gewesen sind, welches herrühret, theils aus einem Irthum solcher Leute, die unbekannte Dinge nicht so aufmerksam betrachtet, als nöthig gewesen; theils weil sie falsch gesehen und gehöret; theils weil sie, um große Wunderdinge bey ihrer Heimkunft zu erzählen, sich bey Beschreibungen geschehener Selzsamkeiten eines unverantwortlichen und mit der Wahrheit nicht übereinstimmenden Zusatzes bedienet; theils weil man ihnen dergleichen fälschlich erzählet, oder weil sie es nicht recht gefasset und behalten; theils, weil sie Mißgeburten und extraordinaire Selzsamkeiten, so sie als ein Wunder dargestellet, für eine ordinaire Sache vor- und ausgegeben; theils aber auch, weil sie dergleichen Erdichtungen in denen geographischen Reisebeschreibungen nach entlegenen Ländern gelesen, solche für wahr gehalten, und solche Mährlein immer weiter und weiter ausgebreitet und fortge-

fortgepflanzet haben. In denen alten Zeiten hörte man noch von viel mehr Fabeln, welche, um Ostindien recht bewundernswürdig vorzustellen, ausgesprenget wurden. Man redete von lauter Riesennationen und solchen Wundern, welche erdichtet und Mittel waren, die Kinder zu schweigen und den albernen Pöbel bey einfältiger Aufmerksamkeit zu erhalten. Meines Erachtens nach ist dieses Thier nichts anders gewesen, als ein Löwe. Man bildet es auch unter Löwengestalt für. Damit es aber kein Löwe heißen möchte, log man das menschliche Angesichte darzu, und gab für, es habe dieses Thier menschliche Augen, Nase und Ohren. Man weiß, daß die Löwen, wenn sie angefallen und zu ihrer Vertheidigung gereizet werden, sich ihrem Feinde entgegen auf die Erde setzen, sich mit dem Schwanze etlichemal schlagen, und dadurch sich selbsten zur tapfersten Gegenwehre aufmuntern, und diejenigen, welche sie überwinden, als eine mit Recht erlangete Beute fressen. Um aber dem Mantichora fast eben dergleichen, doch aber von dem Löwen abweichende Eigenschaften zuzuschreiben, mußte Mantichora also ein Menschenfresser seyn, und einen Schwanz haben mit giftigen eisenharten Stacheln, welche er bey seiner Defension seinen Feinden auf hundert Schritte konnte entgegen schleudern, und solche tödtlich verwunden. O eine abgeschmackte Unwahrheit! welche so unglaublich ist, als das allereinfältigste Kindermährlein. Vielleicht ist diese Erdichtung daher

entstanden, weil manche Thiere mit den Hinterfüßen Steine, Erde und Staub ihren Gegnern mit so starker Gewalt entgegen werfen, daß sie solche tödtlich verwunden.

XLVII. Capitel.

Vom großen Mogol.

Das Reich des großen Mogols nennet man Indostan, das so viel heißet, als das Land von Indien. Man hält dafür, es sey von Morgen bis gegen Abend ohngefehr siebendehalb hundert Meilen lang, und vierhundert Meilen breit. Der Monarch und Beherrscher davon nennte sich von alten Zeiten her Chan, einen Beherrscher, einen Großherrn, einen Käyser oder König. Diejenigen, welche am glaubwürdigsten unter denen Geschichtschreibern sind, rechnen den Schatz der Mogolischen Schatzkammer auf dreyhundert und funfzig Millionen. Doch das halte ich dennoch nur noch für eine Kleinigkeit denn der Reichthum dasiger Schatzkammer ist ganz unglaublich, ja unnennbar.

Die Hauptstadt des Mogolischen Käyserthums oder in Indostan heißet Agra. In derselben residirt der große Mogol in einem großen Hauptgebäude von vielen Abtheilungen. Darüber befindet sich ein großer Thurm, worauf ein Dach von

von Goldbleche ist. Die Schatzkammer selbst bestehet aus acht ungemein weitläuftigen Gewölben. Der Schatz selbst bestehet aus Gold, Silber und Edelgesteinen, die einen ganz unschätzbaren Werth haben. Vor hundert Jahren hat man schon dieser Schätze Werth ohngefehr auf tausend und fünfhundert Millionen gerechnet, als ohngefehr an gemünztem Gelde acht und vierzig Millionen und siebenhundert und neunzigtausend Thaler: an Roupien funfzig Millionen Thaler: an anderer Münze, Peises oder Pechas genannt, hundert und dreyßig Millionen, daß sich also dieser Münze Schatz allein auf eine unglaubliche Summa beläuft. An Edelgesteinen auf neunzig Millionen 2c. Seitdem ist nun aber unsäglich viel darzu gekommen. Die Vermehrung dieser Schätze kommt größtentheils her von denen Beschenkungen, welche dem großen Mogol für dessen ausgetheilte Gnadenverehrungen geschehen, welches er nicht für niederträchtig hält, seine Gnade bezahlt zu nehmen; wie denn auch nicht weniger dieses ein gewaltiger Zufluß ist, daß sich der große Mogol des Vermögens derer Großen bemächtiget, die er so stark bereichert hat, wenn sie sterben, und er dießfalls eine erhebliche Ursache hat, derselben Güter zu confisciren. Von diesen Schätzen wird niemals etwas angegriffen. Von den ordentlichen Revenüen des Mogols wird nichts in die Schatzgewölber geleget, denn was in die Schatzkammer kommt, das wird als eine Sache angesehen, das dem ganzen Reiche zugehöret;

wie-

wiewohl sich der große Mogol seine Gewalt nicht einschränken lässet, vielmehr über das Leben und ganze Vermögen seiner Unterthanen eigenmächtig und ohne Widerspruch zu sprechen hat. Was der große Mogol befiehlt, das muß als das strengste und unwiederruflichste Geboth gehalten werden. Er lässet die Vornehmsten vom ersten Range hinrichten, Leben, Vermögen und alles wegnehmen. Die großen Reichschargen sind der Großvezier, der Schmatzmeister, der Oberste der Verschnittenen, der oberste Staatssecretair, der General der Elephanten, der Oberaufseher der Garderobbe und Schätze des Mogols.

Der große Mogol lässet sich alle Tage vor dem Volke sehen, sobald nur die Sonne aufgehet, da denn die Vornehmen und Bedienten seines Hofes erscheinen, und sich bey dem Mogol einstellen müssen. Gegen Mittag siehet er dem Streite der wilden Thiere zu; des Abends aber siehet er von seinem Fenster herab dem Untergange der Sonne zu. Seinen Pallast darf Niemand, als die vornehmsten Bedienten und die Prinzen betreten, welche ihn göttlich verehren, und mit ihren Reden Ehrfurcht und Wohlredenheit verknüpfen. Besonders fallen sie bey Nehmung des Abtritts auf die Erde, wobey sie die Hände erst auf die Augen, sodann auf die Brust, und endlich auf die Erde legen, um dadurch ihre Erniedrigung vorzustellen, und nehmen den Abtritt rückwärtsgehend unter Anwünschung vielfältiges Guten, bis sie ihm aus den Augen kommen. So er sich aus

seinem

seinem Pallast erhebet, so beläuft sich seine Suite auf zehntausend Mann, welche hundert mit Sammt, Brocat und scharlachenen Decken bedeckten Elephanten nachfolgen, da denn auf jedem Elephanten außer dem, der dieß Thier regieret, annoch einer mit einer weißen seidenen und mit Gold und Silber gestickten Fahne sitzet, und noch überdieß sitzen auch noch Pauker darauf. Der große Mogol reutet mitten inne auf einem köstlichen Persianischen Pferde, oder aber, so er auf einem Wagen fähret, so sind zwey weiße Ochsen, deren Hörner vergoldet sind, vorgespannet. Manchmal lässet er sich tragen. Den Schluß dieses Aufzuges machen sechshundert, oder auch noch mehrere Elephanten, Kameele und Wagen.

Ich kann nicht Umgang nehmen, zweyer Hauptfeste Erwähnung zu thun, welche dem großen Mogol zu Ehren gefeyert werden, angesehen sie besonders merkwürdig sind. Diese nennet man aber das Fest seiner Geburt oder seinen Geburtstag, und das Fest seiner Abwiegung. Mit dem Geburtsfeste gehet das neue Jahr an, und dauret fast drey volle Wochen. Von Solennitäten, die dabey vorgehen, etwas zu melden, so wird vor des Mogols Pallast eine Schaubühne, die sechs und funfzig Schuh lang, vierzig breit, und vierzig Schuh erhöhet ist, erbauet und mit einem Geländer umgeben, auch mit kostbaren Tapezereyen beleget. Seitwärts ist ein Portal von Holz und mit Perlenmutter furnirter Abeit,

darunter sitzen die vornehmsten Hofbedienten. Dann steiget der große Mogol in Begleitung sieben Ministers auf diese Bühne, und lässet sich auf einem mit Gold und Perlen gestickten Sammtküssen nieder, und solchergestalt erwartet er die ihm zugedachten Geschenke, welche Hohe und Niedrige bringen, worauf er zum Beschluß dieses Festes, nach Proportion der Geschenke, denen, die viel verehret haben, mit Bedienungen und Ehrenstellen regaliret. Man versichert, daß der große Mogol nur an diesem einzigen Feste an Edelgesteinen, Gold, Silber, Perlen, Stoffen, Pferden, Elephanten und andern Kostbarkeiten mehr, als dreyßig Millionen bekomme.

Das andere dieser zwey jährlichen gewöhnlichen Hauptfeste ist das Abwiegungsfest. Man treibt an demselbigen alle nur erdenkliche Lustbarkeiten. Die Magnaten bringen ebenfalls reiche Geschenke. Nach der aufgehobenen Mittagstafel bedeckt er sich mit einer Kleidung, die von Edelgesteinen und Perlen starret, begiebt sich in ein großes Gezelt, in welchem seiner die nähesten nach ihm warten. Sodann gehet die Abwiegung für sich. Er setzet sich nämlich in eine ausserordentlich große Waage, deren Balken, Ketten und Waageschalen von puren maßiven Golde sind. In die leere Waagschale leget man allerhand Kostbarkeiten, und merket genau, ob er dieses Jahr mehr oder weniger, als vor dem Jahre wiege, woraus man die Güte des itzt vorgehenden

neuen

neuen Jahres prophetisch urtheilet. Wieget dießesmal der Mogol schwerer, als vor dem Jahre, so entstehet ein großes allgemeines Jubelgeschrey, als einer Vorbedeutung eines glückseligen Jahres; dahingegen, wenn er weniger als vor dem Jahre wieget, so entstehet Betrübniß, als über so ein mißfälliges Anzeigen nicht so glücklicher Zeiten. Man glaubet vielleicht auf Seiten der vorhandenen christlichen Zuschauer, denen man die Gewißheit des wahren Ausschlages dieses Prognostici heilig versichert, nicht unrecht, daß, so anders der Ausschlag allemal so wahr ist, der Teufel lege darbey Hand zum Werke, um diese abergläubische Leute in ihrer Blindheit vollends zu verstocken. Nachdem nun dieses also vollbracht worden ist, wirft der große Mogol unter die Armen geringhaltige Münze, unter die Vornehmen aber Nüsse, Pistatim, Mandeln, Früchte und Gold aus. Ein kostbares Tractament beschließet endlich.

Die Vornehmsten derer vierzig Königreiche, so zu dem Mogolischen Käyserthum gehören, sind ohngefehr diese: Agra, Orixa, Bengala, Dehly, Candasar, Cabal, Caßimer, Brampour, Guzurate; und die Geschenke, die er von diesen Königreichen erhält, machen ohngefehr den dritten Theil seiner Einkünfte aus, welche zu Erhaltung des Militair - Standes, und Hofstaats völlig aufgehen sollen.

Des großen Mogols Leibgarde bestehet aus zwölftausend Mann, und seine Zimmer bewachen beson-

besondere an sechshundert Mann stark. Sechshundert Mann von außerlesenen jungen und in Kriegsübungen fürtrefflich exercirten Leuten aber müssen sich allemal um den Mogol aufhalten. Sein Serail ist prächtig, und seine Tafel stimmet mit seiner Hoheit überein. Er residirt zwar wohl zu Agra, allein in gar vielen Städten hat er aufs prächtigste ausstaffirte Palläste, wohin er sich zur Abwechselung je zu Zeiten erhebet, ja er trägt auch nach Art der orientalischen Prinzen, Belieben auf dem freyen Felde unter Gezelten zu campiren, worzu jedesmal ein außerordentlich weit und geraumer Platz genommen wird. Sonst ist es gewiß, daß des Mogols Hauptpallast in der Residenzstadt Agra einen Umfang von vier Meilen hat, und rings umher wohl bevestigt ist. Der Eingang in denselben folget verschiedenen Thoren und Vorhöfen in der Mitte. Die Säle und Zimmer desselben sind außerordentlich prächtig. In dem ersten Saale für die Officier der Garde ist ein Geländer von maßiven Silber. Diesem folget das Ceremonienzimmer mit goldenen Geländern, in deren Mitte der aus purem Golde, Diamanten, Perlen und Edelgesteinen bestehende Thron befindlich ist.

Man möchte vielleicht, da man sich von Indien einen solchen Hauptbegriff machet, als ob darinnen nichts als mit Gold angefüllte Bergwerke, mit Edelgesteinen und Perlen angefüllte Minen und Gewässer wären, diese Mogolischen Schätze

für etwas nicht so außerordentliches ansehen; allein die Goldbergwerke sind nicht die Quelle dieser Reichthümer. Nirgends findet man mehr Edelgesteine, als hier, nirgends mehr Brocate, Cocos, Seide, Leinwand und Baumwolle, als allda. Man kauft und bezahlt diese Kostbarkeiten mit baarem Gelde. Das meiste Gold, so aus Japan, China, Ceylon und Europa kommt, wird für diese Mogolischen Landwaaren dahin gegeben, und dahero dieses Land mit Golde zum größten Ueberflusse bereichert. Die Ausländer müssen alle Waaren mit baarem Golde bezahlen; dahingegen aber ist bey ungemein hoher Strafe verboten, gemünztes Gold und Silber aus dem Lande zu führen, und kommt kein Gold und Silber weiter aus diesen Staaten heraus, als was in Stoffe und Brocate eingewürket ist. Zu denen erstaunenden Einkünften tragen ein ansehnliches bey die überaus starken Abgaben, womit die Handlungsverwandten beleget sind; endlich aber die unumschränkte Gewalt des Mogols, vermöge welcher derselbe über aller seiner Unterthanen Vermögen eine eigenmächtige Herrschaft hat, und solches entweder, weil sie leben, oder bey ihrem Tode. Das harte Geld ist denen Unterthanen ungemein rar, das Ausgabe- und kleine Scheidegeld aber findet man gänge und gäbe. Was die Münzsorten im Mogolischen Reiche anbelanget, so hat man eine Art Kupfergeldes, das man Peises, Peches oder Pechas nennet. Das kleineste Silbergeld nen-

net man Mamoudi, und gehen sechs und zwanzig Peises auf ein Mamoudi. Ferner hat man auch goldne und silberne Roupien. Noch ist ein Münzquantum, das man Theil nennet, deren ein Theil eilf bis dreyzehn Roupien beträget. Maßas ist auch eine Münze, deren eilfe und eine halbe einen Theil ausmachen.

Lecks, Lacs, Crouls, Courous, Padans und Nils sind Quanta oder Summen, nach denen man in starken Rechnungen den Calculum ziehet.

Unter dem gemeinen Volke sind sehr bittere Mandeln, deren acht und sechzig Stück einen Pechas ausmachen, und aus den Maldivischen Inseln gebrachte Seemuscheln und Schneckenhäuser, deren Preiß nach denen Umständen bald steigt, bald wieder fället, statt des Geldes im Gebrauche.

Die Wechsler in Indien werden Cherafs genennet, und diese haben ihre Wechselstuben an denen Ecken der vornehmsten Gassen und Straßen.

Wie ich bereits schon gemeldet habe, wird das Mogolische Reich in vierzig Königreiche eingetheilet, deren funfzehn in der Mitte, fünfe nach Morgen zu, fünfe gegen Mittag, sechs gegen Abend und neun nach Mitternacht zu liegen, und also genennet werden:

Die funfzehn in der Mitte befindlichen Königreiche heißen:

Agra, Bachar, Bando, Chitor, Dehly, Galeor, Jempa, Jenupar, Mareuca, Mavay, Narvar,

var, Pegab oder Lahor, Rahia-Ranas, Hendowns und Sambal.

Die fünfe gegen Morgen: Canduana, Jesual, Mevat, Patna und Udeßa.

Die fünfe gegen Mittag: Bengala, Candisch, Berar, Guzurate und Orixa.

Die sechse gegen Abend: Buchar, Hajacan, Jeselmera, Multan, Soret und Talla.

Die gegen Mitternacht: Banckisch, Cachemir, Attoch, Cabul, Gor, Kakares, Naugracut, Pitan und Siba.

Die Unterregenten im Mogolischen Reiche nennet man Rajas, und die Könige selbst, welche als Prinzen oder Rajas die Königreiche beherrschen, sind des großen Mogols Vasallen, welche Tribut geben müssen.

Das Königreich Bengala

Beträgt fast zweyhundert und funfzig Meilen in der Länge, und übertrifft die andern alle an Fruchtbarkeit, besonders an Zucker, Seide, Früchten, Salpeter, Lack, Wachs, Zibet, Opium, Pfeffer und Reiß, wie auch Weizen, welcher besser ist, als der Europäische.

Die schönsten Binsen, so nach Europa kommen, wachsen in diesem Königreiche, und zugleich eine besondere Art dünner Röhre. Die Indianer machen daraus allerhand Gefäße, die sie inwendig auslackiren. Ueberdieses wächßet allda eine Pflanze mit einem daumensdicken Stengel, woraus oben ein Büschel mit Haren hervorschießet,

set, welche die Indianer spinnen, und Tapeten, Stoffe und Decken würken.

Soumelpour gegen Norden ist wegen seiner wichtigen Diamantgrube berühmt. Diese Grube liegt in dem Sande des Flusses Gouel, den man vom Monat Februar an genau durchsucht. Bey Soumelpour fängt man zu suchen an bis an die Berge, wo der Fluß Gouel entspringet, welches eine Weite von funfzig Meilen beträgt, und erstreckt sich die Zahl der suchenden Menschen auf zehntausend, und kommen daher die schönsten spitzigsten Diamante, die man pointes naives nennet, die aber selten groß sind.

Die Landschaft Orixa stößet an das Königreich Bengala gegen Abend und Mittag. Dieser Landschaft wegen sind der große Mogol und der König von Golconda zu vielenmalen in Krieg verwickelt worden. Heute zu Tage besitzt der große Mogol diese Landschaft, und hat einen Vasallen, einen Raja, darüber gesetzt. Die Hauptstadt hat gleichen Namen, lieget auf einem Berge, hat auch einen von den Golcondischen Königen erbaueten Pallast, nicht weniger eine Kirche, die den heiligen Thomas zum Patron hat.

Mantipour und Jagarnat sind zwey vornehme Städte in dieser Landschaft, in welcher letztern ein Tempel stehet, worinn die Götzen geweyhet sind, nämlich dem Rasora, der nebst seinem Weibe, Schwester und Bruder, als Bildersäulen abgebildet sind. Des Rasora seine Säule ist von Gold und Edelgesteinen, seines Weibes von Gold, die

die zwey andern aber von Holz, und sollen dieses Tempels jährliche Einkünfte zur Erhaltung für zwanzigtausend Personen hinlänglich seyn.

Die Königreiche Berar und Candisch haben Goldminen und Edelgesteine. In dem Königreiche Guzurate sind große Schätze und Reichthümer.

Cambaya ist groß, von breiten Gassen, hat zwey Meilen im Umfange und ist von Quatersteinen erbauet mit zwölf Thoren.

Die Einwohner glauben die Seelenwandelung, und unterhalten drey Hospitäler, als eines für die Vögel, das andere für die Ziegen, und das dritte für das Rindvieh, dem sie Futter auf die Gassen und Straßen hinsetzen. Sie sind so eifrig in ihrem Glauben, als sonst kein ander Volk. Besiehe davon das Capit. von Götzen rc. ingleichen von Ostindiens Größe.

Amadabat ist ebenfalls eine Stadt im Königreiche Guzurate. Die Götzendiener nennen sie Jonghis, diese gehen bis auf die Scham nackend, geben freywillige Arme ab, und haben eine strenge Lebensart. Die Engelländer haben daselbst ein offenes Handlungscomtoir. Man findet an diesem Orte alle Waaren, die man nur verlangen mag, als gold- und silberne Brocate, goldgeblümte Decken, Leinwand, Sammt, Taffent, seidne Stoffe, wollene und baumwollene Tücher und Cattune. Ferner Zuckerkant, Farin in Küsten, Kümmel, Honig, Lack, Opium, Storax,

eingemachten und getrockneten Ingwer, Myrabolanen, Salmiac, Indigo, welchen die Indianer Anil nennen. Dessen Wachsthum und Beschaffenheit suche in dem Capit. von Indianischen Waaren. Sonst ist die Stadt Amadabat groß und schön, es gehören dazu fünf und zwanzig große Flecken und dreytausend Dörfer, deren Einkommen sich auf zwanzig Millionen beläuft. Die alten, und zwar denen alten abgöttischen Königen gehörige Begräbnisse, so wie Cupellen aussehen, bestehen in Mosaischer Arbeit, und stehen auf marmornen Säulen, besonders sind sie mit Cocos-alleen schnurgerade besetzt, und geben denen Reisenden einen anmuthigen Weg, denn die Alleen sind viele Meilen lang.

Die Stadt Surate lieget von Amadabat fünf Meilen, und ist ein Handelsplatz, so allen andern in ganz Indien den Rang streitig machet. Sie liegt vom Meere vier Meilen an dem Flusse Tapta. Die großen Schiffe laden zwey Meilen vom Meere bey dem Dorfe Suhali ab. Alle Europäische Nationen haben zu der Schönheit dieser Stadt vieles beygetragen. Viele Gassen sind mit Porcellain gepflastert und damit die Häuser wundersam gezieret, und nach Art der Morgenländer flach und ohne Dach. Die Mobilien sind überall kostbar. Besonders sind die Fenstergitter, die von Holz, Perlenmutter, Schildkröten und Crocodillen ausfurnirt sind, eines kostbaren Ansehens. Von Surate bringet man die allerschönsten Brocate, die reichsten seidenen Gezeuge,

Lein-

Leinwand, Nesseltuch, Porcellain, künstliche Schränke und Kisten, kostbare aus Gold und Silber gemachte Arbeit, geschnittene Diamante, Seide, Specerey, Würze, Farben und Arzeneywaaren. Die gemeinen Leute sind desto ärmer, denenselben wird kaum das gelassen, womit sie das Leben hinbringen können. Ihre Wohnungen sind kaum mit Scheuren und Ställen zu vergleichen, von Rohr erbauet und mit Kuhmist verkleibet. Das Fuhrwerk ist eine Art vierräderiger Wägen, die mit Ochsen bespannet sind, welche man mit einem von Mehl, Zucker und Gewürze gemachten Teige mästet. Dieses Fuhrwerk nennet man Pallekis, und die Ochsen werden so gut gefüttert, daß sie wie die Elephanten so dicke werden, und kommt der Zug Ochsen auf tausend Thaler hoch. Man hat auch Sänften, welche die Sclaven tragen müssen, diese nennet man Palankins. Surate wird von einem Stadthalter regiert, welcher dem großen Mogol Tribut davon giebt, und diese Stelle wird an den Meistbietenden auf Lebenslang verkauft.

Eine sehr merkwürdig- und hauptansehnliche Stadt des Mogolischen Reichs ist Cachemir, die Hauptstadt eines Königreichs gleichen Namens an dem Gebürge Paropannisus, allwo der Sind entspringet. Es ist Cachemir eine große, allein nicht besonders zierliche Stadt, mit hölzernen Häusern, sie ist drey Viertelmeilen lang, und auf allen Seiten offen. Mittagswärts ist eine fünf Meilen große See, die durch Canäle die Stadt

durchschneidet, über welche zwey Brücken gehen. Auf dieser See sind viele kleine Inseln, darauf lustige Gärten angelegt seyn. Es ist allda ein Mogolischer Pallast, worauf sich der Mogol jährlich divertiret, und der außerordentlich prächtig ist, und die um denselben befindlichen Gärten sind ausnehmend anmuthig. Es befindet sich allda eine Mosquee, so Tact-Soliman oder der Tempel Salomonis genennet wird. Das Frauenzimmer zu Cachemir ist schöner, als anderwärts.

Die Einwohner zu Raja, Atock und Multa, wie auch zu Jengapor handeln mit Schafen, Elephanten und kleinem Viehe.

Die Auganen, so eine Art Völker dieses Namens ist, gegen Persien zu, müssen sich alle Mahlzeiten, wenn sie anders nicht, ehe sie noch dreyßig Jahr alt werden, sterben wollen, wenn sie kaum zwey bis drey Bissen gegessen, erbrechen, und alsdenn fangen sie wieder erst recht zu essen an. Die sich nicht brechen, bekommen die Wassersucht.

Die Stadt Dehly ist wegen öftern Aufenthalts des Mogols eine der mächtigsten und wichtigsten Indostanischen Städte. Sie liegt an dem Flusse Gemeneh, welcher sie abtheilet in Alt-Dehly und Gehan-Abad, das ist die Colonie des Mogols Gehan. Die Häuser daselbst sind alle eingeschlossen und stehen, damit man nicht zu den Zimmern kommen kann, wegen des Frauenzimmers, in der Mitte. Die Vornehmen wohnen wegen der Bequemlichkeit des Wassers in den Vorstädten.

Nach dem Theile Gehan-Abad zu sind zu beyden Seiten Kaufmannsläden, und von da kommt man zu des Mogols Pallast, der eine halbe Meile groß ist, dessen Mauer von Quatersteinen ist, mit Zinnen, auf denen Thürme stehen, hat wasserreiche Gräben, und ist ausnehmend schön. In dem mittlern Theil dieses Pallasts ist der Divan, wo der große Mogol Audienz giebt. Dieses ist ein sieben bis acht Staffeln hoch erhabener offener Sal, davon das Gewölbe auf dreyßig Marmorsäulen stehet. Der Ort, wo der Thron stehet, ist erhoben, und ist dieser Thron anders nichts, als ein kleines Bette mit Säulen, Himmel, Rücklehnen, Polster und Decke, von einem Werth an zweyhundert Millionen, denn es ist alles daran Gold, Silber, Smaragden, Diamante und Rubinen. Es blendet der Anschauenden Augen. Er hat goldne Franzen, an denen Perlen hängen. Zwölf goldne Säulen tragen den Himmel. An diesem Throne hängen des Mogols Waffen, als Schild, Säbel, Bogen, Köcher und Pfeile. Ohnweit davon sind des Mogols Marställe, darinnen die geringsten Pferde dreytausend Thaler zu stehen kommen, und man hat Stücken darinnen von zehntausend Thaler; denn es sind darinnen Türckische, Arabische, Persische und Tartarische Pferde von außerordentlicher Schönheit, welche man sehr köstlich füttert.

Die Stadt Agra ist eben so schön wie Dehly, und der Mogol ist auch zu Zeiten zu Agra. Der

Mogol hat hier auch seinen Pallast, und sind hier des Mogols Schätze, jedoch die meisten dennoch zu Gehan-Abad in Dehly. Es ist allda ein Mausoleum, das die Gemahlinn des Mogols Cha-Gehan zu Verewigung ihres Ruhms bauen lassen, und dessen Pracht und Kostbarkeit alle andere Gebäude übertrifft. Es haben zwanzigtausend Personen zwey und zwanzig Jahre daran gebauet. Es befinden sich in Agra auf achthundert Badestuben.

Wir wollen nur die ganze Sache und den Begriff des großen Mogols, als des Käysers von Indostan und des ganzen Indostanischen Reichs in der Kürze zusammen fassen, und sagen, ganz ohnstreitig behauptende, daß der Käyser von Indostan oder der große Mogol der größte, ansehnlichste und reichste Monarch auf der Welt sey.

Ich muß hier die Meynung eines gewissen Indostaners melden, die er ganz artig an den Tag legte, da ich ihn befragte, wie es doch kommen müsse, daß die Europäischen Potentaten nicht so reich und mächtig wären, als der Monarch von Indostan und andere Könige Indiens, welche ungleich reicher und mächtiger sind, als die Monarchen derer andern Welttheile.

Der Indianer antwortete mir hierauf dieses: Es ist zwar wohl wahr, daß es in Indien mehr Gold, kostbares Metall, Gewürze und Edelgesteine giebt, als in Europa; allein ich halte dafür, daß nichts anders, als folgende Stücke an der Ar-

muth

muth eben sowohl reicher Provinzen, als Indien ist, Ursache seyn, als:

1) Die Einbildung und falscher Wahn der Europäer, den sie von denen Schätzen Indiens hegen, wodurch sie größere Schätze der edlen Zeit, der Lebensjahre, der einländischen Waaren und so gar weit vorzüglicherer Güter, als Indien aufweisen kann, dran setzen, um solche Dinge, die lange nicht so großer Mühe und Kosten werth sind, als sie drauf wenden, zu überkommen.
2) Mißbrauchen sie die Schätze Indiens, und ziehen sich dadurch größern Schaden zu, als sie dadurch erworben haben.
3) Sie legen einen Werth auf Entbehrlichkeiten, die sie selbst ohne Raison erhöhet haben, und bereichern dadurch Indien, welches ebenfalls durch sie stolzer wird und falsche Neigungen fasset.
4) Der Geiz und die Unersättlichkeit, da sie die aus Indien mitgebrachten Scheingüter, Entbehrlichkeiten und schädliche, ja der zeitlichen und ewigen Wohfahrt entgegen gesetzte Sachen, nach der Ueberkommung in Europa in denen unbrauchbaren Schätzen derer Geizigen verbergen, in die Erde vergraben, in die Klöster schütten, und ganz wider den Zweck der Natur und der Erschaffung gebrauchen.
5) Die Blindheit, womit die Christen von ih-

rem GOtt, wegen beleidigter Majestät, gestrafet werden.

Die Beurtheilung dieser Indianischen Meynung beurtheile der gelehrte Leser.

XLVIII. Capitel.

Von Münzen.

Im Mogolischen Reiche gelten die Peises, Peches oder Pechas, welches kleine kupferne Münzen sind, deren eines fast zwey Liards beträgt.

Mamoudi ist das kleinste Silbergeld, beträgt zehn und einen halben Sols. Es gehen sechs und zwanzig Peises auf einen Mamoudi.

Eine silberne Roupie ist dreyßig Französische Sols.

Eine goldne Roupie gilt vierzehn silberne Roupien, oder ein und zwanzig Livres.

Ein Theil von Silber thut eilf bis dreyzehn Roupien.

Ein Maßas, davon gehen eilfe und ein halber auf einen Theil von Silber.

Ferner hat man im Mogolischen Reiche Lecks, Lacs, Crouls, Courous, Padans und Nils, nach denen man große Summen rechnet.

Endlich gelten auch statt Geldes bittre Mandeln, deren acht und sechzig einen Pechas ausmachen;

chen; nicht weniger aus den Maldivischen Inseln gebrachte Seemuscheln und Schneckenhäuser.

Zu Pondichery, so den Franzosen gehöret, schlägt man Geld mit des Königs Namen. Meermuscheln nimmt man aber im Handel nicht. Statt der Scheidemünze schlägt man Pfennige, welche Caches heißen. Die allergrößte Silbermünze gilt vier Sols. Die Goldmünzen heißen Pagoden, und gelten eine halbe Pistole.

In dem Königreiche Azem hat man statt des Goldgeldes kleine und große Goldstangen, allein es darf kein Gold aus dem Lande geführt werden. Das dasige Silbergeld hingegen ist an der Größe und Gewichte denen Roupien gleich, in achteckigter Form.

In denen Königreichen auf der Halbinsel Malacca rechnet man alles nach Bahars Golds und jeder Bahar enthält vier Quintalen.

Im Königreiche Tonquin hat man Goldplatten verschiedener Größe und Werthes. Die Tonquineser aber haben alle kleine Waagen bey sich, denn ihr Silbergeld bestehet in Silberstangen, die sie zerschneiden und abwägen, wenn sie was zu kaufen pflegen.

Die Einwohner derer Moluccischen Inseln haben sich zwar sonst sehr unförmlicher Stücklein Eisen bedienet; allein die Holländer haben daselbst die Caßias, eine Art der Kupfermünze, eingeführt, die auch nunmehro in Handlung an vielen Orten Indiens Mode sind.

Pagoden sind in Handlung sehr gänge, und gelten acht Livres und zehn Sols.

Eine Roupie beträgt ein Livre und zehn Sols.

In der Guzuratischen Stadt Surate sind Mamoudis in Brauch und gelten zwölf Sols.

Ich habe die Roupien gesehen, die man zu Pondichery schlägt. Dieses ist ein Silbergeld. Es stehet mit besonderer Vergünstigung des Mogols Gepräge drauf. Eine solche Roupie ist etwas größer, als ein Stück von zwölf Sols, allein wohl dreymal dicker, und gilt eine Roupie acht und vierzig Sols. Die Franzosen profitiren durch diese Münzung jährlich auf viermalhundert tausend Livres. Es ist zu Pondichery ein besonderes Münzhaus, allwohin man von allen Nationen Silberstangen zum Behuf der Münze zum Verkauf bringt.

Die Pagoden sind eine Art alter Indianischer Goldmünzen. Es hat die Gestalt als ein kleiner Westenknopf, und gilt das Stück acht Livres und zehn Sols. Daran ist die eine Seite nur platt, und bildet einen Götzentempel vor, die andre Seite aber ist wie kleine bey einander liegende Körner.

Der Schin ist ebenfalls eine alte Indianische Goldmünze vom feinsten Golde, und gilt das Stücke zehn Livres. Ein Schin ist etwas wenig größer, als ein Stück von zwölf Sols, allein nur so dicke nicht. Und dieses machts, daß diese Stücken mehrentheils krumm sind und sich biegen. Die ich gesehen habe, diese waren durchlöchert,

chert, und man sagte mir, daß es daher käme, weil das Indianische Frauenvolk diese Münzen am Halse gebunden trügen. Diese Münze ist allgemein in Indien, und ist Venedig ihr Vaterland, wo sie geschlagen wird.

Auf der einen Seite der Roupien stehen die Worte: Im Jahr = = der glorwürdigsten Regierung Mahomets; auf der andern Seite aber: Diese Roupie ist geschlagen worden zu . . Die nun, so zu Pondichery und Madras geschlagen werden, führen den Nahmen von Arcalle: die aber zu Pondichery geschlagen sind, unterscheiden sich durch ein klein Creuze, das unten an der einen Seite stehet: die endlich zu Madras geschlagen sind, haben statt des Creuzes ein Sternlein.

Ferner ist eine kleine Silbermünze, die man Fanos nennt, davon gehen sieben und eine halbe auf eine Roupie, auf eine Pagode aber vier und zwanzig Fanos.

Eine gewisse Kupfermünze, am Werth eines Pfennigs, heißet Caches, und gelten vier und sechzig Caches allererst einen Fano; doch ist ein Caches ein wenig mehr, als ein Pfennig.

Doch kann man den Werth der Geltung nicht so genau determiniren, denn diese Münzen gelten nicht alle einerley Werths, und hier mehr, anderwärts weniger.

Zu Bengala wird nach Ponis gerechnet, welches nur der Werth eines Gewichts ist. Sechs bis siebendreyßig Ponis gehen zu Arcalle auf eine silberne Roupie, und folglich ist die Rechnung

eines

eines Ponis so viel, als der Werth von fünf Liards.

Auch gelten noch an vielen Orten die Coris, oder die kleinen artigen, vesten und zierlich gebildeten Müschelchen, welche aus denen Maldivischen Inseln gebracht werden, und rechnet man deren auf einen Ponis achtzig.

Man hat wohl auch eine Art von bittern Mandeln, deren man sich statt der Scheidemünze im Handel und Wandel mancher Orten bedient; allein weil solches ein ganz zerbrechliches Geld ist, das nach dem Bruch seinen Werth verliehrt, so hat man deren Gebrauch an den meisten Orten abgeschafft. Sonst aber, da sie annoch gelten, da werden ohngefehr acht und sechzig bittere Mandeln auf einen Pechas gerechnet.

XLIX. Capitel.

Von Ostindiens Größe, Grenzen, Religion, Kleidung, Gemüthsneigung und wundersamen Gewohnheiten.

Obgleich einige dafür halten, es verbrenneten die Indianer ihre Todten und sammelten die Asche in Urnen, so ist doch solches, wie ich als ein augenscheinlicher Zeuge darthun

thun und beweisen kann, nicht mehr heute zu Tage so gar sonderlich stark in Gewohnheit, wiewohl es in alten Zeiten geschehen ist; sondern man begräbet schon seit einigen Jahrhunderten die Todten, obschon auch noch dann und wann einzelne zu Asche verbrennet werden.

Ostindien lieget auf sechstausend Meilen weit von Europa, eine Reise, die gewiß considerabel und voller Bewunderung, so man erwäget, wie Gold und Seltenheiten zu sehen und zu überkommen begierige Leute bey so vielfältigen Gefährlichkeiten auf so einer hölzernen leicht zerbrechlichen Maschine diesen Weg glücklich zurücke legen mögen. Indien erstreckt sich ratione longitudinis von dem drey und achtzigsten Grad bis zu den hundert und dreyßigsten. Die Länge des Mogolischen Reichs rechnet man vom Morgen bis Abend sechshundert und funfzig, und die Breite vierhundert Meilen.

Von China bis nach Persien rechnet man ohngefehr fünfhundert Meilen.

Indien ist ungemein weitläuftig, und hat überaus gesunde Luft.

Indien ist ungemein Volkreich, und die von denen anhaltenden Regen ursprünglichen Ueberschwemmungen tragen vieles zu des Landes Fruchtbarkeit bey, denn die Ueberschwemmungen führen ein so fruchtbarmachendes Fett und Schleim bey sich, welcher die Erde weit besser dünget und mistet, als der fetteste Mist und Dünger: die ungemeine Fruchtbarkeit aber ist es, welche zu

der zahlreichen Bevölkerung Indiens Ursache giebt.

Die beste Eintheilung Indiens ist gegen Mitternacht das Reich des großen Mogols, in der Mitte die beyden Halbinseln, als eine dißseits, die andere jenseits des Ganges, und unten die berühmtesten Inseln, welche sowohl als das veste Land zu bemerken seyn. Von dem Reiche des großen Mogols besiehe das Capit. unter der Rubric vom großen Mogol.

Im Königreiche Guzurate giebt es Götzendiener, welche die Seelenwandelung glauben. Sie haben daher drey Hospitäler erbauet, nämlich eines für das Rindvieh, das andere für die Ziegen, das dritte für die Vögel. Diese elenden Abergläubige setzen Speise und Trank für die Ochsen und Kühe auf die Gassen und Straßen, und essen nichts lebendiges, ja nicht einmal, das roth siehet, denn sie befürchten, es möchte Blut dran seyn.

Zu Amadabat hat man die Jonghis, welches heidnische Priester sind. Diese gehen nackend und bedecken nur die Scham mit einem Stücklein Tuch. Sie bemahlen das Gesicht mit Farbe, sind freywillig arm, und führen eine strenge Lebensart. Die Benjanen tragen kleine Besen an sich, um alles, wo sie sich hinsetzen, abzukehren, aus Furcht, eine Ameiße oder sonst ein lebendiges Ungeziefer zu zerdrücken.

Zu Surate wird die Charge des Stadthalters dem Meistbietenden überlassen. Die Fenstergitter sind von Holz, mit Perlenmutter, Schild-

kröte,

kröte, Crocodill ꝛc. furnirt; die Häuser mit Porcellain geschmückt, und die Gassen damit belegt. Die Häuser des Pöbels aber gleichen denen elendesten Scheuren, und sind von Rohr gebauet, deren Fugen mit Kuhmist verstrichen sind. Daselbst hat man auch ein besonderes Fuhrwerk, so vierräderigt ist und Pallekis genennet wird, davor man mit einem von Mehl, Zucker und Gewürze gemachten Teige gemästete Ochsen spannet, die so groß, wie die Elephanten werden, und wovon das Paar Zugochsen auf tausend Thaler zu stehen kommt. Dieses Fuhrwerk siehet wunderbar, wiewohl man auch eine Art Sänften hat, die von den Sclaven getragen und Palankins genennet werden.

Eine Art Indostaner nach den Persischen Grenzen zu haben die Gewohnheit, daß, so sie zu Tische kommen, und kaum drey bis vier Bissen gegessen haben, so müssen sie heraus gehen und sich erbrechen; alsdenn aber schmeckt ihnen das Essen desto besser. So sie dieses nicht thun sollten, würden sie entweder die Wassersucht bekommen, oder aber nicht dreyßig Jahre lang leben.

Zu Goa, auf der Insel Salsette, ist das Portugiesische Inquisitionsgerichte, wovon in dem Capitel von Indianischen Städten ein mehreres nachzulesen.

Die Einwohner des Königreichs Bisnagar sind Heiden und beten die Sonne an, der zu Ehren sie ein großes Fest feyern.

Zu Onor betet man den Priapus an, dem die Landestöchter ihre Jungfrauschaften aufopfern.

Zu Calicut machen die Braminen den ersten Rang der Stände aus. Der Priester, den der König wählt, schläft die erste Nacht bey des Königs Braut, wofür er fünfhundert Thaler erhält. Die Leute vertauschen einander ihre Weiber, und jede Frau kann sieben Männer zugleich haben.

Zu Pondichery haben die Dänen die Protestantische Religion ausgebreitet.

In dem Königreiche Azem braucht man statt der Goldmünze große und kleine Goldstangen. Wenn ein König stirbt, werden mit ihm alle goldene und silberne Götzenbilder, die er angebetet, begraben; ingleichem ein lebendiger Elephant, zwölf Kameele, sechs Pferde und eine große Menge Jagdhunde. Hier tödten sich die Königlichen Weiber und vornehmsten Hofbediente mit einem vergifteten Tranke; und so andere Personen sterben, müssen alle Anverwandte zum Leichenbegängnisse und ihre Kleinodien mit in die Grube werfen.

Negapatam ist heidnisch.

Tranquebar, so die Dänen käuflich an sich gebracht, ist Protestantischer Religion.

Pondichery ist Catholisch.

Zu Golconda ist der König Mahometanisch, das Volk aber betet den Teufel an, daß er ihnen nicht schaden soll. Sie halten fünf jährige Feste, welche man Sapans nennet.

Die

Die Einwohner des Königreichs Laos, deren Priester man Talapoins nennet, sind Heiden.

In Pegu sind ebenfalls Heiden, und beten die Crocodille an.

Im Königreiche Siam sind sehr viele, ja unzählige Götzentempel, Pagoden und Götzen.

Das Königreich Tonquin ist heidnisch und drey Secten allda, nämlich des Chacabout, Confucius und Laethu. Die Pfaffen nennet man Bonzen oder Bonzier. Die Kleidertracht ist fast unter Manns- und Weibespersonen einerley: nämlich man gehet barfuß, und hat lange bis auf die Erde herabgehende enge Röcke an, mit einem engen Kragen, und wird in der Mitte mit Gürteln zugebunden, welche mit Gold und Silber durchwirkt sind. Das vornehme Frauenzimmer ist allda sittsam und stille, das gemeine hingegen frech und ausgelassen.

Auf den Maldivischen Inseln ist es Tag und Nacht heiß, wiewohl der Thau des Nachts das Land erfrischet. Tag und Nacht ist Jahr aus, Jahr ein, einander allda gleich. Der Sommer gehet im April, im October aber der Winter an. Die Einwohner auf den Maldivischen Inseln sind Mahometanisch. Wer eine Reise nach Mecca gethan, bekommt das Privilegium, für andern einen Bart zu tragen. Die Maldivier sind gute Meertaucher

Auf den Maldivischen Insel gehet man wegen starker Hitze bis auf die Scham nackend.

Auf der Insel Ceylon ist der König und die Vornehmen Mahometanisch; andere Heiden, so die Seelenwandelung glauben; und endlich ist die Reformirte Religion erlaubt, die Catholische aber harte verboten.

Die Einwohner der Insel Sumatra wollen mit keinem Europäer etwas zu schaffen haben.

So viele Lande in Indien, so viele Religionen, Gesetze, Gewohnheiten, Staatsmaximen, Meynungen, Vorurtheile, Geschicklichkeiten, Vorzüge, Tugenden, Laster und Verschiedenheiten, so vielerley Veränderungen der Wohnungen, Speisen, der Kleider, Sprachen, Gestalten und Neigungen wird man auch bey genauer Untersuchung finden, antreffen und wahrnehmen. Ich bin in Indien mit einem Indianischen Eingebohrnen gereiset, dieser hat mir deutlich und unwidersprechlich gezeigt, daß die Sprache so oft variirte, so oft wir in eine andere Dorfschaft gelangeten. Die übrigen Dinge und deren Mannigfaltigkeiten habe ich mehrentheils selbst wahrgenommen. Ich wollte von dieser Materie alleine ein Buch schreiben ohne langes Nachsinnen, ja es sollte mir nicht an Materie fehlen, wo ich anders in Indien die Neigung gehabt hätte, dereinst nach meiner Wiederkunft nach Europa von dergleichen Verschiedenheiten dem Publico eine glaubwürdige Nachricht zu geben. Meine Meynung ist dieses niemals gewesen, daraus theile ich auch nur in diesen Capiteln dasjenige mit, wo-

zu mich meine Neigung zur Aufmerksamkeit und zu deren Anmerkung in meinem Journal damals triebe.

L. Capitel.

Vom Paradießvogel.

Dieses ist in der That ein Vogel, dessen Meldung ich zu thun, nicht wohl Umgang nehmen kann, angesehen in Europa davon vieles erzählt wird; ja die Herren Mahler und Geschichtschreiber bilden ihn aus Unwissenheit als einen Vogel ab, welcher keine Füße hat, und Lebenslang in der Luft herum fliegen soll. Allein das sind Unwahrheiten, indem ich welche mit, und auch welche ohne Beine gesehen habe. Die, welche ich ohne Beine gesehen, daran habe ich ganz genau befunden, daß die Beine davon weg waren. Die Beschaffenheit damit verhält sich aber also: Die Paradießvögel fressen ungemein gerne Muscatennüsse. Wie nun dieselben aber Früchte seyn, welche, wenn sie noch an den Bäumen hangen, sehr stark sind, geschiehet es, daß wenn der Paradießvogel kommt, sich an die Muscatenbäume anhänget, und sich daran wacker satt gefressen, er davon, gleichwie die Menschen von überflüßig genossenem Weine und Branteweine, dämisch, toll und voll wird, die

Kräfte verliehret, sich ferner gehörig mit den Füssen an den Aesten des Muscatenbaums anzuhalten, mithin als ein Trunkener ohne Empfindung vom Baume herab zur Erden niederfället, und in einem trunkenen Schlummer entschläfet. Dieses wissen aber die Ameißen, welche also zu dieser Zeit, wenn die Paradießvögel auf die Muscatennußbäume Schwadronenweise ziehen, in großer Menge herzueilen, und die Zeit wahrnehmen, wenn ein Paradießvogel herab fället, alsdenn aber denselben die Beine glatt vom Rumpfe abfressen. Dahero kommts, daß die mehresten Paradießvögel keine Beine haben, denn die Ameissen lassen diese Vögel alsdenn liegen, und die Menschen kommen herbey, und nehmen sie weg; wenn nun die Europäer derselben viele ohne Beine versendet oder mit sich heim genommen, haben sie auch aus Unwissenheit selbst dafür gehalten, ja ganz hartnäckigt behauptet, der Paradießvogel sey ein Thier, das keine Füße habe, und Lebenslang, ohne sich niederzulassen, herumfliege. Ich habe aber deren dreye selbst aufgehoben, welche ich von dem Muscatennußbaume herab fallen sahe, und gleich hinzu eilete, ehe die Ameißen im Stande waren, denselben die Beine abzufressen. Einige Indianer brauchen die Federn von Paradießvögeln zu ihren und ihrer Weiber Schmuck. Man macht auch sonst aus dergleichen Federn allerley Zierrathen. In manchen Ländern habe ich auch gesehen, daß man Paradießvögel an Drath angebunden an denen Decken der Zimmer und großer

Handelsläden zur Rarität aufgehängt hatte, auch setzt man sie wohlausgestopft auf denen Gesimßen, auf denen Caminen, Schränken und Säulen statt eines raren Auffsatzes zum Ausputze. Es wollen einige denen Federn von Paradießvögeln die Tugend zuschreiben, daß wenn man sie zu Pelzwerk lege, solches dadurch für allen Motten sattsam gesichert sey. Dem sey wie ihm wolle, soviel indessen ist gewiß, daß sich die ausgestopften Paradießvögel sehr lange und so gut conserviren, als ob sie heute allererst eingefangen und ausgestopft wären. Ich habe mir für gewiß erzählen lassen, daß man in einigen Naturaliencabinetten Paradießvögel habe, die man vor zweyhundert Jahren schon dahin gebracht, und man sähe an denenselben nicht einmal den Schein des Alterthums; doch aber sind diese besagten alten Paradießvögel ohne Beine, und man hat daher um so viel mehr diese Thiere für unbeinigte Thiere von Natur gehalten, welche ihre ganze Lebenszeit in stetem Fliegen zubrächten, und von dem Aufhaschen des fliegenden Ungeziefers lebten, nach ihrem Tode aber allererst die Erde berührten, welches aber, wie schon oben gemeldet, ein Irrthum ist, den ich zur Gnüge aufgelöset habe. Es ist im übrigen wundersam, daß sich die Einfalt unserer Vorfahren so selzame Dinge von dem Paradießvogel bereden lassen, wie nämlich seine Vermischung mit dem Weibchen im Fluge geschehe, wobey man auch für gewiß geglaubet, das Weibchen lege hernach dem Männ-

chen die Eyer auf den Rücken, das Männchen aber wisse sich stets in so geschicktem Fluge zu erhalten, daß das Weibchen auf seinem Rücken die Eyer ausbrüten könne, da denn, wenn die Jungen flicke wären, die Weibchen solche mit dem Schnabel ergriffen, und nach und nach zum Fluge angewöhnten. Indessen sind die Paradießvögel keine eßbare Geflügel, sondern haben ein wildes und schwarzes, hartes, trockenes Fleisch, wie die Raben, Krähen und Elstern, und taugen zu nichts, als zur Zierrath, die ihre Federn geben. Die Indianer nennen ihn in ihrer Sprache den Muscatennußdieb; andere nennen ihn auch den Trunkenen, weil er sich in denen Muscatennüßen trunken frisset. Andere nennen ihn darum den Paradießvogel, weil er sich durch Genüßung einer der Lebensgeister zerstreuenden Frucht den gewissen Tod zuziehet.

LI. Capitel.

Vom

Pelican oder Onocrotalus.

Ich selbst habe mit meinen Augen keinen Pelican gesehen; allein davon habe ich in Indien vieles gehöret, jedoch mit ganz anderm Unterschied, als er nebst fabulöser Nach-

richt

richt von ihm in denen erdichteten Büchern Indianischer Seltenheiten abgemahlt wird. Man sagt, der Pelican weiblichen Geschlechts tödte seine Jungen, indem er solche aus allzuheftiger Liebe mit dem Schnabel zu tode reibe. Dieses gemahnet mir eben also, als von jenem allzuhitzigen Liebhaber erzählt wird, welcher seiner Liebste für allzuheftiger Liebe die Warzen an den Brüsten soll abgebissen haben. Dieses letztere hat seinen guten Grund; allein von dem Pelican ist solches ungegründet, oder doch ungewiß. Die Fabel davon erzählt noch mehr, nämlich, so nun die Jungen solchergestalt sollten um das Leben gekommen seyn, so ritze sich das Männchen davon die Brust mit dem Schnabel auf, und gebe durch sein vergossenes Blut dem zu tode geliebten Jungen das Leben wieder.

Manche derer Geschichtschreiber nennen ihn Pelican, andere Pelecan, manche Onocrotalus, Löffelganns, Picus Martius oder Nicticorax. Manche halten den Pelican für einen erdichteten Vogel, weil die Naturkündiger und Geschichtschreiber in ihren Berichten und Meynungen so stark von einander abgehen. Manche halten aber, sie mögen nun gleich Onocrotalus oder Pelican sprechen, die Existenz dieses Vogel für unstreitig wahr. Dieser Pelican ist aber ein Wasservogel von ungemeiner Größe und Stärke, der auch so gar Ziegen und Lämmer wegrauben und mit sich in die Luft davon führen kann, und hat einen so hohen Flug, der den Adlern wenig nachgiebt.

giebt. Sie bringen ihr Leben ungemein hoch, und man sagt, sie lebten auch so gar in Gebauern bey zehn Jahr lang und länger. Von Farbe sind sie scheckigt, als nämlich, wie ich an einem todten oder ausgestopften gesehen habe, weiß, schwarz und braun geschecket, wobey noch einzelne fleischfarbene Federn waren, wiewohl man auch sagt, daß es ganz graue gäbe. Die ausgestopften, so ich gesehen, hatten Cronen oder Büschel auf dem Kopfe, die von Federn hinten auf dem Kopfe standen. Das wahre Merkmal eines Pelican aber soll, wie man durchgehends vorgiebt, dieses seyn, daß derselbe einen Sack hat, der unter dem Schnabel angehen, und bey zwölf und mehr Zolle lang ohne Federn bis zum Mittel des langen Halses herab reichen soll. Dieser soll darzu dienen, die Speisen, die er nicht hinab schlingen will, in diesem Sacke zu verbergen, und bey Gelegenheit daraus, gleichsam als aus einem Vorrathskasten und Magazine, heraus zu langen. Was endlich von dem Aufritzen der Brust gemeldet wird, das könnte wohl seyn, denn man hat von andern Vögeln, daß sie ebenfalls auch in ihrem Halse einen Behälter zur Speise haben, worinnen sie den Ueberfluß bis zu gelegener Zeit aufheben.

In Persien giebt es auch Pelicane. Die Persianer nennen sie Tacob oder Misc. Sein Hals ist ungemein dicke, und man nennet sie deswegen Wasserträger, weil sie viel Wasser in diesen ihren

ren Sack einsammeln, und auf ihren Tagereisen davon trinken.

Es sind diese Vögel nicht an denen Orten, wo die Europäer anländen und zu schaffen haben; denn an vielen Orten will man von denen Onocrotalis oder Pelicanen gar nichts wissen. Man benennet aber anderwärts diejenigen Vögel, die einen Schlauch vom Schnabel an bis an den Rumpf hinab hängen haben, und eine seltene Art von Raubvögeln seyn, die nur in tiefsten Gebürgen wohnen, mit diesem Namen. Von welchem ich erzählet habe und gewiß behaupten kann, alle seine Eigenschaften wohl betrachtet zu haben, dieser hatte eine weitläuftige Gurgel neben der Luft- und Speisegurgel. Diese führet hinab zu einer geraumen Hohlung, ja ich möchte sagen, zu einem Beutel, und ich halte es doch noch für eine Ungewißheit, ob diese Vögel das Wasser in Vorrath darinnen aufbehalten, oder ob sie darinnen Futter aufheben; denn ein gelehrter Naturkündiger, welcher diese ausgestopfte Pelicane in seinem Animaliencabinet vorzeigte, behauptete, daß, so diese Gevögel eine weite Reise unternähmen, so bedienten sie sich bey ihrer Ermüdung dieser Gurgel zum Athem oder Einsammlung der Luft; denn er habe in verschiedenen, die ihm wären zu Handen gekommen, genaue Untersuchung angestellet, auch in Beyseyn einiger Mitglieder der Parisischen Societäten verschiedene zergliedert, dabey aber nicht die geringste Wahrscheinlichkeit des allgemeinen Vorgebens gefunden;

doch gestand er ein, daß die Thiere, Tacob oder Misc genannt, in Persien, die Eigenschaft hätten, Wasser zu sammeln, und solches auf ihren Reisen zur Nothdurft vorräthig zu behaupten; allein diese hätten ebenfalls nur zwey Röhren, als die zur Speise und die zur Luft dieneten. Durch die eine verschluckten sie Speise und Trank, allein sie müßten eine besondere Art der Ausdehnung oder Auspressung wissen, wodurch sie ein dem Diaphragme ähnliches Häutlein öffneten, und in den hinabgehenden Kropf Wasser schöpften, das ihnen auf denen weiten Reisen den Durst stille. Ich meines Ortes halte dieses alles für Curiosa, die annoch vielem Widerspruch und Ungewißheit unterworfen, auch ohne Nothwendigkeit zu wissen sey.

LII. Capitel.

Vom Phönix.

Der Vogel Phönix ist ein Monstrum oder Mißgeburt unter denen Vögeln, so ja noch jemals so ein Vogel gesehen worden ist, als man von ihm Meldung thut. Es soll nämlich dieser Vogel fünfhundert Jahr leben. Wenn er seinen Tod merkt, bauet er sich ein Nest von allerhand Specereyen, Weyrauch und Myrrhen. In demselben stirbet er und faulet: aus

der

der Fäulniß aber wächßet ein Wurm, der sich von der Fäulniß des Phönix nähret, und nachdem er nach und nach Federn bekommt, so wird er endlich vollkommentlich, worauf er sein Nest nimmt und mit den Gebeinen nach Egypten reiset, zur Stadt Heliopolis, allwo er dieselben auf den Götzenaltar der Sonne leget und wieder davon flieget. Doch wer wollte diese Possen glauben?

Die Griechen nennen diesen Vogel Φοῖνιξ, welches sowohl einen Vogel dieses Namens als den Palmbaum bedeutet.

Daß eine Creatur aus seinen ovulis und Eyerlein oder aus seinen salibus endlich ein gleiches Wesen darstellen oder gar generiren könne, das will ich nicht nur glauben, sondern ich kann es mit Grunde der Wahrheit, daß ich solches selbst gesehen, und auf verschiedene Arten die gewisse Probe damit gemacht habe, behaupten, auch noch täglich erforderndenfalls beweisen und darthun. Itzt ists nur die Frage, ob es in Ostindien Vögel giebt, welche mit der Gestalt und Eigenschaften der Historienschreiber von denen Phönixvögeln quadriren. Ich trage hierbey billiges Bedenken, denn erstlich habe ich niemals, so große Mühe ich mir auch dießfalls gegeben habe, nur die geringste Nachricht von einem solchen Vogel bekommen können. Anderns ist es auch fast eine unwahrscheinliche Sache, solche nur der Möglichkeit zweifelhaft anheim zu stellen; denn wer kann von ihm behaupten, daß er fünfhundert Jahre leben

ben solle, welches ein Alter ist, so kaum sechs Menschen erleben. Wo will ein Mensch wissen, wie lange so ein Vogel lebet, und was sagen die Erdichtungen, daß sein Nest solle aus lauter Spezereyen, Weyrauch, Myrrhen und andern aromatibus bestehen, da doch diese Gattung Vögel auf ganz unersteiglichen Gebürgen und auf dessen höhesten Gipfeln ihre Nester bauen sollen.

Was ferner anbelanget die Fäulniß dieses Vogels, aus dessen Fäulung ein Wurm erwachßen und das Geschlecht dieser Vögel fortzeugen soll, das sind Dinge, welche kein Mensch gesehen hat noch wird.

Was endlich die Fabel seiner Reise nach Indien anlanget, dieses sind abergläubische Erfindungen der Poeten und Götzenpfaffen des Alterthums, so weder der Möglichkeit noch der Wahrscheinlichkeit ähnlich kommen; denn wie sollte dieses zugehen, daß diese Vögel sollten die Gebeine ihrer Vorfahren zur Stadt Heliopolis in Egypten tragen, solche auf den berühmten Altar der Sonne legen, und sodann wiederum davon fliegen. Das sind Schwärmereyen, die weder Wahrscheinlichkeit noch Möglichkeit bey sich führen. Inzwischen will ich doch diese Sache nach meinem wenig und geringen Ermessen erläutern, wie mirs damit vorkommt. Es sind nämlich in denen unbekannten südlichen Ländern gewisse Vögel, ich will aber solches vielmehr von diesen sagen, welche aus denen Ländern gegen den Nordpol kommen sollen. Diese Vögel haben fast mit dem

Phönix

Phönix eine wiewohl nicht durchgehends übereinstimmende Gleichheit; sie sind das Clima ungewohnt. Sie verirren sich muthmaßlich, und gelangen in die Ostindianischen Gegenden. Man will sagen und gewiß behaupten, durch genaue Untersuchungen befunden zu haben, daß diese Phönixe, nachdem sie ihren Männleins beygewohnt hätten, von ihnen sollten verjaget werden, und jene verfolgeten sie bis zur Scheidung des Clima, liessen sie nicht wieder den Rückweg nehmen, und solchergestalt gelangeten diese Thiere mit grosser Noth auf die höchsten Indianischen Gebürge. Nun wären inzwischen die Ovula und Eyerlein, so von der Beywohnung ihrer Männer entstanden, gleichsam erhärtet. Die starke Reise befördere ihren Tod, dannenhero sie allerhand zu Ausbrütung ihrer Eyer dienliche aromata, nach Anleitung der gütigen Natur, suchten, sich daraus ein Nest bereiteten, und sodann über diesen Eyern stürben. Hierauf aber wirkten die salia ihre Fäulniß und die Vermischung mit denen aromatibus und andern unbekannten Dingen eine Ausbrütung eines Wurmgleichen Jungen, woraus die jungen Phönixe generirt würden.

LIII. Capitel.

Vom Poephagus.

Der Poephagus ist meines Erachtens kein besonderes Thier, sondern nur ein Meisterstück der Natur, welches nichts anders ist, als ein ausserordentlich großes, schönes Pferd. Es hat vielleicht die Natur zu Zeiten in Formirung der Pferde und deren Größe und Schönheit excedirt, weil aber solches selten geschehen ist, daher ist die Rarität solcher Thiere entstanden. Man findet unter denen Menschen zu Zeiten Personen von Riesengröße und Stärke; Alexanders Pferd war von besondern Qualitäten rc. Allein daraus folgt nicht, daß es noch heut zu Tage an denen Orten, wo sich solches zugetragen, sollte ganze Riesengeschlechte oder eine Art Pferde geben, die man Bucephalus nenne. Aus solchen natürlichen Ausschweifungen der Natur hat man den Poephagus gemacht und vorgegeben, Indien bringe dergleichen Thiere herfür, nicht als Wunderthiere, sondern als eine besondere Art dergleichen gebildeter Thiere, die einander in eben dieser Größe ordinair fortzeugten.

Ich habe in Indien einsmals ein Pferd gesehen, welches ungleich größer war, als eines von denen allergrößesten. Doch man nennte es ein Pferd, und hielte es für keinen Poephagus. Diejenigen

jenigen extraordinairen Wunderpferde aber, so Indien möglicher und vermuthlicher Weise erzeugt haben mag, und die man mit dem Namen Poephagus benennen will, sollen Schweife drey Schuhe lang, und darinnen solche weiche Hare gehabt haben, die einer Seide gleichten, welche das Indianische Frauenzimmer als eine große Rarität zu ihrem Hauptschmuck gebraucht hätte.

Ich will hier eines ebenmäßigen Wunderthieres gedenken, welches mir für allen andern scheinet gewürdiget werden zu können ein Poephagus zu heißen. Solches war fast noch ein halbmal so groß, als ein extraschönes Pferd. Man hatte dieses auf die Küste von Coromandel gebracht, und wollte es verkaufen. Ich war eben zugegen. Der Mann, der ein Mahometaner aus Persien war, erzählte davon viele Unwahrscheinlichkeiten, wo, wie, wenn und auf was Art und Weise er darzu gelanget wäre. Er bote dieses Thier ohngefehr nach Europäischen Gelde dreyhundert Stücken Ducaten; allein ob er gleich viele Zuschauer bekam, so konnte er doch nicht mit denen Liebhabern wegen des Kaufgeldes einig werden, dannenhero er denn länger, als vier Wochen, allda stille lag, und endlich gleichwohl unverrichteter Sache wiederum abreisen mußte. Damit ich aber die Gestalt dieses Poephagus, wofür er selbiges auch ausgab, beschreibe, so war es erstlich noch einmal so groß, als das stärkste Europäische Pferd. Die Blesse war roth, die

Nase und Löcher kohlschwarz. Die Augen waren himmelblau, die Zunge länger, als bey andern Pferden; die Mähne sahe melirt, wie gemahltes Porcellain, die Gestalt wohl proportionirt, der Schweif extraordinair lang und an Farbe der Mähne gleich. Die Beine aber waren länger, als an denen Europäischen Pferden, doch hatte es einen viel größern Huf, als andere Pferde. Es war kein Hengst, und dieses war eben die Ursache, daß man nicht so viel dafür geben wollte, als verlanget wurde; denn man hatte vormals mehrere Stuten dergleichen Art bekommen, welche aber nachhero nur ordentliche Pferde erzeugt hatten. Es hielten es viele für ein Wunderthier und Ausschweifung der Natur, und glaubte kein Mensch davon, daß dieses Thier von Alten erzeugt wäre, die ebenmäßige Eigenschaften gehabt hätten. Was sonst die Eigenschaften dieses Thieres anbelanget, so war es überaus schnell, und man konnte die Bewegung seiner Füße kaum wahrnehmen. Man lude darauf zehn Centner, und wurde dennoch keine Veränderung gewahr, daß es ihm schwer zu tragen würde, und der Eigenthümer schwur bey allen Heiligkeiten seines Mahomets, daß er in einem Tage siebenzig Meilen mit diesem Thiere zurück geleget habe, ob es gleich fünf, sechs, ja acht Centner Metall auf dem Rücken getragen habe. Dieses Thier füttert des Tages über mehr nicht, als einmal, nämlich des Abends, nachdem es seine Arbeit verrichtet hat, und behilft sich sowohl

mit Reiß, als mit andern grünen Kräutern, so es, gleich denen Büffeln, Ochsen und andern Thieren, aufsuchet und sich damit nähret; wie denn auch die Haut von einem Poephagus zweymal so dicke, als von einem Büffel seyn soll.

LIV. Capitel.

Von Portugiesen.

Die Portugiesen haben vor zweyhundert und funfzig Jahren schon den Weg nach Indien und das Vorgebürge der guten Hoffnung erfunden.

Die Portugiesen haben sich von Surate an bis nach Goa von vielen Orten Meister gemacht, als von Daman, die sehr schön gebauet ist.

Auch haben die Portugiesen die Oerter Chaul und Chiul, so hinter dem Gebürge liegen. Allda ist ein guter Hafen, und der Berg, so den Hafen bestreichet, wird von einer Citadelle bedeckt.

Den Portugiesen gehört Goa auf der von den zwey Flüssen Mantoa und Quari formirten Insel Salsette. Man rühmet, daß zu Constantinopel, Toulon und Goa die drey besten Häfen von der Welt seyn sollen. Diese Insel gehöret den Portugiesen nebst sieben und sechzig darzu gehörigen Dorfschaften, zwölf in einem andern Gebiete, und noch dreyßig in wieder einem andern Gebiete

biete gelegenen Dorfschaften. Die Einwohner müssen den Pfeffer des Landes nach Goa zum Verkauf bringen.

Zu Onor, achtzehn Meilen von Goa, halten sich viele Portugiesen auf.

Die Portugiesen handeln stark auf die Insel Sumatra, deren Einwohner alle gebrachte Waaren mit Golde und Edelgesteinen bezahlen.

Auch haben die Portugiesen einen starken Handel auf die Philippinischen oder nördlich gelegenen Moluccischen Inseln.

So viel, als mir von Portugal scheinet, so haben die Holländer ein Mittel gefunden, die sonst starke Handlung der Portugiesen ungemein zu schwächen, und solche gröẞtentheils an sich zu ziehen.

Die Handlung der Portugiesen nach der Insel Sumatra, allwohin sie vielerley Waaren bringen, als viel seidene Zeuge und gemachte Sachen, an Gürteln, Dressen, Borten, Tüchern, Säcken, Westen, Manns- und Frauenzimmerkleidern, Hausgeräthe, gefaẞte Edelgesteine und künstlich gearbeitete Dinge, Bettdecken, Gezelte, Matratzen, Bettvorhänge, Bettgestelle, Lehnstühle, Bretspiele, Hausmobilien, Brocat, Gold- und Silberstücke, gedruckte und kostbar gemahlte Sitze, Leinwand, Baffetas, Cattune und Canevasse. Für diese Waaren bekommen sie das schönste Gold in Stangen und ungearbeitete Edelgesteine diverser Sorten statt baarer Bezahlung.

Auf denen Moluccischen Inseln handeln sie ungemein stark mit der Leinwand, die man Tamette

mette nennet, und deren sich Hohe und Niedere durchgehends bedienen; besonders tauschen sie eine große Menge Nelken von Zeit zu Zeit ein.

Die Insel Salsette ist der Portugiesen Hauptsitz. Zwey Flüsse formiren diese Insel, der eine heißet Mantoa, der andere Quari. Die Insel ist auf sieben Meilen groß, und auf derselben lieget die considerable Portugiesische Stadt Goa, zu welcher sieben und sechzig Dörfer gehören. Ueberdieß ist dieses besonders remarquable, daß daselbst, und sonst an keinem Orte weiter in Ostindien, ein Inquisitionsgerichte ist, womit es diese Beschaffenheit hat: Der Groß-Inquisitor ist ein weltlicher Priester, der für allen andern die Ehre genüßet, daß er sich darf in einem Palankin oder Sänfte tragen lassen. Seine Gewalt erstrecket sich über jedermann; dennoch aber nicht über den Erzbischof, Ober-Vicarium, Bischöfe, Vicekönig und Gouverneurs. Außer diesen kann er, wem er will, arretiren lassen und ihn den Proceß machen; doch lieget ihm ob dießfalls zuvor Bericht nach Portugal zu erstatten. Der Groß-Inquisitor hat eine große Hofstadt, viele Hofbediente, Edelleute, Pagen und Laqueyen ꝛc. also, daß seine Figur, so er machet, mit dem Vicekönig gleich kommt. Der Inquisitor ist ein Dominicanermönch, wie denn auch die Deputirte des heiligen Officii aus lauter Mönchen bestehen. Hiernächst sind auch bey diesem Gerichte Procuratores, der Promotor und Advocaten, und denn endlich die Gerichtsbüttel.

LV. Capitel.

Von Rechnung der Ducaten.

Weil auf der Reise zu Wasser und zu Lande die Ducaten die bequemste Geldsorte ist, so habe ich diese Rechnung mit allem Fleiße hier beyfügen wollen, damit ein Reisender sich nicht mit der Rechnung aufhalten möge, sondern alsogleich allhier nachsehen könne.

4	Ducaten	sind	11	Thl.	76	=	=	209	=
8	=	=	22	=	80	=	=	220	=
12	=	=	33	=	84	=	=	231	=
16	=	=	44	=	88	=	=	242	=
20	=	=	55	=	92	=	=	253	=
24	=	=	66	=	96	=	=	264	=
28	=	=	77	=	100	=	=	275	=
32	=	=	88	=	104	=	=	286	=
36	=	=	99	=	108	=	=	297	=
40	=	=	110	=	112	=	=	308	=
44	=	=	121	=	116	=	=	319	=
48	=	=	132	=	120	=	=	330	=
52	=	=	143	=	124	=	=	341	=
56	=	=	154	=	128	=	=	352	=
60	=	=	165	=	132	=	=	363	=
64	=	=	176	=	136	=	=	374	=
68	=	=	187	=	140	=	=	385	=
72	=	=	198	=	144	=	=	396	=

148 Duc.	sind	407	Thl.	196	=	= 539	=
152 =	=	418	=	200	=	= 540	=
156 =	=	429	=	204	=	= 551	=
160 =	=	440	=	208	=	= 562	=
164 =	=	451	=	212	=	= 573	=
168 =	=	462	=	216	=	= 584	=
172 =	=	473	=	220	=	= 595	=
176 =	=	484	=	224	=	= 606	=
180 =	=	495	=	228	=	= 617	=
184 =	=	506	=	232	=	= 628	=
188 =	=	517	=	236	=	= 639	=
192 =	=	528	=	240	=	= 650	=

LVI. Capitel.

Von verschiedenen Religionen in Indien.

Die Seelenwandelung wird im Mogolischen Reiche statuirt. Diese Leute sind außerordentlich abergläubisch.

Die Leute zu Cachemir, einer Hauptstadt im Königreiche Cachemir, so zu Indostan gehöret, haben einen Namen, Musa heißend, so eben das, was Moses heißen soll. Sie geben für, das Begräbniß dieses Propheten und Gesetzgebers sey eine Meile von der Stadt Cachemir.

Zu Goa ist das Inquisitionsgericht, wovon ein mehreres in dem Capit. von Indianischen Städten nachzulesen.

In dem Königreiche Bisnagar betet man die Sonne an, der zu Ehren man ein großes Fest feyert.

Zu Gandicot sind viele Pagoden und Götzentempel.

In der Gegend zu Onor, achtzehn Meilen von Goa, betet man den Priapus an, und die Töchter des Landes müssen demselben auf eine ganz abscheuliche Art ihre Jungfrauschaften aufopfern.

Zu Calicut muß der Priester, den der König wählet, die erste Nacht bey der Königlichen Braut zubringen, und dafür giebt ihm der König fünfhundert Thaler. Man vertauscht allda die Weiber, weil man meynet, dieses sey ein sicheres Mittel, unter einander die Freundschaft zu erhalten; auch kann eine Frau sieben Männer auf einmal haben.

Zu Negapatam sind viel Pagoden und Götzentempel.

Zu Tanschaur sind viele Christen angesessen.

Tranquebar gehört den Dänen, welche daselbst die Protestantische Religion ausgebreitet, eine Buchdruckerey und die Bibel in Dänischer, Malabarischer und Portugiesischer Sprache übersetzt gedruckt haben.

Zu Pondichery ist es Römischcatholisch.

Der König zu Golconda ist Mahometanisch, die Unterthanen aber Götzendiener.

Der

Der König zu Azem mit seinen Unterthanen sind Heiden.

Die Einwohner des Königreichs Pegu beten die Crocodille, ja den Teufel an. Ihre fünf jährlichen Feste nennen sie Sapans. Des Königs Götzenbilder sind von unschätzbarem Werthe.

Die Unterthanen des Königreichs Laos sind ebenfalls Götzendiener, und die Götzenpriester allda nennet man Talapoins, wiewohl sie mit den Talapoins des Königreichs Pegu nicht gleich kommen: angesehen jene das Volk zu allerhand Tugenden ermahnen, die in Laos aber der Abschaum alles lüderlichen Gesindels und stete Müßiggänger sind.

Das ganze Königreich Siam ist heidnisch, voller unschätzbarer Götzen und Tempel.

In dem Königreiche Tonquin ist alles heidnisch, und die Religion hat drey Secten, als: 1) Des Chacabouts, so nach dem Rechte der Natur gehet, und die Seelenwandelung statuirt. 2) Des Confucius, so ein bloßer Götzendienst, und 3) des Laethu, so mit Zauberey umgehet.

Auf denen Maldivischen Inseln sind die Einwohner Mahometaner, und ist dieses merkwürdig, daß derjenige, der eine Reise nach Mecca gethan, das Privilegium hat, für einem andern einen langen Bart zu tragen.

Auf der Insel Ceylon ist der König und die Vornehmsten Mahometanisch. Die andern sind Heiden, und glauben die Seelenwandelung.

Denn

Denn ist auch die Reformirte Religion erlaubt, die Catholische aber hart verboten.

In Indien hat fast jedes Königreich, deren doch so vielfältige vorhanden seyn, seine besondere Lehren, Gesetze und Religion. Doch, so man eine Eintheilung der Religion in Indien machen will, kann man sie insgesammt eintheilen: 1) In Götzendiener. 2) In Juden. 3) In Mahometaner. 4) In Christen; und diese wiederum in Catholicken, Reformirte oder Protestanten und Nestorianer.

Die Götzendiener sind Brachmanen, oder Braminen, und Talapoins, Benjanen, Parsis, Gauren und Fakkirs. Ihr Gesetzbuch ist der Vedam oder Wedam, welcher eingetheilt wird in 1) Rugwedam oder Ircuwedam. 2) Yágjur= oder Jadsurwedam. 3) Schamawedam, und 4) Adhárwanewedam.

Die Secten der Bramanen oder ihre Geschlechter sind die Waishier, die Sattrier und die Brachmanen.

Die Juden nennen sich Israeliten oder Bene Israel, das ist, Kinder und Nachkommen Israels. Sie befreunden sich mit keiner fremden Nation, sondern heyrathen nur in ihr eigen Geschlecht. Was sie eigentlich lehren und wie weit sie mit denen Europäischen Juden übereinkommen, das ist ganz unbekannt; sie verstehen auch kein hebräisch. Sie sind wie Juden gebildet, welches ein Ansehen und Gesichtsbildung ist, so diese Nation

tion von allen andern unterscheidet. Auf einem hohen Berge zeigen diese Bene Israel die Rudera eines erbaueten Gebäudes, den sie den Thron des Salomons benennen. Sie befinden sich in denen Gegenden von Surate und Rasapur, treiben allerhand Gewerbe, und sagen oft auf hebräisch: Höre Israel, der HErr unser GOtt, der HErr ist einer. Sie haben aber, soviel ich gewiß weiß, annoch die Beschneidung im Brauch, allein die Bücher des alten Testaments haben sie gar nicht.

Die Mahometaner haben allhier in Indien eigentlich dem Mahmud, dem ersten Sultan von der Dynastie der Gazneviden, zu danken, daß der Mahometismus eingeführt worden. Ihre Secten folgen entweder der Lehre Ali, oder der Lehre des Sophi.

Die Christen sind Catholicken, als Spanier, Franzosen und Portugiesen, so die römische catholische Schismata eingeführt.

Die Dänen haben die Lutherische Religion durch sehr geschickte Missiones nach Tranquebar sehr weit ausgebreitet.

Die Holländer haben auch die Reformirte Religion eingeführt, und wo diese ihre Staaten haben, darf bey hoher Strafe die Römischcatholische Religion nicht getrieben werden, und ist seit siebenzehnhundert und fünfe besonders die Fortpflanzung der Lutherischen Religion weit und breit ausgebreitet worden.

Der

Der Irrthum des Nestorius ist auch noch stark im Schwange, so die mehrern Personen in Christo betreffen, und sollen die Schwärmgeister unter der Anführung des Tamerlans nach Indien gekommen seyn, also, daß sich gar viele Religionen in diesen Landen befinden; wiewohl ich behaupten wollte, daß es in Indien nicht nur besagte Religionen gebe, sondern auch, daß sich allda Atheisten, Naturalisten, Pietisten, Indifferentisten, Herrenhuther, Quacker und Leute von allen andern Secten befinden.

LVII. Capitel.

Vom

Rhinoceros oder Nasenhorn.

Rhinoceros oder das Nasenhorn wird von den Indianern Abadu genennet. Es gleichet in Ansehung der Größe und Gestalt ziemlichermaßen denen Elephanten. Auf der Insel Java, im Königreiche Bengala und Patane, halten sie sich häufig auf. Die Haut dieses Thieres ist streifigt und faltigt, oder voller übereinander liegenden Runzeln. Ich habe Nasenhörner gesehen mit weißen Hörnern, welche aber rarer sind, als die andern, denn die gewöhnlichen Hörner sind schwarz, bräunlich grün und zuweilen

aschfarben. Es giebt Nasenhörner mit einem, und auch andere mit zweyen Hörnern. Hinten um den Kopf hänget ein großes Stück Haut, wie auch um die Beine. Der Kopf ist groß und dicke, die Schnauze lang, das Maul nicht sonderlich groß, auf der Schnauze aber stehet das Horn, zu ihrer Vertheidigung wider die ihnen aufstoßenden feindseligen Anfälle anderer wilden Thiere. Besonders ist von ihrer Zunge merkwürdig, daß solche dermaßen scharf, als ein Reibeisen, ist, und alles, was sie belecken, verletzet. So viel mir wissend ist, fressen diese Thiere Disteln und dornichte Baumäste, welche sie ohne viele Mühe leichtlich und mit großer Geschicklichkeit zu zermalmen wissen; und man giebt vor, daß die geringe Verletzung, welche die Dornen ihrer Zunge und Gaum verursachen, daß es oft davon blutet, ihnen niemals Schmerzen noch Wehetage, sondern vielmehr ein kützelndes angenehmes Wohlthun zuwege bringe. Man speiset das Fleisch der Nasenhörner, seiner häßlichen Haut ohngeachtet. Es ist das Horn dieses Thieres noch insbesondere merkwürdig, denn wie ich solches selbsten gesehen habe, so befindet sich in der Mitte desselben, so man es von einander schneidet, von weißen Aederlein die Gestalt und Bildung eines natürlichen Menschen, allerhand Gevögel oder andere Figuren, wie man sonsten auch in den Steinen, die aus Egypten kommen, allerhand dergleichen Spielwerk der Natur zu finden pfleget. Ich habe aus Bechern getrunken, die aus dergleichen Horn

gemacht waren, und habe auch eine Probe gemacht, ob es wahr sey, daß diese Becher bey nahe vorhandenem Gifte zu schwitzen anfiengen, wie mir erzählt worden; denn ich nahm ein Gift und legte solches neben den Becher, da denn derselbe augenblicklichst, als wie die Fensterscheiben zu schwitzen und endlich gar Tropfen anzusetzen begonne, daß ich demnach für gewiß behaupten, und mit Grund der Wahrheit versichern kann, daß dieses Vorgeben davon seinen guten Grund habe. Dieser aus dergleichen Hörnern gemachten Becher bedienen sich die Könige in Indien zu ihren Trinkgeschirren. Die Indianer können alles, was an diesem Thiere ist, zur Arzeney gebrauchen, und dienen darzu nicht nur das Fleisch, Blut, Horn, Zähne und Haut, sondern auch so gar der Koth, so eine gewisse bewährte Arzeney wider die fallende Sucht abgiebt. Man saget von diesem Thiere, daß es eine natürliche Feindschaft wider den Elephanten hege, und so es mit demselben streiten wolle, zuvor sein Horn an einem Steine spitz und scharf mache. Nun will ich zwar dieses nicht in Zweifel ziehen, denn ich habe es niemals mit Augen gesehen; inzwischen so habe ich mit Jägern geredet, welche dieser Nachricht Beyfall gaben, und mich versicherten: daß, so das Nasenhorn das auf seiner Nase stehende Horn recht spitz zugeschärfet, sich für ihm alle wilde Thiere, besonders die Büffel, Elephanten, und so gar die Löwen fürchteten, weil sie sich dieser Hörner mit dermaßen wundersamer Geschick-

Geschicklichkeit zu bedienen wüßten, daß sie ihre Feinde gemeiniglich, ja unfehlbar tödtlich verwundeten; denn sie hätten genau beobachtet, daß obgleich dieses Horn sonst ein gewisses Widergift sey, solches dennoch im Streite wider andere Thiere ein alsobald und eiligst durchdringendes tödtliches Gift abgäbe, so denen, die sie verletzten, den schleunigsten und gewissesten Tod zuziehe. Ich habe bereits Meldung gethan, daß das Nasenhorn dem Elephanten ziemlich ähnlich sey. Was aber diese von jenen unterscheidet, ist dieses, daß die Nasenhörner noch nicht so groß, als die Elephanten sind, nicht so hohe Beine haben, als jene, und an der Farbe von ihnen abgehen, und diese ist bey den Nasenhörnern Buchsbaumfarbicht. Nach denen gemahlten und in Kupfer gestochenen Abbildungen kann man sich dieses Thier ganz und gar nicht einbilden; denn man mahlt es mit Schuppen, da es doch niemals mit solchen Waffen von der Natur versehen worden. Ich ließ mir von einem Holländer für gewiß erzählen, wie daß er einsmals in einem Walde einen Menschen gesehen, welchen ein Nasenhorn zu Tode gelecket habe, denn weil es wie ein Reibeisen an der Zunge scharf sey, so hätte es den im Schlafe gefundenen Menschen in kurzem zu Tode gelecket; und da er dieses Thier mit einem Flintenschuß und erregtem starken Geschrey abgetrieben und zur Flucht gebracht, der Hoffnung, seinen Cammerad zu retten, so hätte er doch bey seiner Annäherung und genauen Besichtigung befunden, daß das Nasen-

horn diesen armen Menschen in Zeit einer halben Viertheilstunde die ganze Haut vom Leibe herab und zu Tode gelecket habe. Außerdem, wenn der besagte Holländer nicht in Zeiten darzu gekommen wäre, und es ihm geglückt hätte, das Nasensenhorn zur Flucht zu bringen, so versicherte er, daß solches das Fleisch ganz und gar würde abgelecket und die Knochen allein liegen gelassen haben, denn dieses hätten sie zu thun in Gewohnheit.

Im Königreiche Cochinchina giebt es sehr viele Nasenhörner.

Auf der Insel Sumatra trifft man viele Nasenhörner an.

Ich habe ein junges Nasenhorn gesehen, welches sein Eigenthümer zahm gemacht, und zu allerhand Arbeit angewöhnt hatte. Es lief mit ihm als ein Hund. Es trug ihm seine Sachen, es wachte so gar des Nachts bey ihm, wenn er reisete. Er hatte durch dasselbige vieles Geld verdient, und hatte es in vielen Ländern herumgeführt, war auch damit glücklich wieder nach Hause angelanget; und es war auch in der That nicht anders, als wie er vorgab, daß es vollkommen Verstand habe, und wisse, was er rede, denn was er dem Nasenhorn nur mit sachten Worten befahl, das geschahe auch. Es holte in einem großen Gefäße Wasser, es trug Holz ein, es gieng ins Meer, holte Muscheln, ja es brachte Fische nach Hause, zeigte auch seinem Herrn an, wo Straußeyer, Crocodilleneyer, Schnecken,

Schildkröten und deren Eyer, und sonst etwas anzutreffen war, das ihm und seinem Herrn dienen konnte; ja es wußte ihm auch die Oerter anzuzeigen, wo Vogelnester, junge Vögel oder junges Vieh in den Wäldern anzutreffen war, so er zu gewissen Zeiten, wenn es ihm sein Herr mit ausdrücklichen Worten andeutete und erlaubte, in aller Geschwindigkeit auskundschaftete. Doch versicherte mir sein Herr, daß andere Nasenhörner, und alles andere Wild sich ungemein vor ihm, als einen Spion, fürchtete. Dieser Mann hatte, wie er mir selbst gestand, durch dieses Thier viele tausend Roupien verdient, er hielt auch dasselbe so werth, daß er mehr für sein Nasenhorn, als für sich sorgte.

LVIII. Capitel.

Vom Salamander.

Der Salamander wird auch Semende, nicht weniger Semendal genennet. Manche haben diesen Vogel für den Phönix, den die Griechen Φοῖνιξ nennen, gehalten. Dieser Vogel soll einen dreymal abgesetzten Schnabel haben, womit er bey herannahendem Tode solche Stimmen formiret, die ganz entzückend seyn sollen, darauf er denn einen wohlriechenden Scheiterhaufen machet, sich auf solchen setzet, und also

verbrennen soll; worauf denn aus der Asche ein Wurm erwächßet, der nach und nach die Gestalt eines Salamanders annähme, und dieses sey die Art der Fortpflanzung dieser Thiere, welches auch denen Schwanen zugeschrieben wird. Allein das sind bloße Fabeln und Erdichtungen, welche sich von dem abergläubischen Alterthum herschreiben und mit der heutigen Erfahrung ganz und gar nicht übereintreffen.

Der Salamander aber ist in der That anders nichts, als eine Art von Eidexen.

Die ersten Seefahrer, die nach Indien giengen, haben vieles von Indiens Seltenheiten, von ihren Thieren und Wundern fabulirt. Nun kann es seyn, der Satan habe ihnen damals, indem ganz Indien lauter Götzendiener und Anbeter des Teufels zu Einwohnern hatte, verschiedene Dinge vorgestellet, welche niemals existirt haben, noch in rerum natura gentis Indorum gewesen seyn, damit er dadurch die zukünftige Bekehrung seiner Anbeter zum christlichen Glauben abwenden, verhindern und die christlichen Europäer abschröcken möchte, sich mit den Indianern einzulassen, und aus Furcht für so scheußlichen Thieren von denen Reisen nach Indien abzulassen.

Oder es kann auch das falsche Vorgeben von dergleichen Indianischen Wundern, die doch niemals seyn, noch je gewesen sind, daher entstanden seyn, daß manche nicht weit gekommen, und um lauter Seltenheiten zu erzählen, dergleichen Dinge aus ihrem Kopfe erdichtet haben.

Oder

Oder hingegen können diese Unwahrheiten von solchen Leuten erdacht worden seyn, welche niemals Indien gesehen, und dennoch den Ruhm haben wollen, daß sie in Indien gewesen.

Oder aber: kann es nicht seyn, daß es eine Invention alter Fabelhänße der Poeten gewesen? welche sich diese Sinnbilder zu ihrer Beredungskunst und Sittenlehre als ein Hirngespinnste ausgedacht, von welchen die Leser hernach sich beredet haben, daß wirklich solche Thiere in Indien lebten. Ja ich will auch wohl sagen, daß sich dann und wann zugetragen, daß eine Mißgeburt von den alten nach Indien Reisenden sey gesehen worden, und daß solche Thiere, wie sie berichten, wohl einzeln, aber nicht in Menge zu sehen gewesen. Es gemahnt mir eben so: zum Exempel, es käme ein Indianer in Teutschland an diejenige Orte, wo man an denen öffentlichen Rathhäusern Rolandsbilder siehet, und sie kämen nach Hause und erzählten, es gäbe in Schilde, Belgern, Halle und anderer Orten große Riesen: oder sie erblickten einen Schneider an seiner Werkstädte, der ein Zwerg wäre, wenn sie aber heim kämen, wollten sie erzählen und behaupten, die Schneider in Europa wären allesamt Zwerge. Quæ qualis quanta.

Oder aber es kann auch seyn, daß die ersten Erfinder Indianischer Lande, für Freude ihrer glücklichen Erfindung, die Indianischen Seltenheiten nur mit halb offenen Augen und nicht so gar attentem Gemüthe betrachtet, in Europa aber

dererselben Beschreibung so unwahr und unvollkommen, ja mit gräßlichem Zusatze beschrieben haben.

Endlich aber kann auch wohl seyn, daß müßige und Geldbegierige Geschicht- und Landschaftenbeschreiber ihre Werke durch Mährlein ergänzen, erweitern, und die Leser in steter Aufmerksamkeit durch dergleichen Nachrichten aufmuntern wollen, welche sie doch selbsten ersonnen, niemals in das Meer gerochen, noch Indien gesehen haben. Durch alle dergleichen Sachen kann sich manche Unwahrheit von denen Seltenheiten nicht existirender Indianischer Thiere, Riesen und anderer Geschöpfe, ausgebreitet und erweitert haben.

So ein Thier, als der Salamander in denen Reisebeschreibungen und Reisen nach Ostindien vorgebildet wird, ist itzt ganz und gar in Indien nicht anzutreffen, ist auch ganz und gar nicht zu vermuthen, daß durch mögliche Zufallenheiten und besondere Schicksale ein so gar merkwürdiges Thier, als der Salamander beschrieben wird, ganz und gar in der Folge der Zeit eingegangen, ausgerottet worden, und also gänzlich aus der Welt verbannisirt worden; sondern man hält sein Wesen für eine Fabel und erdichtete Unwahrheit, welche vom Anfang, so auch allezeit ohne Grund gewesen sey.

LIX. Capi-

LIX. Capitel.

Von Schildkröten.

Die Schildkröten in Indien sind von verschiedenen Gattungen. Einige leben auf dem Lande, manche im salzigten Meere, andere aber in süßen Wassern.

Die Form und Gestalt der Schildkröten ist ausnehmend sonderbar. Der Kopf daran ist am allerkleinesten. Mit den Lefzen zermalmet es seine Nahrung, ja so gar Steine und Muscheln, denn Zähne und Zunge hat die Schildkröte ganz und gar nicht; allein vier Füße, welche sehr niedrig sind, und dieserwegen, zumal der Corpus desto größer und wegen des Schildes schwer ist, kann dieses Thier nicht hurtig laufen. Die Schildkröte hat auf dem Rücken ein Schild, so den ganzen Leib bedeckt, und aus welchen der Kopf und Beine heraus gehen, und diese Schilder verursachen, daß man diese Thiere so häufig fänget, und alsdenn ihre Schilde, wie wir Europäer allerseits die schildkrötene Arbeit wohl kennen, verarbeitet. Es giebt ihrer große und kleine, von ein, zwey, drey Fuß lang, bis zu sechs, acht Fuß, ja noch weit längere; wiewohl die größte, so ich gesehen, länger nicht, als fünfe und einen halben Fuß war.

Des Nachts kommen sie an das Ufer aufs Feld, Weyde zu suchen, und da geschiehet es, daß wenn sie sich allzu dick und satt gefressen haben, sie für Dickigkeit oder Faulheit nicht vom Flecke kommen können, und also sich fangen lassen müssen. Sie legen eine große Menge Eyer, so, daß man unter mancher Schildkröte wohl bis hundert Stücke Eyer findet, welche denen Vogeleyern gleichen.

Auf denen Maldivischen Inseln findet man so erstaunend große Schildkröten, auf deren einer zehn bis zwölf Personen sitzen können; allein sie sind nicht so gut, als die kleinen, welche viel schwärzer sind, als die großen, und von ziemlich hohem Werthe.

Die Insel Java hat viele Diamant- Rubinen- Smaragdbergwerke, nicht weniger auch treffliche Schildkröten. Denn es ist ein großer Unterschied unter den Schildkröten, und manches kleines Schild, so dunkel ist, kostet mehr, als dreyßig andere Stücken von heller Farbe.

Sonst sind die Schildkröten ein delicates Essen, theils gesotten, theils gebraten, theils margionirt, theils als eine Sülze und Gallerte: mich wundert aber, wer doch das Herz gehabt haben mag, ein so scheußlich gebildetes Thier, als eine Schildkröte ist, zum erstenmal zu speisen. Die Eyer endlich sind von denen Schildkröten ein delicates Gerichte, und die Europäer wissen solche gut zu kosten. Allein hier muß ich des Possens gedenken, so mir einsmals ein

ein Indianer erzeigte. Er setzte mir in der That wirkliche Schildkröteneyer für: allein nach geendeter Mahlzeit wollte er mich bereden, ich habe Crocodilleneyer genossen. Kaum hatte ich nun dieses gehöret, so wendeten sich so zu sagen, die Kallaunen in meinem Leibe um. Ob ich gleich sonst nicht ekel bin, so mußte doch alles, was ich genossen hatte, heraus, ja ich verfiel in ein sehr hartes Fieber, und würde eine große Krankheit haben ausstehen müssen, wo ich nicht einen Gefährten gehabt, der mir das Fieber ohne Schaden vertrieb. Es konnte aber nicht wohl anders seyn. Es war dieses eben das erstemal, da ich solche auf denen Maldivischen Inseln genoß, und ich wußte aus Erzählungen, daß die Schildkröteneyer delicat wären, war also neugierig, selbige zu versuchen, zumal man auch zugleich gebratenes Schildkrötenfleisch aufsetzte. Allein von denen Crocodilleneyern hatte ich bis dato noch gar nichts gehöret, ich entsetzte mich also, da man sagte, daß es Crocodilleneyer wären, und hieraus kann ich schlüßen, was die Einbildung der Menschen sey. Diesem allen ohngeachtet versicherte mir ein ansehnlicher Mann zu Male, daß er einsmal sey unwissend mit Crocodilleneyern tractirt worden, da er denn befunden, daß schwerlich etwas delicateres seyn könne. Zudem so hätten diese Eyer etwas sonderbares heylendes bey sich, denn allen innerlichen Gebrechen der Eingeweide, Lunge, Leber, des Herzens, besonders der Milz, der Blase, und was es sonst sey,

kämen sie aufs beste zu Hülfe, und stärkten das Herz gewaltig. Man machet auch an verschiedenen Orten Indiens aus denen Schildkröteneyern ein köstliches Oel, welches seines gleichen nicht habt, und das besonders die Tugend haben soll, die weiblichen Zeiten, die Geburt, die Harngänge und die Genesung des an innerlichen Verderbnissen des weiblichen Geschlechts zu befördern.

LX. Capitel.

Von Schlangen.

Es gehören die Schlangen allerdings zur Selzamkeit Indiens. Man trifft an keinem Orte in der Welt so große Schlangen an, als in Indien, deren einige vierzig, achtzig, ja hundert und zwanzig, und noch mehr Schuhe lang sind; wiewohl ich keine größere gesehen, als die aufs höchste ohngefehr vierzig bis sechzig Schuhe lang gewesen. Ich halte das Vorgeben von längern Schlangen entweder für Fabeln, oder für ein rares Monstrum und eine Irrung der Natur, welche vielleicht zu Zeiten auch bey der Formirung der Schlangenlänge excediren und ausschweifen wollen: daß aber Schlangen, die länger, als vierzig, sechzig, ja höchstens achtzig Schuh seyn, die ordinaire Länge dieser Thiere sey, ist

ist eine zu Tage liegende grobe Unwahrheit. Es sind die sogenannten Drachen, deren man dreyerley Gattungen hat, anders nichts, als Arten der Schlangen; weil sie aber unter dem Namen Drachen bekannt seyn, so schlage man nur das Capit. von Drachen nach, allwo man davon mehrere Nachricht antreffen wird.

Man giebt für, es werde in dem Kopfe gewisser Schlangen ein Stein gefunden, welcher so groß, als ein Pfennig und länglicht, in der Mitte dicke und an den Enden ganz dünne sey. Ob es wahr sey, lasse ich dahin gestellet seyn. Ich halte, es ist ein Kunststück der Braminen oder Götzendiener, welche so eine Gestalt aus allerhand sympathetischen und magischen zusammengesetzten Metallen formirt, und denen albern Indianern weiß machen, es seyn in Schlangenköpfen gefundene Schlangensteine.

Von diesem Schlangensteine sagt man, er ziehe das Gift aus, welches die Bisse vergifteter Thiere verursachet. Man hat auch noch andere Sorten Schlangensteine, die nur in Schlangen gefunden werden, die über zwey Schuhe lang sind. Die erste Art von den Schlangensteinen sind nicht einerley, ich habe welche gesehen, die viereckigt waren, und in viele blitzende Farben spieleten.

Man findet sie, wie mir gesagt worden, in vielen Indianischen Inseln, besonders aber in denen Melindischen Ständen.

Ich

Ich habe fliegende Schlangen gesehen, denen man den Namen Drachen beylegte.

Hier muß ich alleweile von denen Seehunden beysetzen, weil ich davon kein besonderes Capitel verfertigt habe, und doch diese Seethiere gleichsam nur obenhin zu berühren willens bin. Ich habe nur einen einzigen gesehen, der nach derjenigen Beschreibung war, wie man mir davon zuvor erzählt hatte. Er war hoch und groß, und ungemein heßlicher Gestalt. Das Vordertheil des Leibes sahe einem Löwen ähnlich und war mit langen rauchen Haaren versehen. Die Füße waren wie Menschenhände gebildete Floßfedern, der Hintertheil aber gleichte denen Fischen. Sie werfen ordentlich ihre Jungen und säugen sie mit ihrer Milch. Die Thiere leben von Nahrung, die sie in der See suchen und finden; und da man diesen Seehund zerschnitte, fand man in demselben viele Schnecken, kleine Fische, Würmer, Ameißen und allerhand Ungeziefer. Die jungen Seehunde pflegen die Schiffer zu speisen, und man sagt, ihr Fleisch sey so delicat, wie Lammfleisch. Die alten Seehunde sind ungemein stark. Vier starke Männer haben vollauf zu thun, so sie mit Prügeln und Stangen einen alten Seehund wollen todt schlagen, und müssen besonders darauf bedacht seyn, daß sie ihm den Kopf zerschmettern; denn so lange dieser noch ganz ist, so lange sind sie noch im Stande die Flucht zu ergreifen und ins Meer zu eilen.

Man

Man fänget die Seehunde sehr gerne, denn die Haut, so sie trocken ist, kann zu allerhand kostbaren Futteralen gebraucht werden, und siehet schwarz und so gekörnet aus, als ob sie von Sandkörnlein zusammen gesetzt oder überstreuet wäre.

Diese Seehunde sind derer kleinen Schlangen ärgste Feinde, und verschlingen sie lebendig, wodurch sie aber auch ums Leben kommen; denn es fressen sich hernach die Schlangen durch den Leib der Seehunde, und verursachen ihnen eine tödtliche Wunde. Oft streiten auch die Seehunde, wie mir gesagt worden ist, mit einander, und verletzen einander dermaßen, daß einer unter ihnen bleiben und das Spiel bezahlen muß. Wenn die Schiffer dergleichen sehen, welches aber selten geschiehet, soll es ein gewisses Anzeichen des gewissen und sehr nahen Schiffbruchs seyn, welches die Seehunde gleichsam durch eine geheime Ahndung durch ihr Streiten denen Schiffern zum vorhero zu verkündigen suchen. Diese Observation hat ein alter Steuermann gemacht, welcher dergleichen dreymal gesehen, und ist allemal darauf ein Schiffbruch erfolget.

LXI. Capitel.

Von Indianischen Städten, Vestungen und Forts.

Hugli liegt an der Abendseite des Ganges, zwanzig Meilen vom Meer, im Reiche Indostan. Nachdem sich die Holländer allda niedergelassen haben, ist dieser Ort sehr berühmt geworden. Die Holländer haben allda nach Batavia ihr größtes Handlungscomtoir, wie auch die Franzosen.

Daca, so eben allda gegen Morgen liegt, hat die schönsten gestickten Tücher an Gold, Silber und Seide, wie auch Moußeline.

Zu Chatigan, einer Stadt eben dieser Gegend, wird mit dergleichen gehandelt.

Chandernagor und Chincora sind eben solche Handelsplätze.

Soumelpour liegt gegen Mitternacht im Mogolischen Reiche, und ist wegen seiner Diamantgrube berühmt, die allda in dem Sande des Flusses Gouel befindlich ist. Vom Februario an suchen daselbst auf zehntausend Menschen von Soumelpour funfzig Meilen hin nach dem Gebürge zu, allwo Gouel seinen Ursprung hat. Die schönsten spitzigsten Diamante, so allda gefunden werden, nennet man pointes naives, sie sind aber selten groß.

In dem Reiche Orixa und der auf einem Berge gelegenen Hauptstadt gleiches Namens, welches zum Indostanischen Reiche gehöret, treibet man Handlung mit Diamanten und Edelgesteinen.

Cambaya, im Königreiche Guzurate, ist eine große Stadt zwey Meilen im Umfange, mit breiten, räumlichen und schnurgeraden Gassen, deren Häuser insgesammt von Quatersteinen erbauet. Die Einwohner sind Götzendiener.

Amadabat liegt auch im Guzuratischen Königreiche. Die Götzendiener allda nennen sich Jonghis, so bis auf die Scham nackend gehen. Die Engelländer haben allda ein offenes Handlungscomtoir, und man trifft alles an, was man nur zu kaufen verlanget. Es gehören zu dieser Stadt fünf und zwanzig große Flecken und auf dreytausend Dorfschaften, davon sich die Revenüen jährlich auf zwanzig Millionen belaufen. Die Begräbnisse allda sind mit Aleen von Cocosbäumen gezieret, so schnurgerade, und also den Reisenden angenehm und lustig. Der beste Indigo von der Welt wächßet bey dem Dorfe Circhees in der Gegend Amadabat.

Surate liegt fünf Meilen von Amadabat, und ist eine der schönsten und reichsten Handelsstädte in ganz Indien, vier Meilen vom Meere, an dem Flusse Tapta. Die großen Schiffe laden aus zwey Meilen vom Meere, an dem Dorfe Suhali. Surate ist prächtig gebauet, die Häuser mit Porcellain belegt, auch viele Gassen damit gepflastert,

und

und besonders sind die Fenstergitter mit Crocodill, Schildröten, Perlenmutter und allerhand Zierrathen ausfurniret. Man bringt daher die allerschönsten Indianischen Brocate, die reichsten seidenen Zeuge, Leinwand, Nesseltuch, Porcellain, künstliche Schränke und Kisten, künstlich gearbeitetes Gold und Silber, geschnittene Diamanten, Seide, Specerey, Würze, Farben und Arzeneysachen. Bey alledem aber sind Leute von geringem Stande ungemein arm. Man lässet ihnen kaum so viel, daß sie leben können. Sie wohnen nur in bedeckten Scheuren von Rohr gebauet und mit Kuhmist bekleibt. Man hat allda zum Fahren eine Art Karren besonderer Gestalt, woran man Ochsen spannet. Dieses Fuhrwerk nennet man Pallekis. Auch hat man Sänften, welche die Sclaven tragen müssen, und diese heißet man Palankins. Diese Zugochsen werden mit so grosser Sorgfalt gewartet, daß sie so stark werden, als die Elephanten, und weiß ichs, daß das Paar dergleichen auf tausend Thaler hoch gekauft worden ist. Diese Ochsen füttert man mit einem von Mehl, Zucker und Gewürze gemachten Teige. Diese Stadt wird von einem Stadthalter regiert, welcher dem großen Mogol davon einen gewissen Tribut giebt, und es wird diese Charge dem Meistbietenden überlassen.

Cachemir ist die Hauptstadt des Königreichs Cachemir. Diese lieget an der Kette der Gebürge in Indostans nördlichen Theilen, so man Paropamisus nennet, und auf diesem hat der Sind seinen

nen Ursprung. Die Stadt ist groß, allein nicht schön. Die Häuser sind von Holz, und die Stadt, so dreyviertel Meilen lang, ist überall offen. Mittagswärts ist eine große See, fünf Meilen im Umfange, diese fließt durch zwey Canäle durch die Stadt, und es gehen zwey Brücken drüber. Auf der See selbst sind viele Inseln, worauf lustige Gärten seyn. Der Mogol hat allda einen der prächtigsten Palläste von der Welt, welcher mit lustigen Gärten umgeben ist, allwo er sich jährlich divertirt. Man siehet daselbst ein antiques Gebäude, Tact-Solimann, oder der Tempel Salomonis genannt. Den Moses nennet man Musa, und giebt für, sein Begräbniß sey eine Meile von Cachemir gelegen. Das Frauenzimmer zu Cachemir ist schön.

Atock, Raja, Multan und Jengapor sind schlechte Städte in Cachemir. Die Einwohner handeln mit Elephanten, Schafen und kleinem Viehe.

Die Stadt Dehly ist besonders Anmerkungswerth, denn sie ist eine der mächtigsten und wichtigsten, und lieget an dem Flusse Gemeneh, und dieser theilet sie in Alt-Dehly und Gehan-Abad, welches auf deutsch so viel heißet, als die Colonie des Mogols Gehan. Um jedes Haus dieser Stadt ist, des Frauenzimmers wegen, eine Mauer. Die Vornehmsten wohnen in der Vorstadt. Siehe davon weiter in dem Capit. vom großen Mogol.

Die Stadt Agra giebt der Stadt Dehly nichts nach. Der Mogol besucht solche auch zu Zeiten. Allhier ist ein Mausoleum, welches die Gemahlinn des Cha-Gehan zu Verewigung ihres Ruhms bauen lassen, und welches alle Pracht und Kostbarkeit anderer Gebäude übertrifft, und haben zwanzigtausend Menschen zwey und zwanzig Jahre daran gebauet. Es befinden sich hier auf achthundert Badestuben.

Visapour, die Hauptstadt, hat hohe Mauern, darauf tausend Canonen stehen. Die Stadtmauern sind zwey Meilen im Umfange, und mit fünf Vorstädten beträgt es fünf Meilen. Die Häuser sind von Stroh und Bambuck, deren Thüren so kleine, daß man sich beym Eingang bücken muß. Eben so sind die Mobilien, nämlich ein Trog in die Erde, darinnen man Reiß stampfet, und eine Decke statt des Bettes. Der Pallast mitten in der Stadt ist gleicher Beschaffenheit. Die Könige sind Mogolische Vasallen und Mahometaner der Secte Omar. Allda ist der Pfeffer sehr wohlfeil: das Quintal nämlich sieben bis acht Thaler gegen Waarentausch, und die Holländer versorgen sich sehr damit. Die Portugiesen besitzen in diesem Königreiche

Daman, welches viele Dorfschaften hat, in welchen Jesuiter- Dominicaner- Franciscaner- und Augustinerklöster sind, ist auch für eine Vestung zu halten.

Die Stadt Baßaim oder Bombay ist denen Engelländern zuständig, ist schön gebauet, wohl bevestiget.

Chaul

Chaul und Chiul liegen hinter dem Gebürge, und gehören den Portugiesen. Es ist allda ein guter Hafen, und der Berg, so den Hafen bestreichet, wird von einer Citadelle bedeckt.

Die Holländer besitzen Mingrela oder Vingrela, so ein großer Flecken ist, den sie den Portugiesen entrissen haben. Das Wasser ist allda überaus gesund, und der Reiß daselbst ist schön. Die Schiffe, so nach Surate, Ormus und dem rothen Meere gehen, werfen an der Rheede von Mingrela Anker. Man verfertiget daselbst Tuche zum Einpacken der Waaren. Die Cardomomen sollen nirgends, als zu Mingrela, wachßen.

Goa, so den Portugiesen gehöret, lieget fast in der Mitte der Küste von Malabar, auf einer Insel, die von zwey Flüssen, nämlich Mantoa und Quari, formirt wird und Salsette heißet. Allhier soll einer der drey schönsten Häfen von der Welt seyn; denn die drey schönsten Häfen sollen seyn zu Goa, zu Constantinopel und zu Toulon. Die Einwohner müssen allen Pfeffer nach Goa zum Verkauf bringen. Es ist allda ein Inquisitionsgerichte, welches dieser Beschaffenheit ist:

Beschaffenheit der Inquisition zu Goa.

Der Groß-Inquisitor ist ein weltlicher Priester, der das Privilegium hat, sich in einem Palankin, d. i. einer Sänfte, tragen zu lassen. Er hat Gewalt über jedermann, ausgenommen über den Erzbischoff, Ober-Vicarium und Bischöffe, Vice-

König und Gouverneurs. Ueber alle andere aber hat er Macht, sie zu arretiren und den Proceß zu machen, wovon er zuvor an den Hof nach Portugall Nachricht geben muß. Dieser Groß-Inquisitor hat eine große Hofstadt von Hofbedienten, Edelleuten, Pagen, Laquayen und Bedienten. Sein Staat und Einkommen kommt dem Vicekönig gleich. Diesem folgt der

Inquisitor, welcher ein Dominicanermönch ist. Diesen folgen die Deputirte des heiligen Officii, welches Dominicaner- Augustiner- und Barfüßermönche sind. Diesen folgen die

Procuratores, der Promotor und Advocaten, und denn die Diener des heiligen Officii, welches Häscher, Schergen und Büttel sind.

Goa hat sehr, ja überflüßig viele Kirchen, Klöster und Capellen, so alle prächtig gebauet und ausmöblirt seyn. Die Jesuiten haben fünf Collegia. Es liegt allda der Leichnam des heiligen Xaverii. Goa hat sehr schöne Häuser, fruchtbare und angenehme Gärten, schöne Cocosgehölze mit Alleen. Des ersten Inquisitoris wie auch vornämlich des Vicekönigs Palläste sind vollkommen schön. Auf dieser Insel wächßt der Arbor tristis, wovon in einem besondern Capit. dieses Titels ein mehreres nachzusehen ist. Goa ist überhaupt der beste Ort in dem Königreiche Visapour, und stößet gegen Mittag an das Königreich Carnate oder Canara.

Bisnagar liegt auf einem hohen Berge, und ist mit einer dreyfachen Mauer umgeben, deren

äußer-

äußerste drey Meilen im Umfange hat. Der königliche Pallast ist hoch, prächtig und mit Gräben, und wird Niemand ohne ausdrücklichen königlichen Befehl in diese Vestung gelassen. Es darf sich auch kein Fremder allda niederlassen. Der König von Bisnagar besitzt Canara, Balabar und Gingi, und nennet sich einen König der Könige und einen Mann von tausend Weibern. Er kann hunderttausend Mann Infanterie und dreyßigtausend Reuter nebst siebenhundert Elephanten zu Felde stellen. Allda sind ungemein viele und reiche Gold- und Silberminen, Diamantgruben, Amethysten und Saphiere in den Flüssen; und die Einwohner beten die Sonne an, der zu Ehren sie ein gewisses Fest feyern. In diesem Königreiche Bisnagar, und zumal in der Gegend der Stadt Raolcanda, wird die reichste Diamantgrube in Indien gefunden.

Gandicot ist wegen seiner prächtigen Götzentempel und Pagoden merkwürdig. Um diese Gegenden wächßet Pfeffer, Ingwer, Rhabarbara, Zuckerrohr, Cocosnüße, Palmbäume und Reiß in großem Ueberflusse.

Die achtzehn Meilen von Goa gelegene Stadt Onor gehört den Holländern, und ob sie gleich klein, hat sie doch einen großen und sichern Hafen, der von zwey Flüssen formirt, und von einer Citadelle beschützt wird. Es halten sich auch viele Portugiesen allda auf. Diese Vestung ist mehr werth, als die ganze Stadt. Fünf Meilen davon liegt Barcelor und Mangalor, zwey Haupthandelsstädte

mit guten Rheeden. Die Einwohner beten den Priapus an, und ihre Töchter müssen demselben ihre Jungfrauschaften aufopfern. Mangalor ist der Ort, wo Canara von Malabar durch eine Mauer, zwanzig Meilen lang, geschieden wird. Diese Mauer gehet von dem Gebürge Gate an bis an das Meer.

Cananor gehöret den Holländern.

Calicut ist die Hauptstadt im Königreiche Calicut, ist drey Meilen im Umfange, ohne Mauern. Es sind daselbst sechstausend Häuser, an deren jeden ein Garten ist, und kann man ein Haus für zwanzig Thlr. bekommen, wiewohl man auch welche für zehn Thlr. bekommen kann. Calicut ist ein reich Land, allhier hat man die alte Indianische Staatsform beybehalten; den ersten Rang haben die Braminen, welche dem Könige auch bey der Tafel Gesellschaft leisten. Denn kommen die Nairen, das sind Kriegsleute, welche mit Degen, Schild, Hellebarde und Pique gehen. Hierauf folgen die Handwerksleute, diesen folgen die Fischer, alsdenn die Arbeitsleute, die mit Einsammelung der Cocosnüsse, des Weins und Pfeffers umgehen, auch den Reiß aussäen und einerndten.

Dasige Gewohnheiten sind merkwürdig; denn die erste Nacht muß der Priester bey der Braut schlafen, wenn der König heyrathet, und solchen wählet sich der König aus, dafür aber bekommt der Priester fünfhundert Thlr. Die andern Leute vertauschen ihre Weiber: eine Frau aber kann sieben Männer auf einmal haben. Ihr Schmuck

bestehet in Gold und Edelgesteinen, an Ohren, Halse, Armen, Beinen und ganzen Leibe. Man nennt den König Zamorin, welches Käyser heißen soll. Man hält den Ceram-Perommal für den Stifter der Stadt Calicut, und für einen Beschützer der Christen in Indien.

Cranganor ist die Hauptstadt des Königreichs Cranganor, und ist dieser König des Zamorins Vasall.

Im Königreiche Cochin ist die Hauptstadt Cochin, so in die Ober- und Unterstadt eingetheilt wird. Sie ist bevestiget. Die Holländer haben allda ein Comtoir, und treiben starken Handel mit Pfeffer, der nebst dem in Calicut der beste ist. Sie haben eine Art schwarzer Bäume, aus deren einzigen Stamm sie Schiffe bauen.

Allda ist das Gebürge von Gate merkwürdig. Der Winter fängt sich daselbst zu Ende des Junii mit dem Südwestwinde an. Zu Ausgang des Octobers endigt sich der Winter.

Die Paravas und Maravas sind Heiden, und bewohnen den untersten Theil der Küste von Coromandel. In dieser Meerenge fischet man Perlen, welches die allerschönsten seyn. Da findet man auch auf dem felsigten Grunde des Meeres grauen Ambra, der so schön, als aus Madagascar und aus den Maldivischen Inseln. Man sagt aber, der Ambra entstehe in dem Leibe der Wallfische, wie der Bezoar in den Ziegen.

Bey dieser Meerenge lieget Negapatam, allwo die Holländer sind und eine Factorey haben. Es

sind auch Mohren, Benjanen und Indianer allda, so allerseits handeln. Es ist alles voller Pagoden, so voller Götzenbilder stehen.

Tanschaur, zwanzig Meilen davon, die Hauptstadt des Königreichs Tanschaur. Es sind viele Christen allda, die angesessen sind.

Tranquebar gehört den Dänen. Es ist eine schöne Stadt mit einem schönen Schlosse und Citadelle, eine Catholische, eine Protestantische Kirche, eine Moschee und fünf große Pagoden. Die Dänischen Missionarii breiten die Protestantische Religion allda aus; es ist auch eine Buchdruckerey daselbsten, allwo die Bibel in Malabarischer, Dänischer und Portugiesischer Sprache gedruckt worden.

Pondichery ist eine schöne Handelsstadt, und das Hauptcomtoir der Franzosen, so ehemals Boudoutschery geheißen. Es ist ein schönes Fort allda, ein Seminarium für die Jesuiten, ein Mißionarienhaus und ein Capucinerconvent. Die Vestung ist regulair, mit guten Außenwerken, Kriegsmunition und Lebensmitteln versehen, hat auch zweyhundert Stück schweres Geschütz. Die Gassen sind schnurgerade, die Häuser von Backsteinen ein Stockwerk hoch, daran der Kalck von Austermuscheln gemacht ist. Die daselbst befindlichen Baumalleen sind fürtrefflich, und unter denselben arbeiten die Weber Cattune. Diese Stadt ist das vornehmste Hauptcomtoir, so Frankreich in Indien hat. Holland und Engelland haben keine Factorey allda. Ferner ist da ein großer Gerichtshof.

hof. Pondichery ist vier Meilen im Umfange, über welches ein Gouverneur ist, ein Commendant, ein Major, drey Compagnien Französischer Fußvölker, dreyhundert eingebohrne Landeskinder, Topasier genannt. Man schlägt Geld daselbst mit des Königs Namen, dannenhero sie bey ihrem Handel die Meermuscheln nicht annimmt. Dargegen ist dasige Scheidemünze der Caches, eine Kupfermünze eines Pfennigs werth. Die allergrößten Silbermünzen gelten nicht mehr, als vier Sols. Die Goldmünzen heißen Pagoden, und eine gilt eine halbe Pistole. Hier wächßet nichts, als Reiß und einige andere Kräuter, dicke Rüben, Sauerampf, Spinat, kleine Kürbisse, die sie Giromons nennen, Cichorien, weißer Kohl und Gurcken; besonders Zitronen, Pomeranzen, Bananas, Granatäpfel, Patatas, Wassermelonen rc. Auch sind viele Arten Vögel anzutreffen; ingleichen Ochsen, Kühe, Büffel, welche die Einwohner zum Fahren brauchen. Endlich giebts auch viele Cocosbäume da. Es ist die Beschreibung der Cocosbäume in einem besondern Capit. nachzulesen.

Sadraspatan liegt auch auf der Küste von Coromandel. Es ist eine volkreiche, wiewohl kleine Stadt, so den Holländern gehöret. Sie liegt zwey starke Meilen von Pondichery, zu Lande aber kommt man durch ganze Wälder von Cocosbäumen.

Zwey Meilen davon liegt die Stadt Meliapour, so itzt Madras heißet, und heißet dasige Vestung das Fort St. George, so den Franzosen gehöret

hat, nachhero aber den Engelländern restituirt worden ist.

Zu Paliacatta haben die Holländer, wie auch zu Pottapouli, ein wichtiges Comtoir, wo sie eine Vestung errichtet, so sie Fort Geldern nennen.

Masulipatan gehört dem Mogol und ist sehr berühmt, und liegt an dem Ausflusse des Flusses Crisna. Hier werden die besten Indianischen Cattune gemachet. Die Stadt ist zwar volkreich, aber schlecht gebauet. Allda ist die Hitze im Mäymonat so groß, daß sie fast zündet. Man erndtet hier den Reiß jährlich zweymal, ja mancher Orten dreymal. Es ist da alles wohlfeil. Für vierzehn Sols bekommt man acht Hühner, für eilf Sols ein Schaf, und so nach Proportion. Masulipatan ist im Königreiche Golconda der beste Hafen. Der König ist des Mogols Vasall.

Die Stadt Golconda ist schön und der königl. Pallast prächtig, auch zwey Meilen im Umfange. Die Mauern sind Quatersteine, drey Schuhe lang und dreye breit. Es sind viele Moscheen da. Der König ist Mahometanisch, die Unterthanen aber meistens Götzendiener. Es giebt in diesem Königreiche erstaunend viele reiche Goldbergwerke, Diamant- und Saphiergruben, auch andere Edelgesteingruben, auch findet man viel Bezoar da, welches dem Könige vieles einträgt.

Auf der Halbinsel jenseit des Ganges sind zu merken:

Das Königreich Azem an denen Mogolischen Landen. Denen

Denen Einwohnern dieses Königreichs wird die erste Erfindung des Schießpulvers zugeschrieben, von da soll es nach Pegu, und von da nach China kommen seyn. Dieses Königreich bringet alle Bedürfnisse menschlichen Lebens herfür, es hat Gold- und Silberbergwerke, Stahl, Bley, Eisen, welches des Königs Intraden seyn. Zu deren Bearbeitung braucht er bloße Sclaven. Die Unterthanen geben keine Abgaben, und leben nach eigenem Wohlgefallen. Es darf kein Gold noch Münze aus dem Lande geführt werden, und man braucht statt der Münze große und kleine Goldstangen. Allein aus Silber läßt der König Münze schlagen an Gewicht und Größe der Roupien, in achteckigter Form.

Die Könige residiren in der neuen Stadt Kemmerouf, die fünf und zwanzig bis dreyßig Meilen von der alten Stadt Kemmerouf lieget. Die Königlichen Begräbnisse sind zu Azoc, an dem Flusse Laquia. Mit dem Könige werden alle Götzenbilder, die er angebetet hat, begraben, ob sie gleich von Gold und Silber gewesen, wie auch ein lebendiger Elephant, zwölf Kameele, sechs Pferde und eine große Menge Jagdhunde. Hier tödten sich auch seine Weiber und die vornehmsten Hofbediente mit einem vergifteten Trank: so auch andere Personen sterben, müssen alle Verwandten mit zum Leichenbegängnisse gehen, und ihre besten Kleinodien mit in die Grube werfen.

Das Königreich Ava soll zweymal so groß seyn, als Frankreich. Es besitzet unglaubliche Reichthümer,

thümer, und den königlichen Pallast, der ungemein groß und mehrentheils vergoldet ist.

Das Königreich Pegu hat die allerunflätigsten und abergläubigsten Einwohner, welche die Crocodille anbeten, und kein ander Wasser, als aus ihren Gruben trinken wollen. Sie feyern jährlich fünf Feste, welche sie Sapans nennen. An einem dieser Sapans thut der König und die Königinn eine Wahlfart zwölf Meilen auf einem mit Edelgesteinen besetzten Triumpfwagen. In der Capelle des Königs sind unschätzbare Götzenbilder. Eines derselben ist von maßiven Golde, mit drey mit Edelgesteinen besetzten Cronen. Vor der Stirne ist ein Rubin, so groß als eine Pflaume, auf den Seiten aber hängen die kostbarsten Ohrengehänge, um den Leib aber ist ein mit Diamanten reich besetztes Gehänge von unschätzbarem Werthe. Zur Seiten sind zwey Götzen von Silber, die noch zwey Schuhe größer sind, als das erste, so in Mannsgröße ist. Das vierte ist das kostbarste, sowohl wegen des Goldes, als der Zierrathen. Das fünfte ist fast eben so kostbar, ob es gleich nur von Zinn und Kupfer ist. Die Götzenpfaffen heißet man Talapoins. Diese gehen in langen Röcken, so braunroth sind. Sie bedecken niemals das Haupt und gehen barfuß, besitzen nichts eigenes, betteln was sie brauchen, von Haus zu Haus. Man achtet sie sehr werth. Diese Talapoins tragen stetig einen kleinen Krug voll Rosenwasser an ihren Gürteln, und dieses Wasser ist im ganzem Königreiche bey dem Götzendienst stark

im

im Brauche. Diese Talapoins predigen und unterrichten das Volk in dem Gesetze alle Montage, da sie denn durch alle Straßen laufen und mit aller Macht, um das Volk herbey zu rufen, auf Becken von überzinnten Eisenblech schlagen: ihr Gesetz aber bestehet darinnen, daß man Niemand tödten soll, einem jeden das Seinige lassen, Niemand beleidigen, allen Aberglauben und Unreinigkeit vermeiden, und nicht dem Teufel dienen; allein die Leute folgen ihnen nicht, sondern beten den Teufel an, daß er ihnen nicht schaden möge, welches fast eine Meynung ist, der alle Indianer folgen.

Das Königreich Laos hat nun zwar auch Götzenpriester, die man Talapoins nennet; allein, diese kommen den Peguanischen ganz und gar nicht gleich, denn sie sind die allerlüderlichsten Müßiggänger. Sie glauben und lehren abscheuliche Erdichtungen, als: Es habe ein Büffel von abscheulichen Ansehen einen Kürbis mit schwarzen und weißen Menschen erschaffen. Achtzehntausend Jahr sollen ferner vier Götter die Welt vor ihrer Erneuerung regiert haben, darnach hätten sie sich in eine große Säule begeben, die gegen Norden aufgerichtet stehe. Die königlichen Gesetze halten das Volk in harter Zucht und Zwang, und es wird auch so gar der Schein des Zorns hart bestraft: und man bedienet sich ihrer zu nichts anders, als Gras für die Elephanten zu schneiden, dieses in die königlichen Ställe zu bringen, und die Elephanten reinlich zu halten. Was aber ins besondere des Königreichs Laos Fruchtbarkeit an-

langet,

langet, so bringet solches eine überaus große Menge Benzoin hervor, und dieser ist vollkommener, als einer in ganz Asien. Ferner bringt es auch denjenigen Lack hervor, den man zum Siegellack brauchet. Dieser Benzoin ist anders nichts, als eine gewisse Art von Erde, welche um die Ameißenhausen angetroffen wird. Nirgends, als da, wird so viel Helfenbein angetroffen; denn das Königreich hat von der großen Menge der Elephanten den Namen bekommen, welches aus dem Worte Langier erhället, das nämlich so viel bedeutet, als eine Zahl von tausend Elephanten. Ferner giebt es in diesem Königreiche sehr viele Ochsen und Büffel, viele Gartenfrüchte und Reiß. Die Fische dieses Reichs sind überaus groß; und was besonders merkwürdiges ist es, daß sich das Salz aus dem Schaum des häufigen Regens, so hernach die Sonne trocken macht, von selbsten erzeuget.

In dem Königreiche Siam ist die Hauptstadt Odia. Die Landeseingebohrnen nennen sie Crung si ayn, thaya, das heißet: die fürtreffliche Stadt, oder: Crung teppappra ma ha na kon, welches so viel bedeutet, als die bewundernswürdige, ungemeine und englische Stadt. Sie liegt an dem Flusse Menan, das so viel bedeutet, als ein Meer von Wassern, wie denn dieser Fluß eine Insel formirt von zwey Meilen im Umfange. Die Stadt ist mit großen starken Mauern umgeben. Sie wird von Franzosen, Engelländern, Chinesern, Mauren, Türken oder Mahometanern bewohnt.

wohnt. Die andern Nationen haben in der Vorstadt gegen Abend ihre Kaufhäuser und schöne Gärten. In dem Pallaste des Königs sind große Schätze von ungemein großen goldenen Sachen, die mit Edelgesteinen besetzt sind. Die Pagoden und Tempel sind das prächtigste von ganz Indien. So man an den Eingang des königlichen Pallasts kommt, siehet man mit Erstaunen auf der einen Seite eine Kuh, auf der andern aber ein abscheuliches Ungeheuer. Der Himmel, unzählige Säulen und die Mauern sind mit Goldblech bezogen. Der Thron ist erhöhet, darauf stehen vier goldene maßive Bilder in Mannsgröße. Eine Bildsäule allein wird auf zwölf Millionen und fünf mal hunderttausend Livres geschätzt, denn sie ist aus purem Golde, und soll zwölftausend fünfhundert Pfund wägen, und dergleichen Säulen sind sehr viele allda. Hundert Schritte von dem Pallast ist ein anderer Tempel, der mit vergoldeten Zinn gedeckt ist. Um denselben stehen auf vier und zwanzig Obelisci, und mehr, als vierhundert Statüen von vergoldeten Backsteinen.

Die vornehmste Pagode der Stadt hat fast viertausend Götzenbilder, so vergoldet sind, deren dreye aber sind von maßiven Golde. Das gemeine Volk fället allda vor der Thüre nur auf die Stirne zur Erden nieder.

In der Insel der Holländer ist gleichfalls eine Pagode, darinne stehet ein Götzenbild, um welches dreyhundert andere stehen. Was den königlichen Pallast anlanget, dieser ist fast eine Stadt mit

mit vergoldeten Pyramiden, Thürmen und andern unglaublichen Zierrathen, und starret der Pallast fast inwendig von Gold und Edelgesteinen. Der König selbst ist von einem unmäßigen Stolze und Hochmuth. Seine Bediente, die man Mandarins nennet, müssen fast stets vor ihm auf der Erden liegen, sie reden mit ihm anders nicht, als auf den Knien. Die Unterthanen alle sind Sclaven.

Auf der Halbinsel Malacca sind sieben Königreiche befindlich. Man lese nur nach von dieser Halbinsel in dem Capit. dieser Königreiche, eines nennet sich

Camboia, oder auf Holländisch: Camboſche, oder Cambodia. Dieses wird von dem Flusse Mecon durchströhmet. Es ist sehr reich an Fleischwerk, Cocos- und andern Früchten. Camboia ist die Hauptstadt des Königreichs. Es ist allda ein wunderbarer Pallast von Pallisaden, mit schwerem Geschütz besetzt. Der Tempel ist allda von besonderer Bauart und unglaublicher Kunst. Die Priester haben den ersten Rang im Reiche. Die Ockinas nennt man die, denen der König die Städte anvertrauet. Diese Priester tragen eine goldne Büchse vor sich her, in der Cardomomen, anderes Gewürze und mit Kalk bereiteter Betel ist, womit sie die Lippen reiben. Von dem Betel und dessen Gebrauch ist ein besonderes Capitel nachzulesen.

Das Königreich Ciampa ist klein und von geringer Anmerkung.

Zu

Zu Cochinchina, einem Königreiche, ist das Wasser denen Europäern sehr ungesund. Das Erdreich wird aller vierzehn Tage überschwemmet und dadurch gedünget. Man kann des Jahrs zweymal säen und erndten. Besonders wächßet allda Reiß, vielerley Früchte und Kräuter, Benzoin, Adlerholz, Calemba, Zimmtbäume, Pfeffer, Gold, Silber, Seide, baumwollene Zeuge und Porcellain. Es finden sich daselbst viele Nasenhörner und Elephanten, so außerordentlich groß und ungemein gelehrig sind. An Fischen ist gleichfalls ein Ueberfluß. Die Einwohner legen sich stark auf die Handlung, und man zählt auf die sechzig Seehäfen, worunter der zu Faifo der beste ist. Es wohnen Chineser und Japoneser allda, und handeln, allwo auch eine Vestung ist.

Zu Tonquin, einem Königreiche, sind zwey Könige. Der Bua empfängt alle königliche Ehre, wie ein Doge: der andere aber, Choua genannt, hat die Macht in Händen. Der Bua kommt selten aus seinem Pallaste. Was er thut, muß allererst von dem Choua bestätigt werden. Die Succeßion kommt hier nicht auf das Recht der Erstgeburt an, sondern auf des Vaters Willen, den er zum Thronfolger ernennet. Der König beehret diejenigen, welche die Fragen der Mandarinen am geschicktesten beantworten können, mit dem Adel, indem er ihnen einen violetblauen Atlasrock anlegen und Dorfschaften anweisen lässet, woraus sie die Einkünfte ziehen sollen. Besondere Gelehrten sind daselbst die Aerzte, welche die Kräuter und

deren Eigenschaften wohl erlernen und nützlich brauchen können. Die Tonquineser sind sehr leutselig, ernsthaft, sittsam, fast einerley gekleidet, welches ein langer enger Rock ist, mit einem engen Kragen, so in der Mitte mit Gold und Silber durchwürkten Gürteln zusammen gebunden, und gehet man durchgängig barfuß.

Was wundersames ist es, daß die vornehmen Frauenzimmer ungemein von denen, die niedern Standes sind, unterschieden seyn. Sie sehen mehr weiß, als braun, und sind viel sittsamer und eingezogener, da die Geringen frey und ausgelassen sind; doch sind sie insgesammt von gutem Verstande und arbeitsam, und besonders haben sie ein sehr gutes Gedächtniß. Der größte Reichthum des Königreichs bestehet in einer ungemeinen Menge Seide, Muscus und Aloeholz, womit sie an die Ausländer handeln, dabey auch eine große Aufrichtigkeit im Handel beweisen. Es sind weder Gold- noch Silberbergwerke, noch Geld allda, so man schläget; denn man bedient sich statt der Münze kleiner Goldplatten von verschiedenem Werthe, oder Stangen von Silber, die man zerschneidet und abwieget. Dieses ist die Ursache, warum die Tonquineser stets kleine Waagen bey sich haben. Man hat drey Secten, denen die Einwohner zugethan sind, als die Secte des Chacabouts. Diese gehen nach dem Rechte der Natur, doch glauben sie dabey die Seelenwandelung. Die andere Secte ist des Confucius, so nichts, als ein Götzendienst ist. Die dritte Secte ist des

Laethu,

Laethu, und gehet mit lauter Zauberey um: die Pfaffen aber nennet man allda Bonzen oder Bonzier.

Auf der Insel Java haben die Holländer die Stadt Batavia, so die Javanenser Jacatra nennen. Die Stadt Batavia liegt auf einer niedrigen und gleichen Ebene, und hat das Meer zur Nordseite. Sie ist mit Mauern von Backsteinen umfangen, so von zwey und zwanzig Bastionen bestrichen werden, und von Vestungswerken umgeben sind. Die Graben sind mit Wasser umgeben. Die Stadt ist mit Artillerie versehen, wie eine starke Vestung. Es florirt allda die reformirte Religion einzig. Die Holländer haben allda einen Generalgouverneur, der alle Holländische Comtoirs zu regieren hat. Man erzeigt ihm königliche Ehre, wie er denn auch gewiß königlichen Staat führt. Er bewohnt einen Pallast, der die Hälfte der Vestung einnimmt. Alle Mittewoche und Sonnabende fährt er in einem sehr leichten Wagen auf ein Landhaus zum Zeitvertreib und Vergnügung. Vor ihm her marschiret ein Trompeter, zwey Hellebardierer, und sechzehn Mann Garde zu Pferde. Alsdenn kommt er in einem leichten Wagen, wie ich schon gemeldet habe. Die Nachsuite endlich ist zur Seiten ein Page und sechs Hellebardierer, und die Wagen seines Gefolges, funfzig Mann Garde zu Pferde nebst einem Trompeter beschlüßen; oft umgiebt auch eine Compagnie Fußvolk annoch dieses Gefolge. Doch so ansehnlich diese Würde ist, so

beschwerlich und mühsam ist sie auch, denn er hat so zu sagen, keine müßige Stunde. Vom frühen Morgen an laufen viele Briefpaquete ein, und diese zu lesen, zu besorgen und zu beantworten, gehet der Tag vorüber. Ueberdieß hat er keine Ruhe von dem Zuspruche der Kaufleute, des Commendantens der Zitadelle, des Majors, der Baumeister und Artillerieofficiers, welche theils Berichte erstatten, theils aber auch Befehle zurück erwarten. Mittags kommt der Sabandhaer, und stattet seine Berichte ab. In der That, der Generalgouverneur ist anders nichts, als ein Tag und Nacht geplagter Holländischer Sclave. Der Rath versammelt sich gemeiniglich wöchentlich zweymal.

Diesem folget der Generaldirecteur, der muß die Compagniewaaren einkaufen und verschicken, und hat die Aufsicht über die Handlung.

Zu Bengala ist der Hauptsammelplatz aller commercirenden Nationen. Man kann sich nirgends in ganz Indien so reicher Vorrathshäuser und Handlungsmagazinen oder Waarenlager rühmen, als zu Bengala. Allda trifft man alles, was nur zu erdenken ist, in Menge an. Unter andern viele rohe Seide, Floretseide, Wolle und gesponnene Baumwolle, rothes Holz, allerley Arten Bolus, Caffee, Coris, Maldivische Muscheln, Wachs, Indigo, Lack in Tafeln, in und ohne Holz, Myrrhen, wohlriechende Aromata, Bisam von Patna, grauen Ambra von Comorin, rohen und gereinigten Salpeter, Diamante, treffliche

liche Confituren, Brocat, Taffent, Atlaß, Damast, Terra merita, das ist, Kurkumewurzeln, gemeinen Zucker, Zuckerkant, Borax, allerhand Samen, Amphion, vielerley Wurzeln zur Medicin, gestickte Decken, Tapezereyen, gewürkte Decken und allerhand Arten seidener Zeuge, Zelttücher von gesponnener Baumwolle, gestreift und weiße, dergleichen Kannevasse verschiedener Modelle, fertige Nähküssen, Westen, Mützen und Manns- und Frauenzimmerkleidungen. Auch findet man Moßeline, feine, dichtere, hellere, dunklere, gestreifte, blumichte, gestickte; und endlich Leinewand, die aus einem Dinge gemacht wird, das man Kraut nennt, und auf einem Baum gleich als Hare wächßt.

Die Stadt Cambaya handelt stark mit baumwollenen Tüchern, allerhand Gattungen, groben leinenen Tüchern zu Seegeltüchern und Säcken, vielen Sorten seidenen Zeuge, Gürtel, durchsichtiger Zeuge, Tapeten, Drapsd'or von Seide und Baumwolle, Bettdecken, Gezelte, Matratzen, Bettvorhänge, Bettgestelle, Lehnstühle, Bretspiele, Hausmobilien, Indigo, Salpeter, Borax, Kümmel, Amphion, Rhabarbara, allerhand Gattungen edeler Gesteine ꝛc.

Die Stadt Surate ist auch von Handlungswaaren sehr reich, und die Europäer handeln stark daselbst. Die Waaren zu Surate sind rohe und gesponnene Baumwolle, vielfärbige und auch einfärbige Cattune, dergleichen seidene Zeuge, Gold- und Silberstücken, gedruckte und gemahlte

 Sitze,

Sitze, die man Perses nennet, rohe Seide, Aloe, Indigo, Caffee, Sapanholz, allerley Specereyen, Rauchwerk, Borax, Gummilack in Holze, vollkommen zubereitetes Siegellack aus Gummilack gemacht, Kurkumewurzel, rother Bolus, Bisam, Bezoar, Perlen, Diamanten und andere edele Gesteine.

Golconda, Visapour, Bengala und die Insel Borneo sind die einzigen Orte, wo Diamantgruben sind.

Zu Amadabat wird stark gehandelt mit Diamanten, Damast, Atlaß, Taffent, Sammt, Alcatife oder Tapeten, an denen der Grund von Gold, Silber, Seide oder Wolle ist, baumwollenen Tüchern, Sitzen 2c.

Die Engelländer haben Kaufhäuser zu Guzurate, Amadabat, Cambaya, Surate, Agra, Daman und Baliepatnam; zu Cochin, Cranganor, Coulon, Masulipatan, Bengala und Ugli. Die Städte Diu und Bombay besitzen die Engelländer ganz zu eigen, und haben sie aus dem letzten einen freyen Hafen gemacht. Ohnstreitig ist die Stadt Madras der Engelländer allerwichtigster Ort, so ihnen völlig zugehöret. Diese Stadt Madras lieget von Pondichery ohngefehr dreyßig Meilen nach Mitternacht zu, an der Küste von Coromandel, allwo eine Besatzung liegt von einem Regimente. Zu Goudelor liegt nur ein halb Regiment zur Besatzung, und geschiehet dieses größtentheils deswegen, weil die Engelländer alle Waaren allererst an diese beyde

Orte

Orte schicken, welche sie nach Engelland transportiren wollen, und werden alljährlich mehr, als funfzig Schiffe mit Waare und Ladung nach Engelland abgesendet; und man sagt für gewiß, es soll das geringste dieser Schiffe eine Ladung von achtmal hunderttausend Livers halten, ohne die Privatladung, die bey jedem Schiffe noch auf fünfmal hunderttausend Thlr. betragen soll.

Die Handlung der Stadt Madras gehet besonders in die Städte des Königreichs Siam, nämlich nach Jausilon und Mergui, wie auch nach Gusda und Pegu. Die Engelländer commerciren in ganz Indien. Zu einigen Zeiten müssen gesammte Schiffe zu Madras zusammen kommen.

Die Dänen haben sich nach den Jahren sechzehnhundert und zwölfe und sechzehnhundert und sechzehn auf der Küste Coromandel zu Tranquebar veste gesetzt, und führen noch itzt ihre Schiffahrt nach Indien fort; doch ist die Dänische Handlung itziger Zeit ziemlich eingeschränkt. Zu Tranquebar ist der Dänische Hauptort und Vestung, die anderthalbhundert Mann vertheidigen. Auch haben die Dänen zu Malabar und Malacca ihre Handlungscomtoirs.

Auf der Küste von Coromandel ist die Stadt Pondichery der eigentliche Hauptsitz der Franzosen in Indien. Diese Stadt ist wohl fortificirt, mit starken Mauern und vier Thürmen, um die Courtinen zu bestreichen. Auf jedem dieser Thürme sind sechs Canonen. Man glaubt zwar,

die Anzahl ihrer Einwohner erstrecke sich auf hundert und funfzigtausend Köpfe; allein wir wollen eher mit Recht hunderttausend Personen setzen. Die Stadt ist regulair, und nach der Baukunst, hat schnurgerade Gassen, die Häuser ein Stockwerk hoch, und sind dennoch sehr bequem eingerichtet. Die Hauptstraße ist eine halbe Französische Meile, die Gasse aber, so diese durchschneidet, eine Viertelmeile lang. Die Häuser stoßen allerseits an einander: das ansehnlichste unter diesen aber ist des Gouverneurs Pallast. Gegen Abend zu lieget der Compagnie fürtrefflich schön angelegter Garten, worinnen schnurgerade lange Alleen und Spaziergänge seyn, worunter einem jeden zu promeniren vergönnet ist, wer er sey. In der Mitte befindet sich das inwendig prächtig ausmöblirte Pallais für auswärtige Gesandten und Prinzen. Auch ist ein Jesuitercollegium zu sehen, darinnen die Jugend von sechs Patribus im Schreiben, Lesen, Christenthum, Rechnungskunst und zu denen Humanioribus gehörigen Disciplinen bestens unterrichtet wird. Ferner ist daselbst ein Capucinerconvent. Endlich haben auch die Bramanen ein Paar schöne Pagoden zu Pondichery. Was die Einwohner anbelanget, so bestehen solche mehrentheils in Webern, Cattunmachern, Goldarbeitern und Tagelöhnern. Es ist ein heißes Clima dasiger Gegend, dahero die Einwohner des Nachts auf ihren Hausdächern auf ausgebreiteten Matratzen schlafen, bis die Regenzeit kommt, die etwas

kühle ist, und sich mit dem Ende des Octobermonats einstellet, kaum aber länger, als acht Tage dauert. Die Arbeiter leben sehr geringe, und bestehet ihre allgemeine Kost in Reiß, der in Wasser gekocht ist, wozu sie in Asche gebackene ungesäuerte Kuchen speisen, und damit vollkommen vergnügt leben. Sonst liegt Pondichery etliche vierzig Meilen von der See ins veste Land. Am Meere ist kein Hafen, sondern eine Rhede, und müssen die Waaren bey der Ein- und Ausladung eine starke Meile tief im Meere halten, und sich der Kähne dabey bedienen. Die Menge und Ueberfluß des Fleisches, der Gevögel, und allerhand schöner eßbarer Fische macht, daß es wohlfeil leben alldort ist, und man hat so delicat Brodt, als in Europa immermehr, welches aber nur die Reichen speisen. Der Generalgouverneur hat zwölf Mann zu Pferde zur Leibwache. Diese sind in Scharlach mit goldenen Borten und schwarzen Aufschlägen gekleidet, und haben einen Hauptmann. Die Peins, an der Zahl dreyhundert Mann, machen eine Garde zu Fuß aus, und machen die Suite des Generalgouverneurs aus, so er zu Zeiten bey Solennitäten auf einem Palanquin von sechs Mann getragen wird, woran der Himmel und Küssen mit Gold gestickt, die Knöpfe aber von Golde sind. An reichen Vorrathshäusern und Waarenlagern hat Pondichery ebenfalls keinen Abgang, auch ist eine Citadelle allda, eilf Forts, und die Vestungswerke sind mit vierhundert Canonen, Bomben und Mörsern verse-

 hen.

hen. Pondichery ist dem Grunde der Wahrheit zu Folge auf der Küste von Coromandel einer der schönsten und vestesten Plätze. Die Franzosen schlagen allda mit besonderer Erlaubniß des Mogols mit dem Mogolischen Stempel eine Münze, worauf des Mogols Gepräge stehet. Es ist eine Roupie genannt, ist ein weniges größer, als ein Stück von zwölf Sols, allein wenigstens dreymal dicker, und gilt eine solche Roupie acht und vierzig Sols. Die Franzosen profitiren durch den Zusatz bey dieser Münzung jährlich auf viermal hunderttausend Livers. Sie haben zu Pondichery ihr besonderes Münzhaus, wohin jedermann von allen Nationen sein Silber, zum Behuf dieser Münze, zum Verkauf bringet. Auf der einen Seite der Roupien stehen die Worte:

Im Jahr . . der glorwürdigsten Regierung Mahomets. Auf der andern Seite der Roupie stehet: Diese Roupie ist geschlagen worden zu . .

Die zu Pondichery sind geschlagen worden, da stehet zu Arcatte, und auf der Seite ein Creuzlein. Die aber zu Madras geschlagen sind, da stehet wohl auch zu Arcatte; allein statt des Creuzleins ist ein Sternchen, und dieses ist der Unterscheid, woran man die Roupien von Pondichery und Madras erkennen kann.

Die Stadt Karcal liegt an der Küste von Coromandel, vier Meilen Mitternachtwärts von Negapatnam, und zwey Meilen Südwärts von Tranquebar.

quebar. Karcal ist ein sehr alter Ort. Es sind daselbst auf siebenhundert steinerne Häuser von gebackenen Steinen, ohne Leim-Thon- und Strohhäuser. Es sind auch allda fünf Moscheen, fünf herrliche Pagoden, neun kleine Pagoden, und erstreckt sich die Anzahl der Einwohner auf fünf- bis sechstausend Mann. Bey der Stadt fließt der Fluß Collaram, worauf man mit einer Art Schiffen fähret, die man Champanen nennet, dergleichen Schiffe auf vierhundert Tonnen tragen können.

Die Vestung Karcangery ist ein antiquer Ort, so aus seiner alten Baukunst erhället. Sie hat acht dicke Thürme, und liegt einen Canonenschuß von Karcal und etliche hundert Schritte vom Meere.

Zur Seiten liegt Tiroumale Rayen Patnam, eine Meile von Karcal, hat etwan zehn Häuser von Backsteinen, vier Moscheen, vier große, acht und zwanzig kleine Moscheen und fünf und zwanzig Wirthshäuser, oder Cavanseras. Man schätzt die Zahl der Einwohner daselbst auf dreytausend Mann. Daselbst nun wächßet vieler Reiß, Baumwolle, Indigo und Farbewerk, wie auch andere Dinge; besonders fabricirt man allda eine große Menge von allerhand baumwollenen Tüchern und gemahlter Leinwand.

Arcatte ist ungemein groß, liegt dreyßig Meilen Mittagswärts von Pondichery, und ist eine derer schönsten Gegenden der Welt.

Es ist von der Größe der allermeisten Indianischen Städte dieses anzumerken, daß in den wenigsten Haus an Hause stehet, wie in den mehresten Europäischen Städten; sondern bey den mehresten sind an denen Häusern Gärten, Felder und weitläuftige Plätze, davon jeder Hausherr sein Antheil hat, und dieses macht, daß die Städte so groß und weitläuftig sind. Auch sind die Häuser mehrentheils sehr schlecht und geringe gebauet, und weiter nichts, als Schirme für den Regen, ja sie sind es kaum, weil sie oft schlecht verwahrt sind, wiewohl auch regulirtgebauete Häuser vorhanden sind von gebackenen Steinen, oder wenigstens förmlich und regelmäßiger Structur; jedoch findet man sie allgemein nur aufs höchste einmal übersetzt, und oben mit einem platten offenen Dache, worauf man des Nachts zu schlafen pfleget, wegen der grossen Hitze. Ja man findet auch Häuser auf den Bäumen, welche überall offen seyn, und zwar aus der Absicht, daß die kühlen Winde allda durchstreichen können.

Manche Städte, und zwar die mehresten sind offene Orte, und sind noch lange nicht so ansehnlich und wohl angebracht, als manche Europäische Dörfer; wiewohl auch viele dererselben mit hohen starken Mauern, Gräben und Vestungswerken umgeben, überall gut fortificirt, und ausser denen Fortificationswerken annoch mit sattsamer Mannschaft versehen sind.

Manche sind nach der neuen, manche aber nach der alten Baukunst eingerichtet, und man kann sich leicht einen Begriff von denen mittelmäßigen Häusern machen, wenn man versichert wird, daß man Häuser für zwanzig, zehn, fünf, ja zwey Thlr. zum Kauf bekommen kann, und sind schon die von zehn, zwanzig Thlr. am Werthe passabel genug, daß eine Familie darinnen ihren Aufenthalt finden kann.

LXII. Capitel.

Vom Strauß.

Der Vogel Strauß ist nach dem Adler der größeste Vogel. Dem Kopfe und Halse nach gleichet er dem Kameele, denn er trägt den Hals und Kopf eben so stolz, welcher fast, jedoch bis auf den Schnabel, einem Gänsekopf gleichet, denn derselbe ist nicht so groß, und die großen Löcher an der Nase nebst denen tiefeinliegenden bedrohenden Augen geben ihm ein fürchterliches Ansehen. Am Kopfe, Halse und Schenkeln hat der Strauß keine Federn, und seine zwey Füße sind jeder mit zweyen Klauen versehen. Die Federn, die an dem Strauße sind, sind diejenigen, woraus die bekannten Federbüsche auf den Hüten gemacht werden; doch sind sie nicht anderer Farbe, als weiß, schwarz und grau, die andern

andern, welche bunt seyn, sind gefärbet. Diese Federn lassen sich eher, so man sie siehet, vorstellen, als mit Worten beschreiben, und dienen denen Straußen statt eines warmen Pelzes; denn fliegen können sie ganz und gar nicht damit, und bleiben solchergestalt allezeit auf der Erden. Allein was ihnen die Natur in Ansehung des Fliegens entzogen, das hat sie ihnen auf andere Art beygeleget, denn die Strauße können erstaunend geschwinde laufen, daß man ihnen anders nicht, als mit denen schnellesten Windhunden, oder ungemein leichten Pferden beykommen kann. Doch es sind auch nicht alle leichte Pferde hierzu tüchtig und geschickt, sondern man bedienet sich größtentheils derer Barbarischen Pferde: welche aber so theuer sind, daß man jedes Stück mit hundert Ducaten zu bezahlen pfleget. Wo es wahr ist, was man erzählet, so sollen die Straußen Steine in die beyden Klauen fassen, und auf diejenigen mit größter Macht zu werfen, welche sie verfolgen; wie sie denn auch Eisen, Stahl und Steine verschlucken, und solche gleich anderer Speise verdauen, welches eine ungemeine Hitze ihres Magens sattsam anzeiget, womit sie alles, was sie verschlucken, wohl verdauen können: wiewohl die, welche vieles Metall fressen, nicht so lange, als andere leben. Die Strauße legen auf einmal zu einer Ausbrütung auf die vier und zwanzig Eyer, deren jedes fast einen Viertels-Centner wieget. Die Schale an so ungemein großen Eyern ist so harte, als Stein. Von die-

sen

sen Eyern sagt man, daß die Straußen solche in Sand legen, aus Faulheit solche verlassen, und die Ausbrütung derselben denen Sonnenstrahlen überlassen. Was sonsten von denen Straußen fabulirt wird, das sind Schwärmereyen und falsch, daß nämlich die alten Straußen die Eyer durch das bloße Anschauen ausbrüten sollten, da sie denn einander darbey ablöseten ꝛc. Die Indianer speisen die Eyer, als eine besondere Delicatesse: aus denen Straußeyerschalen aber machen sie allerhand Gefäße, wie auch so gar Mützen zum Aufsetzen und Bedeckung wider die Sonnenhitze. Das Gehirn soll besonders ein sehr großes Leckerbißlein und ein Tractament seyn, womit die Regenten in Indien die Fremden beehren, wenn sie solche zu sich zu Gaste einladen. Das weiße Häutlein, so sich inwendig in den Eyern befindet, ist hier eine Sache von nicht geringer Anmerkung. Ich fand einsmal zwey Engelländer mit einem Straußey beschäfftiget, wie sie solches, nämlich ohne zuvor zu zerschlagen, in einer großen Pfanne sodten. Hier muß ich annoch bemerken, daß sie dieses Ey zuvor auf vierzehn Tage lang in einem distillirten außerordentlich scharfen Eßig geleget hatten, damit die sehr harte Schale durchbeizet werden sollte, und sie brachten es auch so weit, als ihre Meynung und Endzweck gieng. Dieses Ey sodten sie nach vorhergängiger hinlänglicher Beizung in einem hinlänglich großen kupfernen Gefäße ohngefehr zwey bis drey Tage in einem Stücke unter star-

kem

kem Feuer und Wiederzugießung mehreren Wassers, wenn das erstere allzu stark verrauchen und ausdämpfen wollte. Da sie nun mit dieser Arbeit fertig waren, öffneten sie dieses Straußeney und holten die weiße Haut heraus, welche inwendig das Eyerklar und die harte Schale von einander sondert, und ließen daraus Frauenzimmerhandschue verfertigen, welche so subtil wurden, daß man die längsten derselben jedes Paar in eine leere welsche Nußschale verschloß, und das Stück zu acht bis zehn Holländischen Ducaten verkaufte; ja man hat mir nachhero versichern wollen, daß sie dergleichen Beinkleider bey ihrer Heimreise mit sich genommen. Ich habe dieses alles selbst tractiren und arbeiten sehen, dem ohngeachtet aber habe ich nicht so glücklich seyn und diese Eyhaut so haltbar zubereiten können, als jene zwey Engelländer; denn da ich solches zu verschiedenen malen nebst einigen Holländern und Dänen versuchte, schlug mir es dennoch allemal fehl, denn entweder es wurde inwendig gar keine Haut, oder aber sie ward nicht so veste und also zu allem unbrauchbar, wiewohl ich einsmals eine Mütze daraus bekam, welche aber kurze Zeit hielt, und ganz und gar nicht zum Strappazieren taugte. Dieses aber habe ich gesehen, daß man denen Straußen die Haut abzog, solche gemachsam trocknete, und also zubereitete, daß sie einen vollkommenen Pelz zum Unterfutter abgab, und mit sich auf denen Schiffen, als etwas rares nach Hause nahm. Das Fleisch von denen Straus-

sen

sen ist eine ekle Speise, und gleichet dem Hunde-
fleische: die Eyer hingegen hält man für ein gut
Essen, wiewohl ich mich, da ich dergleichen ein-
mal gekostet und sie hart und wilden Geschmacks
befunden, wofür mir ekelte, welches die bloße Ein-
bildung zum Grunde haben mochte, niemals ent-
schlüßen können, so hungerig ich auch möchte ge-
wesen seyn, mehrmalen darbey einen Gast abzu-
geben. Das Gehirne aber mag wohl das Beste
seyn, und man macht eine Rarität und ein Le-
ckerbißlein für Personen vom ersten Range. Es
giebt Indianer, welche mit nichts anders, als
mit Straußeyern, mit Straußfedern und mit gar
gemachten Straußpelzen handeln, und sehr theuer
an die Europäer verkaufen. Ich habe oft ganze
Heerden von Straußen bey einander haltend ge-
sehen, und ist mir nichts wundersamer an ihnen
vorgekommen, als wenn sie vor denen, die sie
verfolgeten, die Flucht nahmen. Ihr schneller
Lauf scheinet durch ihre Flügel befördert zu wer-
den, indem sie solche auf- und niederschlagen,
damit die Luft zertheilen, und denen Schiffen
gleich, als mit Rudern, den schnellen Lauf aufs
künstlichste befördern.

LXIII. Capitel.

Vom Tyger.

Der Tyger hält sich besonders in Indien auf. Es ist ein überaus grimmiges und wildes Thier. Es ist sehr kützlich und gefährlich dieses Thier zu fangen, und kann schwerlich anders gefangen werden, als zu der Zeit, wenn die Mutter außen ist, für ihre Jungen Speise zu holen. Zu dieser Zeit müssen die Jäger die jungen Tyger wegholen, sich aber nachhero aufs möglichste in Sicherheit begeben; denn wenn der Tyger nach dem Gesuch der Nahrung für seine Jungen wieder zurücke kömmt, so wird er ganz außer sich, und die Spur dienet ihm den Weg zu entdecken, welchen die Jäger mit denen Jungen genommen haben. Ob nun zwar wohl die Jäger alle mögliche Behutsamkeit und Geschwindigkeit anwenden, glücklich zu entkommen, und dahero die Pferde zu ihrer Flucht gebrauchen, so geschiehet es doch oft, daß sie von dem Tyger eingeholt werden. Um nun den Grimm dieses Wildes zu besänftigen, lässet der eingeholte Jäger eines von denen jungen Tygern fallen, welches der Tyger aufhebet und nach Hause trägt, auch schleunigst zurücke kommt, um die andern ebenfalls zu holen: da inzwischen aber der Jäger zu seiner Sicherheit entkommen, und die jungen Tyger

ger davon gebracht hat, welche man alsdenn auch zahm zu machen weiß. Man findet in Indien auch viele Tygerhunde, welche sehr geschickt zur Jagd seyn; allein dieses ist keine besondere Art von Hunden, sondern eine Art von Bastarten, welche von Tygern und Hündinnen entstehen. Die Tyger vermischen sich mit den Hunden, und daher kommen dergleichen Hunde, welche denen Löwen und Tygern an Grausamkeit ziemlich gleich kommen, und sich nicht nur vor keinem Wilde fürchten und scheuen; sondern auch ihr Leben oder den Raub mit Dransetzung ihres Lebens bis auf den Tod vertheidigen.

Die Tygerhäute sind sehr angenehm, und ob sie gleich wohlfeil gekauft werden, so verkauft man sie doch in Europa desto theurer.

Nicht eher kann ein Tyger zum Grimm aufgebracht werden, als wenn man ihm die Jungen raubet. Schwerlich kann ein Grimm mit dem seinigen verglichen werden, und wo sich ein Jäger nicht auf besonders leichten Pferden salviren kann, so ist er geliefert; denn es kommt oftmals, daß der Tyger seinen Räuber einholt, einen Satz auf sein Pferd thut, und ihm ein solches nota bene giebt, daß er auf ewig des Aufstehens vergisset. Es ist hierbey anmerkenswürdig, daß die Tyger von Natur die Eigenschaft haben, sich der Spur ohne Anweisung und vorgängige Erlernung zu bedienen. Sie setzten oft als ein Pfeil drey bis sechs Meilen nach, und fehlen niemals die Jäger einzuholen, ob sie gleich schon ein oder

zwey Stunden zum voraus haben; ja man hat befunden, daß ein Tyger in seinem großen Grimme in Zeit von einer Stunde fünf Meilen gelaufen sey. Die Jäger brauchen hierbey allemal die Vorsicht, daß so sie nur einen jungen Tyger in dem Lager antreffen, sie sich dessen nicht bemächtigen, denn sie wissen, daß sie schwerlich dem Tyger entkommen würden. Der Tyger hat gleichsam aus großer Liebe eine Ahndung, so in seiner Abwesenheit, und wenn er, um Speise für seine Jungen zu suchen, außen ist, daß er merket, daß zu Hause ein Unglück vorgehe, dahero eilet er mehrentheils bey solchen Fällen wieder heim, und kommt, wenn der Jäger noch eben nicht allzuweit von dem Lager entfernt ist. Der Jäger siehet sich also nothwendiger Fürsichtigkeit wegen, stetig um. So ihm nun der Tyger auf hundert bis hundert und funfzig Schritte nahe auf den Leib kommt, so läßt er eines von denen Jungen fallen. Der Tyger hebt hierauf das Junge auf, und trägt es in höchster Eil, ja fast als ein Vogel und kaum die Erde zu berühren, nach Hause, säumet sich auch nicht, abermals dem Jäger nachzujagen, und geschiehet es, daß so der Jäger gleich drey junge Tyger hat, die er nach und nach bey Erblickung des ergrimmten Alten fallen lässet, daß dem ohngeachtet der Tyger wiederkommt, mit dem Argwohn, als ob noch mehrere Jungen mangelten, und der Jäger muß sodann dem ohngeachtet dem ergrimmten Tyger zum Raube seyn. Dannenhero nehmen die Jäger

ger zur Vorsicht noch überdieß junge Hunde zu sich, und werfen dem alten Tyger, statt der jungen Tyger, junge Hunde vor, womit sich der alte Tyger völlig abweisen lässet.

LXIV. Capitel.

Vom Vedam oder Wedam nach der alten Meynung.

Der Vedam ist das Gesetzbuch der heidnischen Indianer. Es sollen annoch, wiewohl sehr wenige und für Alterthum ganz unleserlich gewordene Exemplarien davon vorhanden seyn. Heut zu Tage wird dieses Gesetzbuchs Inhalt durch den mündlichen Unterricht der Alten auf die Kinder dergestalt fortgepflanzt, daß solches niemals kann verlohren gehen. Dieses Gesetzbuch lehret ein allmächtiges, ewiges Wesen, so unbegreiflich ist. Dieses Wesen nennen sie Whistnou, Peremael, Eswara oder Isura, so von unzähligen Farben soll umgeben seyn. Es soll alles sehen ohne Augen, alles hören ohne Ohren, und allgegenwärtig seyn. Dieses Wesen soll die Welt zubereitet haben, welche anfänglich nichts anders, als ein Haufen ewiger Wasserwogen gewesen sey. Diese Arbeit zu vollbringen, habe es sich in ein Kind verwandelt, auf ein Blatt

gesetzet, und von den Wellen hin und hertreiben lassen, wobey es die Zehen der Füße in seinem Munde gehalten. Hierauf sey eine Blume aus seinem Nabel gewachßen, die den ersten Menschen hervor gebracht. Dieses Wesen habe sich Brama genennet, von welchem durch Caßiopa, dem ältesten Sohn, der Brachmanen oder Braminen Geschlecht entsprungen sey. Brama habe sodann GOtt für die Erschaffung gedankt, und sey GOtt gleich gemacht worden. Das ewige Wesen Whistnou habe dem Brama die Macht sodann gegeben, die Welt, wie sie itzt ist, zu schaffen und zu regieren. Weil Brama aber solches zu bewerkstelligen nicht im Stande gewesen, habe Whistnou etliche Beystände geordnet zur Erleichterung der Regimentslast, deren Anzahl sich auf dreyßig Millionen Gottheiten erstreckt haben solle. Ferner lehret man, Whistnou habe sehr viel Weiber gehabt, deren vornehmste Laetsami und Parvati geheißen hätten. Whistnou sey dann in vielfältigerley Gestalten auf die Erde gekommen, zuletzt aber als ein Fisch, als eine Schildkröte, als ein Schwein, halb Mensch, halb Löwe, und endlich als ein Pferd. Der Vedam redet auch von guten und bösen Engeln, da denn die Teufel her entstanden, weil sie den Göttertrank Amortan beraubet hätten. Hierauf sey Brama hochmüthig worden und des Sinnes, dem Whistnou gleich zu werden; wannenhero Whistnou Befehl ertheilt, dem fünfköpfichten Brama einen seiner Köpfe zu entreißen. Hierdurch sey Brama

Erkänntniß kommen, so den Whistnou bewogen, ihn durch die Beherrschung anderer sieben Welten zu trösten. Vedam lehrt, die Welt solle eine Million Secula stehen. Sie lehreten ferner die Seelenwandelung, auch die Belohnung der Frommen und Bestrafung der Gottlosen, welches eine Ursache, daß man die Kühe und Ochsen in großer Hochachtung hält, und so gar geheiligte Ochsen findet, die man Lebenslang mit Opfern und Geschenken beehret. Ja die Begräbnisse der Ochsen sind viel herrlicher, als der vornehmsten Standespersonen. Man kleidet sie in die reichsten Stoffe, und trägt sie mit großen Solennitäten zu Grabe, räuchert auch bey der Verscharrung mit köstlichen Specereyen. Die Braminen, Benjanen und Talapoins füttern so gar fliegendes und kriechendes Ungeziefer. Die Seelenwandelung ist der Hauptarticul ihrer Religion. Sie glauben nach dem Tode die Bestrafung der Gottlosen und die Hölle, so sie Jamma Lacon nennen: den Abgrund dieser Qual aber Atam-Tappes, das ist, den Brunnen der Finsterniß. Die Belohnung der Frommen hingegen sagen sie, bringe die Todten in den Himmel, den sie Brama Lacon nennen. Die allerhöchste Gegend der größten Seligkeit wird von ihnen Weicontam geheißen.

Die Siameser

Haben einen Gesetzlehrer gehabt, den sie Sommonacodon nennen, welcher ihnen eine Fabel gelehret,

lehret, die aus lauter Träumereyen bestehet. Sommonacodon nämlich sey von einem König und Königinn zu Ceylon gebohren. Dieser sein Vater habe alle seine Güter den Armen ausgetheilet, sich die Augen ausgerissen, seine Frau und Kinder getödtet, und denen Talapoins zu essen gegeben, in deren Orden er sich auch begeben. Sie glauben, dieser Sommonacodon sey nach seinem Tode oft wieder in Gestalten anderer Thiere auf die Welt kommen, und habe seine Unterthanen beherrschet. Nun habe er einen Bruder gehabt, Thevatat Namens, der andere Völker zu einer andern Lehre aufgewiegelt, so das Christenthum sey. Sie glauben, JEsus Christus sey ihr Thevatat gewesen, von welchen sein Bruder Sommonacodon vorgegeben, er habe ihn in der Hölle mit einer Dornenkron voller Blut und Wunden in der Marter des höllischen Feuers erblickt, und aller Menschen Sünde gebüßet, da ihnen denn das Geheimniß des Creuzes ein Aergerniß geworden.

In dem Vedam der Malabaren stehet das erste Buch Moses von Wort zu Worte. Man machte nach und nach von dem Vedam und von dem, was die Christen lehrten, einen Zusammenhang, den man für göttlich hielte, wobey aber viele Fabeln eingemischet waren, die man erdacht hat. Solchergestalt mischte sich auch die Lehre ein, daß man den Teufel anbetet, damit er nicht schaden soll.

In

In dem Vedam selbsten endlich wird gehandelt in dessen ersten Theile von der Materie, woraus die Welt erschaffen worden ist, von den Engeln, der Seele, Belohnung der Frommen, Bestrafung des Bösen, Erzeugung der Creaturen und ihrem Verderbniß. Von der Sünde, deren Anfang und Mittel deren Vergebung. Im andern Theile werden Gesetze vorgeschrieben. Der dritte Theil hat lauter Sittenlehren, Reizungen zu Tugenden und Abmahnungen von Lastern. Der vierte Theil lehrt die Ceremonien des Gottesdienstes, die Ausputzung der Tempel, die Solennitäten an Festtägen und bey Opfern.

Von diesem Vedam geben die Braminen vor, er wäre lange Zeit nicht mehr vorhanden gewesen, und beklagen den Abgang ihres Ruhms und Ansehens, so ihnen durch des Vedams Verlust wäre zugezogen worden.

LXV. Capitel.

Vom Vedam oder Wedam nach der neuern Entdeckung der Dänischen Mißion zu Tranquebar.

Der Vedam oder Wedam ist ein von denen Eltern auf die Kinder mündlich fortgepflanztes und nach und nach auswendig gelerntes Buch, und es wird der Wedam auch

das nicht geschriebene Gesetze genennet, weil sich kein Bramine bey Verlust des Lebens unterstehen darf, solchen aufzuschreiben. Dieser Wedam ferner ist viererley, als:

1) Der Rügwedam oder Jrcuwedam.
2) Der Yägjur- oder Jadsurwedam.
3) Der Schamawedam und
4) Der Adhärwanawedam.

Das Wort Wedam bedeutet eigentlich so viel, als Erkänntniß.

Man findet aber in dem Wedam, wie die Bramanen ihre Schüler machen, die Art ihrer Schuldopfer, Gesänge, Erklärung unbekannter Wörter und allerhand Mährlein. Die drey erstern sind nur üblich, der letzte aber, weil er nur von verbotenen Zauberkünsten handelt, ist abgekommen, und bedienen sich derselben die vornehmsten Geschlechter: nämlich Jrcu für die Weishier; Yägjur für die Sattrier; und Schamawedam für die Bramanen, und dieses, welches poetisch ist, wird für das netteste gehalten.

Die Mißion derer Dänen hat von einem Bramanen unter heiligster Versprechung der Verschwiegenheit das Yägjur- oder Jadsurwedam bekommen.

Dessen vornehmstes Stück heißt ein Haufen, oder überhäufte und auf einander folgende Materien.

Dessen anderes Stück handelt vom Feueropfer, und man nennet es Sakey.

Dessen

Dessen drittes Stücke beschreibt die Herrlichkeit der Sonne und Götter, und wird Aarunam genennet.

Das vierte Stück ist ein kurzer Begriff des ersten Stücks. Zu diesen kommt noch eine Anweisung gewisser Formeln, und endlich vier und achtzig Capitel, so von guten Werken handeln.

Der erste Theil des ersten Stücks handelt von der Beschaffenheit der großen Welt, von Siwen, oder Isuren an bis auf die Erde, von Brama bis auf ein Stäublein, und von dem Feuergott bis zu Siwen, als welcher oben und unten ist. Hierauf wird die Welt des Feuergottes und die Höllenwelt beschrieben. Es sind hundert und zwey und vierzig Höllen, und wer dahinein fällt, muß ohne Aufenthalt beständig fort fallen. Hierauf kommen die unserer Erden sehr nahen sieben Unterwelten. Sodann sieben Inseln, als:

1) Die Schleepfirschen-Insel. 2) Die Kohlstauden-Insel. 3) Die Rohrgraß-Insel. 4) Die Teckholz-Insel. 5) Die Baumwollen-Insel. 6) Die Luntenbaum-Insel, und 7) Die gelblichrothe Seeblumen-Insel. In der Mitte der ersten ist der Berg Meros, dessen Höhe und Umfang sich auf sechzehntausend Meilen erstrecket. Er ist mit tausend bürgigten Götterwohnungen umgeben. Ihm liegt gegen Morgen die maßivgoldne Götterstadt, die von dem Könige Indiren bewohnt wird. Die Stadt des Feuergottes ist gegen Abend. Die Stadt des Todesgottes liegt Mittagswärts. Ferner folgt eine Geographie des

großen

großen Welteyes. In dem Bezirk zwischen der Erden bis zum Nordstern sind, 1) die irdische Welt, 2) die Welt der Seligkeit, 3) die Luftwelt, 4) die Heerschaarenwelt, 5) die Welt der Büßenden ꝛc.

Der andere Abschnitt handelt von verschiedenen Reichen, das Wasser stehet an vier Ecken des großen Welteyes zehn Millionen mal zehn Millionen, und ist das acht sehr verborgene Götter in sich fassende Wasserreich.

Alsdenn das Lichtreich, das Windreich, Geistreich, Lufthimmelreich und das Zornreich.

Die dritte Abhandlung begreift das Verstandreich nebst acht Personen aus göttlichen Geschlechte.

Diesem folgt das Naturreich, Einigkeitsreich, Lustreich, Witzreich, und so fort.

Im vierten Abhandlungstheile wird mit des allregierenden ewigen Siwens Reiche und dem Zustande ohne Tadel des großen Welteyes Beschreibung Ende gemacht.

Diesem folget die Beobachtung der Pflichten, Geschäffte und Ceremonien der vier Geschlechter.

Nach diesem wird beschrieben die Herrlichkeit Siwens nebst dessen Weibern und Kindern.

Diesen Wedam lernet man jährlich nur im Februario, Martio, Aprili, Majo, Junio und Julio auswendig, und ist dieses die Memorirzeit der Bramanen. Im Augusto, September, October, November, December und Januario ist die Repetitions- oder Wiederholungszeit.

Hier-

Hierauf kommen verschiedene Bramanerceremonien, als das Fasten, Hauptscheeren, Harscheeren. Es wird derer sieben heiligen Flüsse gedacht, als des Ganges, Emune, Godawari, Saraswadi, Nirmanda, Sindu und Caweri. Sodann kommt des jungen Brachmanens Hochzeit, wobey von dem Bräutigam ein heiliges Feuer, das bis an seinen Tod brennet, anzündet.

Die siebende Abhandlung begreift das Pferde- und Kühopfer. Dieses beydes verbietet die Auslegung des Wedams, so ein neueres Buch zu seyn scheinet, und Sastram genennet wird.

Hierauf kommt das Opfer eines Brachmanens, der den Wedam wohl memorirt, und solchem allen nachzukommen willens hat.

Es spricht der Wedam: Wer in der Welt alles mitmachet, und in den Kahn der Uebungen steiget, gehet sodann über das große Weltmeer hinüber zu GOtt, denn diese Welten bestehen in Wasser.

Ferner enthält der Wedam einen Unterricht, wie man durch Fasten und Buße zur Erkänntniß des Wahren und Falschen gelange, und befiehlet einige Opfer.

Das andere ist eine Beschreibung des Feuergottes, der Priester, der Schüler, und der Weiber gegen ihre Männer obhabende Pflichten. Diesen sind nachgesetzt die sechs Jahrszeiten nebst einem Entwurf der Buße, der königlichen und richterlichen Pflichten, die Art zu essen, sich zu waschen, das Haupt mit Oel zu salben, das Antlitz mit der heiligen Asche zu bestreuen, wie auch

ein Planetenbuch, wobey besonders von der der Sonne schuldigen Ehrerbietung und Verehrung gehandelt wird, und beschlüßet mit dem Unterricht, wie man sich mit denen Sterbenden verhalten, und mit denen Todten umgehen soll.

Die vierte Abhandlung enthält die Lehre von der Reinigung im sechzigsten Jahre, wobey sich viele Anatomische Unterweisungen befinden, die das Gebäude des menschlichen Körpers und besonders die Verschiedenheit derer Adern und Blutgefäße und deren Beschaffenheit beschreiben. Hierbey ist besonders merkwürdig, daß der Wedam den Athem des Menschen mit der Benennung eines Gewichts beleget, welches das Haus des menschlichen Leibes in Circulation und das Blut in einen warmen Lauf, welcher das menschliche Leben in seinen Schranken erhält, bringet.

Den Wedam beschlüßet endlich ein ganzer Haufen verschiedener Formularien von allerhand Gebeten und Beschwerungen, deren man sich bey allen Vorfallenheiten zu bedienen angewiesen wird, und lehret, wie alle vier Geschlechte gute Werke thun sollen.

Die Worte, welche dem Wedam ein Ende machen, sind folgende:

„Das Volk müsse wohl auf seyn und gedeyhen!

„Durch Recht und Gerechtigkeit geschehe dem „Lande, dem Könige, der Kuh und den Bramanen „Gutes immerdar. Die ganze Welt müsse sich „im Wohlstande befinden! sanftmüthig! sanftmü-

„thig!

„thig! sanftmüthig! das ist: Jedermann müsse
„so gütig und geduldig seyn, als Brama.

Die Dänische Mißion zu Tranquebar hat diese Nachricht erhalten von einem gelehrten Bramanen, dem sie diese Willfahrung auch bezahlen müssen, wobey besonders merkwürdig, daß, da der Bramane mit Recitirung des Wedams den Anfang gemacht, derselbe mit der größten Ehrerbietung für dieses ungeschriebene Buch die Augen zugehalten, um bey dieser Beschäftigung die Welt seines Anschauens nicht zu würdigen. Es sollen zwar die Missionarii darbey versucht haben, den Bramanen dahin zu bringen, daß er etwas von dem Wedam auf Indianisches Palmenpapier aufschreiben möchte; allein er soll auf keinerley Weise dahin zu bringen gewesen seyn. Ja so gar, da man wissen wollen, wie einige Wörter daraus geschrieben würden, soll er solches zwar auf ein Palmblatt vorgezeichnet, aber auch sogleich wieder ausgelöschet haben, weil er, wenn es heraus kommen möchte, wegen des strengen Gebots, daß der Wedam ein ungeschriebenes Gesetzbuch verbleiben sollte, von denen zu seiner Secte gehörigen Mitgesellschaft nichts gewissers, als eine unumgängliche Lebensstrafe zu gewärtigen, versichert haben soll.

LXVI. Capi-

LXVI. Capitel.

Von Venetianern.

Auch die Venetianer haben die Handlung nach Indien versucht, und sich um die Vestsetzung in denen Specereyinseln ungemein bemühet. Doch sie wurden von denen Mahometanern dermaßen abgeschröckt, daß sie mit ihren Bemühungen nachlassen mußten, dahingegen sie sich nach Arabien gezogen haben, und nach denen Landen Syriens. Zu dieser Zeit nun kam die Stadt Cairo in großes Ansehen. Sie handelten auch lange Zeit nach Cassa an das schwarze Meer.

Die Venetianer haben an der Spitze des Persianischen Meerbusens eine considerable Handlung nach Mekka an der Meerenge von Babel-Mandel, und nach Gedda, welches der Hafen von der Stadt Mekka ist. Dahin nun bringen die Indianer alljährlich eine ungleich größere Menge Waaren, als die Franzosen, Holländer, Engelländer, Portugiesen und andere Nationen allda abholen. Solche verkaufen sie an die Persianer, Egypter, Türken, Moscowiter, Polen, Schweden, Deutschen und Genueser, welche Völker alle an einen von besagten drey Häfen reisen, daselbst die Waaren kaufen, welche sie auf dem mari mediterraneo und dann zur Axe in ihre Länder bringen. Ein

Ein gewisser Venetianer sagte einsmals zu einem Portugiesen, welcher ihn verwundernd fragte, warum die Venetianische Republik nicht die Handlung nach Indien fortsetzte und sich nicht auch Meister von Indianischen Provinzen machte? antwortende:

Die ganze Staatsverfassung und Regimentsform, die große Entlegenheit zur See, und daß die andern Europäischen Nationen bereits schon die besten Eylande, Küsten, Häfen, Inseln und Provinzen im Besitz haben und davon Meister sind, auch daß Venedig diesen Verlust auf kürzere und weit bequemere Art ersetzen, auch alle Indianische Waaren wohlfeilern Preises erlangen können, als wenn es mit so erstaunenden Unkosten, Lebensgefahr und Zeitverlust, besonders aber mit unnöthigem Blutvergießen allererst suchen sollte. Ihre Handlung nach denen Häfen Mekka, Babel-Mandel und Gedda, ist so considerabel, als die Handlungen derer Europäischen nach Indien gehenden Compagnien; sie handeln mit den Genuesern, Italiänern, Deutschen, Schweden, Persianern, Egyptern, Pohlen, Moscowitern, Türken, Arabern und mehr andern Völkern; und wer wollte zweiflen, wenn man derer Indianischen Compagnien Zeitverlust, ansehnlichen Aufwand, Verlust der Menschen, Schiffe und Waaren gegen den Profit, den sie ziehen, gegen einander vergleichen wollte, daß nicht Venedig bey ihrer Handlung ungleich mehr, als jene profitirte. Dieses hat Venedig längstens in reife Erwegung gezo-

gen, dahero kann es die ebenmäßige Freyheit, wie andere Europäer, sich in Indien zu bereichern, wenig achten, und handelt ganz weißlich, daß sie ihre Handlungskräfte nicht theilet und mit Schaden bey dem Besitz eines in Händen habenden ansehnlichen Handlungsvortheils, der ihnen so nahe ist, mit geringern und ungewissen Vortheil zu vertauschen suchet, wobey sie mehr einbüßen als gewinnen würde.

LXVII. Capitel.

Von Vipern.

Diese schädlichen Vipern entstehen von der großen Hitze und Wärme in Indien. Einige sind kaum einen halben Fuß lang, andere aber länger, und zwar zehn, zwölf und mehr Fuß lang. Die kleinesten sind die allergefährlichsten, weil man sich für sie nicht sattsam genug hüten kann. Es würde sich kein Mensch dafür hüten können, wenn nicht die anhaltenden Regen zu gewissen Jahrszeiten die Ströhme aufschwellend und eine Ueberschwemmung machten, wodurch das Land zugleich von diesen schädlichen Thieren gereiniget würde, und so dieses nicht geschähe, so würde Indien und alle darinnen befindliche Wohnungen, wegen dieser Thiere, ganz unwohnbar seyn, denn es ist der Stich der Vi-

pern

pern giftig und tödtlich, wenn man sich nicht sogleich dererjenigen Kräuter bedienet, welche die Natur in Indien aus Vorsorge und der Menschen Heilung-wegen überall in Menge wachßen lässet.

Jede Provinz beynahe hat Vipern; allein wenige kommen einander an Größe, Gestalt, Farbe und Eigenschaften gleich. Ich habe zwar auf verschiedenen Indianischen Inseln befunden, daß gar kein Ungeziefer allda vorhanden ist, oder, so man doch welches antrifft, so ist es ganz und gar unschädlich; allein an denenjenigen Orten, wo sich die Vipern aufzuhalten pflegen, welches mehrentheils an sumpfichten und morastigen Orten ist, da sind die Vipern durchgehends giftig. Sie beißen nicht, sondern sie stechen. Davon laufen nun große Giftblasen auf, welche entweder also operiren, daß der Gift bis zum Herzen des Verwundeten dringet, wodurch der Mensch ohne einiges Hülfsmittel sterben muß, oder sie fressen um sich, gleich dem Krebse und als Salzflüsse, alles Fleisch bis auf den Knochen hinweg: oder aber es machet den Menschen Lebenslang siech und krank, daß er sich verzehret, als habe er die Schindsucht und das verzehrende Wesen. Die Indianer wissen, daß die Natur ihnen ein Hülfsmittel wider den gefährlichen und vergifteten Vipernstich geordnet habe und ein Kräutlein wachßen lassen, dessen ölichte Feuchtigkeit alles Gift heraus ziehet, und allen besorglichen Zufall ablehnet. Allein so gewiß und sicher dieses Recipe ist, so geschwinde müssen sich die Verwunde-

ten dessen bedienen. Es wächßet allerwegen und siehet als Fenchel aus, hat auch einen sehr starken und angenehmen Geruch, als ohngefähr Nachtschatten. Sobald nun einer merket, daß er von einer Viper gestochen ist, so zumahl alsobald gesehen werden kann, indem kein Blut ausfleußt, sondern eine hohe Blase entstehet, welche rings umher einen blauen Ring und Zirkel hat, der durchdringend hitzet und brennet, mithin große Schmerzen verursachet. Geschiehet es nun, daß ein Unerfahrner gestochen wird, und nicht zuvor unterrichtet worden, daß er also nur zwölf Minuten vorbey streichen läßt, ehe er sich des Kräutleins Raip bedienet, so wird er entweder unheilbar krank, oder er muß vor Erlebung des neunten, ja oft des dritten Tages unter unerträglichen Schmerzen sterben. Dannenhero denn die Indianer in ihren Höfen an denen Wänden und Zäunen mit Fleiße das Raip in großer Menge fortzeugen, und dessen recht mit Vorsorge und Wartung pflanzen, um dessen erfordernden Falls sogleich bey der Hand zu haben; wobey ich denn die Art und Weise, sich dessen wider den Viperstich zu bedienen, gedenken will: Sie reißen dieses Kraut mit sammt der Wurzel aus der Erde. Die Wurzeln sind ungemein lang und zäh, also, daß man sich derselben oft als Bänder und Stricke bedienen kann. Diese schneiden sie, und so sie im Gesichte gestochen sind, binden sie sich den Hals veste zu: sind sie an den Händen gestochen, binden sie sich damit den Arm: oder so sie

an Füßen gestochen sind, die Beine, aus Ursachen, dem immer weiter dringenden Gifte Einhalt zu thun. So dieses geschehen ist, so nehmen sie das grüne Kräutlein, drücken es, daß es saftig wird, und legen es, jedoch weiter nicht, als auf die gezogene Giftblase, indem sie sich sonst Schaden thun, und durch dieses Widergift, die annoch zur Zeit uninficirten Nebentheile beschädigen würden. Sobald sich nun der blaue Zirkel um die Blase verlohren, so müssen sie frisches Kraut auflegen, und damit schleunig fortfahren, bis sich die Blase gänzlich gesetzt hat, und solchergestalt ist dem besorglichen Uebel vollkommen abgeholfen.

Jedoch ist es auch an denen Orten, wo sich Vipern aufhalten, ein gewisses Präservativ für den Stich dieser Thiere, und zwar allemal auf zwölf Stunden wenigstens, so man sich des Morgens mit Seewasser wäschet, welches aber schon muß faulend und abgesotten seyn; dahero auch dasige Einwohner die Gewohnheit haben, daß sie keinen Tag vorbey streichen lassen, an welchen sie sich nicht des Morgens mit gesottenem stinkenden Seewasser gewaschen haben sollten.

LXVIII. Capitel.

Von Indianischen Waaren, besondern Raritäten und Seltenheiten.

Wir haben gar vieles von dem Purpur gehört. Allein itzt ist es fast eine Sache, die nicht mehr existirt, und ist aus Nachläßigkeit dererjenigen, die den Purpur präparirt haben, diese Kunst fast gänzlich verlohren gegangen. Es waren vielerley Schnecken und Muscheln, aus deren Blute, das man einsammelte, eine Purpurfarbe wurde von gar vielerley Gattung. Die rechte orientalische Purpurschnecke soll seyn eine gerade Schnecke gewesen, in einem spitzig zugehenden Gehäuse mit Ringelchens. Was von diesem Purpur gefärbt worden, ist so theuer gewesen, daß es nur reiche Fürsten und Standespersonen bezahlen konnten, es waren auch der Persianischen Könige Kleider entweder ganz purpurfarben oder purpurgestreift.

In dem Mogolischen Königreiche Bengala, welches das allerfruchtbarste Land von ganz Indien ist, wird außerordentlich vieler Zucker, Seide, Früchte, Salpeter, Lack, Wachs, Zibeth, Opium, Pfeffer und Reiß erbauet, besonders schöner Weitzen, und zwar besserer, als in Europa. Desgleichen

gleichen trägt Indostan vielen Senf, Sesam, woraus Oel gemacht wird, Granatbäume, Zitronen- und Orangenbäume, Maulbeerbäume, Seidenwürmer, Muscusthiere und Nasenhörner. Unter andern Seltenheiten hat es auch ein Rohr, woraus man Gefäße macht, die hernach inwendig lackirt werden. Ferner wächßt allda eine Pflanze eines Daumens dicke, daraus oben ein dicker Busch wie Hare wächßet, welche die Indianer spinnen, und Tapeten, Decken, Stoffe, und dergleichen daraus machen.

Zu Soumelpour, im Reiche Indostan, in dem Sande des Flusses Gouel, funfzig Meilen nach dem mitternächtlichen Gebürge zu, liegt eine Diamantgrube, in der vom Februario an bey zehntausend Menschen Diamante suchen, welche zwar nicht groß, allein spitzig und schön sind, und pointes naives genennet werden.

Der Indigo ist eine sehr einträgliche Waare Indiens. Der beste von der Welt wächßet in der Gegend zu Amadabat, in dem Königreiche Guzurate, bey dem Dorfe Chirchees. Die Indianer nennen den Indigo Anil. Er wird aus Blättern gemacht, die fast dem Kraute von gelben Rüben gleich kommen, ohne daß sie nicht so lang und darneben bitter sind. Das Gesträuche davon bekommet Reben, und schießet sechs bis sieben Schuhe hoch in die Höhe. Die Blüte ist wie Distelblumen und der Samen gleicht dem Senf. Die Saatzeit ist im Junio. Die Erndte aber im November und December, da man die Pflanze

abschneidet. Die Wurzel trägt, ehe man sie ausrotten und vom neuen säen darf, drey Jahre lang. Das erste Jahr schneidet man sie ab einen Fuß hoch über der Erde, davon nimmt man die Blätter, legt sie an die Sonne und trocknet sie. Darauf weichet man sie vier bis fünf Tage in einem steinern Trog, gießt sechs bis sieben Schuhe hoch Wasser drüber und rührt sie so lange um, bis das Wasser die Farbe ausgezogen hat. Dann seigt man das Wasser in einen andern Trog, läßt es setzen, läßt es den Tag stehen, und seigt es des andern Tages ab. Was auf dem Boden ist, seiget man durch ein grob leinen Tuch, läßt es an der Luft trocknen, und das ist der beste Indigo. Die Wurzeln tragen kommendes Jahr wieder, aber die Blätter sind nicht so gut, dennoch aber ist der daraus gemachte Indigo besser, als der wilde, den man Gyngey nennet. Die Blätter des dritten Jahrs aber taugen fast gar nichts, und die Einwohner färben ihre Tücher damit.

Man erkennet den Indigo an seiner Farbe, welche, wo sie recht ist, etwas ins violette spielet, und so man ihn verbrennet, riecht er auch wie Violen. Das Feld, worauf man ihn künftiges Jahr säen will, muß das vorhergehende Jahr Brach liegen.

Man macht auch einen Indigo aus einer andern Pflanze, die nach der Regenzeit gesäet wird, und wie Hanf siehet; die Blätter sind sehr lang und dicke, und können jährlich dreymal geschnitten werden.

Der

Der Americanische Indigo von St. Dominico ist von diesen beyden Arten in Ansehung der Wurzeln und Blätter sehr unterschieden. Der Strauch davon ist vier Schuhe hoch, und treibt knotigte Stengel, aus denen Ribben wachßen mit Blättern. Die Zubereitung kommt fast mit der Ostindianischen gleich.

Muscatennüsse holet man in der Halbinsel von Malacca.

Nelken bringet man aus den Inseln Celebes.

Zimmtrinde holet man auf dem Eylande Ceylon.

Perlen bringet man von dem Vorgebürge Comorin.

Moscus und Bisam kommt aus Bengala und Conchinchina.

Von Surate bringet man die allerschönsten Indianischen Brocate, die allerreichesten seidenen Zeuge, Leinwand, Nesseltuch, Porcellain, künstliche Schränke, Silber, Gold, geschnittene und gefaßte Diamanten, Gewürze, Farbe und Arzeneysachen.

In denen Städten des Königreichs Cachemir, Atock, Raja, Multan und Jengapor, handelt man mit Elephanten, Schafen und kleinem Viehe.

Der Pfeffer ist zu Visapour sehr wohlfeil. Man bezahlt das Quintal sieben bis acht Thlr. gegen Tausch.

Alle Landeseinwohner müssen den Pfeffer nach Goa zum Verkauf bringen.

In dem Königreiche Bisnagar sind viele Gold- und Silberbergwerke, Diamantgruben, Amethysten und Saphiere in Flüssen rc.

Zu Gandicot wächßet viel Pfeffer, Ingwer, Rhabarbara, Zuckerrohr, Cocosnüsse; Palmbäume und überflüßiger Reiß.

Zu Kolconda ist die reichste Diamantgrube in ganz Indien.

Zu Cranganor treiben die Holländer starken Handel mit Pfeffer, von welchem man rühmt, daß er nach dem von Calicut der beste sey.

In der Meerenge der Küste von Coromandel ist eine treffliche Perlenfischerey, auch findet man allda auf den Felsen im Meere so schönen Ambra, als zu Madagascar und in denen Maldivischen Inseln immermehr gefunden wird.

Tranquebar hat eine Dänische treffliche Buchdruckerey, allwo die Bibel in Malabarischer, in Dänischer und Portugiesischer Sprache gedruckt worden ist, und verkauft wird.

Zu Pondichery wächßt sehr viel Reiß und Küchenkrahm, sind viel Zitronen da, Pommeranzen, Bananas, Granatäpfel, Patatas, Wassermelonen, viele Arten Gefieder, viele Ochsen, Kühe und Büffel, die man zum Tragen braucht, wie auch viele Cocosbäume. Allda wird viel Geld von Franzosen geschlagen.

Zu Sadraspatan bis zwey Meilen nach Pondichery sind lauter Cocoswälder.

In Masulipatan macht man den besten Cattun von Indien, und den Reiß erndtet man zwey, auch

auch mancher Orten dreymal. Acht Hühner gelten vierzehn Sols, und ein Schaf eilf Sols, und ist da alles sehr wohlfeil.

Zu Golconda giebt es ungemein viele reiche Gold- und Silberbergwerke, Diamant- Saphier- und Edelgesteingruben. Steine von außerordentlicher Größe muß der König heimlich schneiden lassen, außerdem aber befürchten, daß ihm solche der große Mogol abfordern würde. Auch wird viel Bezoar allda gefunden, welcher große Summen in Ansehung der Auflagen beträget.

Das Königreich Azem hat Gold- und Silberbergwerke, Stahl, Bley, Eisen, nur das Gold darf nicht aus dem Lande geführt werden.

Das Königreich Pegu hat unmäßig viele Crocodille, welche man recht füttert und anbetet.

Das Königreich Laos bringet unglaublich viel Benzoin hervor. Der Benzoin ist eine Erde, die man um die Ameißenhaufen in Menge findet. Besonders erzeugt kein Land so viel Elephanten, und mithin so viel Helfenbein, als dieses Land, ingleichen Ochsen, Büffel, Reiß, außerordentliche große Fische, und Reiß, welcher sich von dem Schaum des Regens, der an der Sonne trocken wird, selbst erzeuget.

In dem Königreiche Cochinchina wächßet viel Reiß, Früchte, Kräuter, Benzoin, Adlerholz, Calemba, Zimmtbäume, Pfeffer, Gold, Silber, Seide, baumwollene Zeuge, Porcellain, Nasenhörner, Elephanten und Fische.

In

In dem Königreiche Tonquin sind weder Gold- noch Silberminen; allein es erzeugt viele Seide, Muscus und Aloeholz.

Auf den Maldivischen Inseln wird eine ungemeine Menge Cocosnüsse geerndtet, Zitronen, Granaten; es wird viel schwarzer und grauer Ambra gefunden, schwarze Corallen und kleine Maldivische Muscheln, welche an statt der Scheidemünze in ganz Indien gebraucht werden. Desgleichen findet man allda viele Schilder von Schildkröten, von so ungemeiner Größe, daß auf einem wohl zehn bis zwölf Personen sitzen können, jedoch sind die kleinen viel schwärzer und höhern Werths.

Auf der Insel Ceylon sind vieles Rindvieh, Büffel, Schweine, Ziegen, Gemsen, Hasen, Hunde, Affen, Tyger, Elephanten, Bäre, Esel und Pferde. Die Elephanten hier sind die besten in ganz Indien, und die andern Elephanten sollen die Ceylonischen gleichsam ehrerbietig grüssen. Man hat also auch viel Helfenbein. Die Affen sind zu Ceylon ganz bewundernswürdig. Die vornehmste Art davon heißet: Orang Oerangs, so so viel heißet, als wilde Menschen, denn sie sind nicht nur als Menschen gebildet, sondern haben auch fast Menschenverstand. Sie haben kleine Hare, sind hurtig, stark und kühn, und stellen sich so gar wider die Jäger zur Wehr, besonders sind sie sehr verliebt, und darf sich kein Weibsbild vor ihnen in den Wäldern blicken lassen. Man fänget sie mit Schlingen, und macht

sie

sie zu allerhand Hausarbeit geschickt, als zum Gläßerschwenken, Getränke einzugießen, Bratspieße zu drehen ꝛc. In Ceylon giebt es auch viele Vögel von ganz besonderer Gestalt und Gesange. Ferner ist Ceylon sehr reich an Gewürze und Edelgesteinen. Nur keine Diamante. Die Bergwerke bleiben unbearbeitet liegen. In den Wäldern sind viele Pommeranzen- und Zitronenbäume, Nelkensträuche und Zimmtbäume. Die Quintale Zimmtrinde gilt auf der Insel Ceylon nur vierzig Sols.

Auf der Insel Sumatra wird lauter Hirsen und Reiß gebauet. Auch wächßet viel Pfeffer, welcher nach dem Ceylonischen der beste seyn soll. Auch ist allda viel Zimmt, Ingwer, Zucker, Benzoin, weißes Sandelholz, Pommeranzen- Zitronenbäume, Honig, Wachs, Baumwolle, viele Cocosbäume; auch hat das Land viele Gold- Silber- Kupfer- Zinn- Eisen- Bley- und Schwefelbergwerke, nicht weniger auch Edelgesteine, die aber Niemand suchen darf. Endlich hat Sumatra viele Elephanten, Nasenhörner, Tyger, Löwen, Leoparden, Hirsche, wilde Schweine, Stachelschweine, wilde Pferde, Zibethkatzen und Affen.

In das Königreich Achem, oder Achin, handeln alle Europäische Nationen. Sie bringen dahin Reiß und Speccereyen, wie auch baumwollene Tücher, und man bezahlt es ihnen mit Golde und Edelgesteinen.

Die

Die Insel Java hat viele Gold- Silber- Kupfer- Diamant- Rubinen- und Smaragdbergwerke.

Auf der Insel Borneo giebt es allerhand unbearbeitete Metall- und Mineralienbergwerke, allein die Einwohner sind unerfahren in der Schmelzkunst. Doch braucht man den Goldstaub, den man in den Flüssen findet. Es wachßen daselbst viele Caßien, Reiß, welcher besser ist, als anderswo. Die Landfrüchte sind weit unterschieden von andern Ländern in Ansehung der Farbe, Gestalt und Größe, auch sind die Thiere selbst von vielerley wundersamer Gestalt, als nirgendswo. Es ist daselbst ein Ueberfluß an Caßien, Wachs, Kampfer, Pfeffer, Gummilack und anderer kostbaren Farben. Auch giebt es allda viele Gattungen von Affen, unter denen die besonders zu merken, in welchen man so guten Bezoar findet, als nirgendswo in ganz Indien anzutreffen ist.

Auf der Insel Celebes ist viel wohlriechendes und anderes Farbeholz nebst überflüßigen Specereyen, wie auch viel Reiß und herrliche Fische.

In denen Philippinischen oder nördlich gelegenen Moluccischen Inseln, sind viele Gold- und Eisenbergwerke, besonders zu Mindanao, welche aber ungebraucht da liegen.

Die Handlung der Moluccischen Inseln bestehet in Zimmt, Cocosnüssen, Bananas, Pomeranzen, Limonen, Aloe, Sandelholz, Zimmt, Muscatennüssen, Muscatenblüthen. Was aber

das meiste ist, womit auf denen Moluccischen Inseln gehandelt wird, ist wohl unstreitig eine überaus große Menge Nelken.

Die Handlung auf der Insel Ceylon bestehet mehrentheils in langem Pfeffer, Helfenbein, Leinwand, vielen medicinischen Kräutern und Wurzeln, guten Apothekerwaaren, Cardomomen, Mirabolanen, Seide, Toback, Ebenholz, sehr gutem Bauholz, Bleyerzt, Betel, wilden Honig, Bisam, Wachs, Cristallen, Salpeter, Schwefel, Zucker, Corcome, Reiß, Eisen, Stahl, Kupfer, und außer denen Diamanten in allen erdenklichen Sorten edeler Gesteine. Was aber endlich das allervornehmste bey dieser Handlung ausmacht, das sind die beyden Stücken, nämlich Zimmtrinden und Elephanten.

Die Handlung auf der Insel Sumatra bestehet in Gold, Silber, Zinn, Kupfer, Eisen, Diamanten und andern kostbaren edelen Gesteinen, sodann auch mit Pfeffer, Wachs, Honig, Kampfer, Caßia, Sandelholz, Schwefel, Reiß, Zucker, Ingwer und Benzoin.

Die Handlung auf der Insel Java bestehet aus vielerley Arzeney und Apothekerwaaren, Cocosnüssen, Areck und Oel.

Die Handlung auf der Insel Borneo und deren Seehäfen bestehet in Diamanten, Gold und Perlen, Bezoar, Sapanholz, Pfeffer, Wachs, Mastix, allerhand Räucherwerk und vielerley Gattungen Gummaten.

Die

Die Handlung auf den Moluccischen Inseln bestehet aus Gold, Diamanten, Perlen, Bezoar, Sapanholz, Mastix, Pfeffer, Wachs, allerhand Sorten von Gummi und Harzen, nicht weniger in einer Art Leinwand, welche man Tamette nennet, und dieses ist eine solche gebräuchliche Landleinwand, daß sich Hohe und Niedere beyderley Geschlechts darein kleiden. Ganz was besonderes haben die Moluccischen Inseln, das nirgendswo anders gefunden wird, nämlich das Sago, das ist ein Marck aus einem den Europäischen Tannen gleichenden gewissen Baume, welches sie sammeln, und davon Brodt und Kuchen backen, und an die Speisen verbrauchen; besonders machen sie eine delicate Suppe und Gemüse davon, ja sie thun es in das Getränke, welches davon einen sehr anmuthigen Geschmack bekommt. Dieses Mark kann man wie Mehl zerreiben und trocknen. Sonst haben diese Insulaner Stücklein Eisen statt des Geldes gehabt, die Holländer führten aber die Caßias, eine gewisse Art Kupfermünze, nachhero ein, welche auch itzt in Indien sehr Mode geworden ist.

Die Handlung auf der Insel Amboina bestehet in nichts anders, als in Muscatennüssen und Nelken, welche so wohlfeil sind, daß sie fast gar nichts gelten.

Das Königreich Siam hat besonders viel Zinn, welches Niemand aufkaufen darf, als die Holländer. Sonst hat es in Handlung viel Schiffbauholz, Hirschhäute, Büffel- und Tygerhäute, Gummilack,

milack, Sapanholz, Calembac, das ist Aloe, Honig, Wachs, Zucker, Pfeffer, Reiß, Salz, Firniß, wohlriechend Holz, Chinesischen und Japanischen Thee, Calin, ein dem Zinne ähnliches Metall, grauen Ambra, baumwollene Landleinwand, Salpeter, Gummigutti, Röhre, Baumwolle, Seide, Benzoin, Bezoar, Bisam, Adlerholz und Helfenbein.

Zu Bengala ist der Hauptsammelplatz aller commercirenden Nationen. Man findet in ganz Indien nicht so viele und reiche Handelsvorrathshäuser und Waarenlager, als zu Bengala. Allda trifft man alles, was man nur denken kann, in Menge an. Unter andern rohe Floretseide, Wolle, gesponnene Baumwolle, rothes Holz, allerley Arten Bolus, Caffee, Coris, Maldivische Muscheln, Wachs, Indigo, Lack in Tafeln, in und außerm Holze, Myrrhen, wohlriechende Aromata, Bisam von Patna, grauen Ambra von Comorin, rohen und gereinigten Salpeter, Diamante, trefflich köstliche Confituren, Brocat, Taffent, Atlaß, Damast, Terra merita, oder Kurkumewurzel, gemeinen Zucker, Zuckerkant, Borax, allerhand Samen, Amphion, vielerley medicinalische Wurzeln, gestickte Decken, Tapezereyen, gewürckte Decken, verschiedene Gattungen seidener Zeuge, Zeittücher von gesponnener Baumwolle, gestreift und weiß, dergleichen Kannevasse, verschiedener Modelle fertige Nähküssen, Westen, Mützen und Manns- und Weiberkleidungen. Auch

findet man Moßeline, feine, dichte, helle, dunkele, gestreifte, blumichte, gestickte, und endlich Leinwand, die aus einem Dinge gemacht wird, das man Kraut nennet, und auf einem Baum, gleich als Hare, wächßet.

Auf der Küste von Coromandel findet man alle Arten von Kaufmannswaaren.

Auf der Küste zu Malabar bestehet die Handlung vornämlich in weißem Reiße, der überaus wohlfeil ist. Auch ist der Pfeffer außerordentlich wohlfeil, und kostet das Pfund allda zwey bis drey Sous. Auch hat diese Küste Granaten, Saphiere, Hyacinthen, Rubine, Topasen, und noch andere Arten edeler Gesteine.

Die Stadt Cambaya handelt stark mit baumwollenen Tüchern von verschiedenen Gattungen, groben Tüchern zu Säcken und Seegeltüchern, vielen Sorten Seidenzeuge, Gürteln, durchsichtigen Zeugen, Tapeten, Drapsd'ors von Seide und Baumwolle, Bettdecken, Gezelten, Matratzen, Bettvorhängen, Bettgestellen, Lehnstühlen, Bretspielen, Hausmobilien, Indigo, Salpeter, Borax, Kümmel, Amphion, Rhabarbara und allerhand Gattungen edler Gesteine.

Die Stadt Surate hat in Handlung rohe und gesponnene Baumwolle, einfärbige und vielfärbige Cattune, seidene Zeuge, Brocat, Gold- und Silberstücken, gedruckte Sitze oder Perses,

das

das ist, gemahlte Sitze, rohe Seide, Aloe, Indigo, Caffee, Sapanholz, Specereyen, Rauchwerk, Borax, Gummilack, aus Gummilack gemachtes Siegellack, Kurkumewurzel, rothen Bolus, Bisam, Bezoar, Perlen, Diamanten, und sonst noch andere edele Steine.

Golconda, Visapour, Bengala und die Insel Borneo, sind die einzigen Orte in Indien, wo Diamantgruben seyn.

Zu Amadabat wird stark gehandelt mit Diamanten, Damast, Atlaß, Taffent, Sammt, Alcatise oder Tapeten, an denen der Grund von Gold, Silber, Seide oder Wolle ist, baumwollenen Tüchern, Sitzen 2c.

Der lange Pfeffer gilt der Mein in Indien 15 Mamoudis.

Das Holz von langem Pfeffer, der Mein gilt 4 Mamoudis.

Der große Pfeffer gilt der Bahor von 500 Pfunden 28 bis 38 Realen.

Der kleine Pfeffer gilt der Mein 14 Mamoudis.

Der Ceylonische Zimmt gilt der Mein 50 bis 60 Mamoudis.

Die Muscatenblüte oder Macis gilt der Mein 157 bis 158 Mamoudis.

Die Muscatennüsse gelten, der Mein 56 bis 57 Mamoudis.

Der Mein Nelken gilt 103 bis 104 Mamoudis.

Ein Mein gilt in Indien	Mamoud.
Indigo von Agra	54 bis 55
Indigo von Amadabat	45
Gereinigter Salpeter	7
Salarmoniac	28
Gummilack in Siegellack	40
mit Bisam	50 bis 60
Man kauft das Pfund für 10 Sols und verkauft die Unze eben so hoch.	
Gewaschener Gummilack	10
Ordinairer Gummilack	7
Suratisch. Safran zum Färben	4 bis 5
Aloe Succotrin	28
Das Holz Aloe in großen Stücken	200
Das Holz in kleinen Stücken	400
Es giebt so kostbare Aloe, die auf Mamoudis zu stehen kommt	4000
Caßia	2
Borax	35
Zuckerkant	18
Weißen Kümmel	35
Myrrhen von der Sorte Miragilet	7
Die Sorte, so man Mirabolts nennet und aus Arabien komt	30
Allerhand Arabisches Räuchwerk	3
Weyrauch	3
Ingwer	7

Nach

Nach Beschaffenheit verschiedener ohnmöglich zu benennender Umstände, als Seestürme, Schiffverunglückung, Krieg, Mißrathen rc. wird manchmal eine Sache theurer, manchmal auch um besonderer Ursachen willen theurer, also daß man den Preiß nicht so genau determiniren kann: Allein ich habe diesen Tax durch ganz Indien mehrentheils für diese Preise befunden, auch von denen Einkäufern, bey denen ich mich sehr genau nach allen erkundiget, eben dieses erfahren; endlich aber habe ich diesen Preiß so gar in Tranquebar, in einem gedruckten Handlungstarif eben also für durchgängig im Preiße übereinstimmend befunden. Ich theile es also curiositatis causa denen Lesern wohlmeynend mit.

Die Atlaße oder Satine von Seide und Gold, gilt das Stück von 9 Cobits 21 Mamoudis.

Die seidenen von Seide und Gold gestickten Cotoins, gelten das Stück 13 bis 14 Mamoudis.

Die Cotoins von Seide und Silber, gilt das Stück 12 bis 14 Mamoudis.

Die Cotoins von purer Seide, ohne Gold und Silber, gelten das Stück zu 9 Cobits, 18 Mamoudis.

Der schlechte Taffent zu 15 Cobits, gilt das Stück 14 Mamoudis.

Der Mein Baumwolle gilt, nämlich den Mein zu 34. Pfunden, 20 bis etliche 50 Mamoudis.

Die allerschönste und auf ein Har gesponnene Baumwolle kostet der Mein 5 bis 700 Mamoudis und drüber.

Aus dem, da der Mein 400 Mampudis zu stehen kommt, werden Baffetas gemacht, davon das Stück 30 bis 36 Mamoudis kostet.

Aus dem, da der Mein 500 Mamoudis gilt, machen die Indianer Baffetas, deren ein Stück 80 bis 110 Mamoudis kommt.

Baffetas sind baumwollene Leinwande, und werden bey Surate gemacht.

Stücken von 19 bis 20 Cobits, so 22 Tassots breit liegen, gelten das Stück 2 bis 6 Mamoudis.

Manche sind eben so lang, allein 33 Tassots breit, und diese gelten 5 bis 12 Mamoudis.

Allein es giebt so feine, welche 500 bis 1000 Mamoudis gelten.

Die Baffetas sind sehr unterschieden, von verschiedenen Couleren und Mustern.

Zu färben giebt man für ein Stück ein und einen halben Mamoudis, und da wirds noch gepreßt und zusammen gelegt, Zeichen daran gemacht, in Papier und endlich gar eingepackt.

Es giebt Baffetas von Brampour zwischen Surate und Agra, die nur drey Mamoudis gelten, die von Seronge aber gelten 9 Mamoudis, allein sie halten auch 16 Cobits.

Die gemahlten Cattune sind unterschiedenen Preises, nach dem die Mahlerey ist. Die mit Pin-

Pinseln gemahlten sind viel theurer, als die gedruckten.

Die zu Masulipatan gemahlten werden für die besten gehalten, und am theuresten bezahlet.

Von dem Specereyenhandel haben sich die Holländer absonderlich Meister in Ostindien gemacht.

Zu Karcal wächßt ein großer Ueberfluß von Reiß, Indigo ꝛc. und fabricirt man daselbst eine gewaltige Menge von allerhand baumwollenen Tüchern und gemahlter Tüchern, so von Leinwand sind.

Dieses sind nun diejenigen Waaren, welche aus Indien nach Europa mit so vielen Kosten und Lebensgefahr geholet werden.

Bey diesen allen sind schon viele Menschen, ja die Indianer selbsten auf die Erhebung der Frage gekommen, ob denn die Reisen der Ostindianischen Handlungscompagnien und anderer Privatkaufleute von so großer Nothwendigkeit wären? Man hat in Erwägung gezogen:

1) Ob die Indianischen Waaren denen Europäern nothwendig und unentbehrlich wären?

2) Ob nicht die Europäer ohne Indiens Waaren eben so beglücktes und gesegnetes Leben führen könnten?

3) Ob es vor GOtt erlaubt sey, sein Leben zeitlichen unnöthigen Gewinnstes wegen, auf einer Reise nach Indien aufzusetzen?

4) Ob Indien so kostbare Waaren in der That besitze, als die Einbildung der Europäer dieselben hoch schätzte?

5) Ob durch die Reisen nach Indien und Einführung dieser Waaren nicht das wahre Wohlseyn und die ächte Glückseligkeit der Europäer vielmehr verringert, als ein wahres Wohl befördert würde?

6) Ob nicht vielmehr zu behaupten stehe, daß die Schein- und falschen Schätze Indiens, so die Einbildung der Europäer freywillig in so hohe Achtung gesetzet, allen fremden Nationen entlegener Lande ungleich schädlicher seyn, als hoch man deren Werth und Achtung erhebet?

Ich meines Orts will und kann diese Fragen keinesweges entscheiden, indessen ist es wahr und gewiß, daß die Indianer die Europäer recht für sehr arme Leute, ja Bettler halten, als solche, welche so weit zu ihnen kommen, und sich mit ihren Landesfrüchten zu bereichern trachten; ja ich weiß, daß sie mir oftmals in Unterredungen zu verstehen gegeben, daß sie die Europäer für verblendete, hochmüthige, wollüstige und geizige Leute hielten. Es ist nicht zu leugnen, daß bey der Einnehmung dieser und jener Plätze in Ostindien von ein und andern Privatpersonen

nen unerhörte, ja himmelschreyende Grausamkeiten und recht barbarische Tyranneyen ausgeübet worden. Allein so wir die Bekehrung der Götzendiener und Heiden zu den Christenthum auf der andern Seite in Betrachtung ziehen, so wird wohl diese Frage von der Nothwendigkeit der Christen nach Ostindien dadurch können limitirt werden, daß der Endzweck der Bekehrung heidnischer Völker eine von GOtt nicht nur erlaubte, sondern so gar gebothene Sache sey; was die unterlaufenden Grausamkeiten bey der Bekehrung selbst anbelanget, so ist ein solches mehr für einen Exceß aus denen Grenzen gemessener Befehle schreitender Privatpersonen und Unterthanen einzig und allein anzusehen, und die Sache nicht ganzen Nationen beyzumessen, welchen niemals in den Sinn gekommen, den Christennahmen bey so entfernten Heiden stinkend zu machen.

Es ist aber inzwischen auch meines Erachtens durch die Reisen nach Indien denen Indianern in Ansehung vieler Vortheile kein Wehe geschehen, indem dieselben vor den Ueberfluß ihrer Landeswaaren, deren sie sich vor dem nicht einmal zu bedienen wußten, solche Sachen aus Europa erhalten, welche ihre Lebensbequemlichkeiten, den Umgang mit wohlgesitteten Europäern, ja endlich ihr ewiges Wohl befördert haben. Was gegentheils die Indianischen Reichthümer anlanget, so dienen solche ad bene esse. Hier

muß ein verständiger Christ den Mißbrauch von dem erlaubten Brauche wohl zu unterscheiden wissen; und warum sollte es Sünde seyn, mit Maße Caffee zu trinken, Austern zu essen, Knaster und Moreaner zu rauchen, Diamante und Helfenbein zu tragen, und seine Speisen mit Zimmt, Zucker, Nelken, Macis, Muscatennüssen, Cardomomen und anderm Gewürze, das aus Indien kommt, schmackhafter zu machen, und sich ausländischer Waaren zu bedienen, ob man gleich geringer leben, und sich mit denen Früchten seines Vaterlandes sattsam hinbringen könnte? Ich glaube also gewiß, ein Mann, der sich aller Schätze Indiens bedient, thue nichts sündliches und unerlaubtes, und wäre ein Narr, so er alle diese Dinge, so aus Indien kommen, wollte stehen lassen, und sich ein Gewissen machen, sich solcher als eine ausländische Sache zu bedienen.

LXIX. Capitel.

Von Wallfischen.

Die Wallfische machen oft ganze Berge von Wasser im Meere und darbey ein ganz entsetzliches Geräusche. Wenn die Schiffer solches sehen und sich also fürchten müssen, von den Wallfischen umgeworfen zu werden, so machen sie ein großes Geschrey, und blasen mit Trompeten, wodurch sich die Wallfische vertreiben lassen, daß sie sich in das Meer hinunter stürzen. Es werfen die Meereswellen oft die Wallfische aufs Land, da sie liegen bleiben, und von denen Menschen zu Erbauung ihrer Wohnungen und allerhand Bedürfnissen gebraucht werden. Sie nehmen die Rippen, machen davon Querbalken, die Thüren und Tische machen sie aus den Kinnbacken. Die Gelenke des Rückgrades dienen ihnen zu Mörseln, um in selbigen das Getreyde zu zerstoßen. Die Schuppen und Fett brauchen sie ebenfalls, und wissen sich diese Thiere ungemein zu Nutze zu machen. Was ihre Größe anlanget, so hat man große und kleine, und so gar, die auf anderthalbhundert Schuh lang und zwey Schuhe dicker Haut seyn. Es ist gräßlich, wenn man solche ungeheure Thiere im Meere siehet.

Der Thran und Fischbein ist eine solche Sache, welche vieles Geld einbringet; allein in Ostindien ist nicht der rechte Ort ihres Fanges, sondern vielmehr in der Nordsee, allwo der rechte Wallfischfang ist, und ist mir gesagt worden, daß es nirgends so viele Fische geben sollte, als bey Norwegen, allwo es schiene, daß sie sich daselbst aus der ganzen Welt her versammelten.

Einem Europäer ist der Wallfisch ein ungemein abscheulicher Anblick, denn da er dergleichen große Thiere niemals gesehen, so kann er solche anders nicht, als mit Entsetzen und Erstaunen ansehen, wenn er sie zum erstenmal zu Gesichte bekommt.

Es machen auch die Wallfische im Meere ganze Berge von Wasser und rechte Mauern, und wenn man ein groß Geschrey oder ein Getöse mit schallenden Instrumenten macht, vergehen diese Berge und die Wallfische stürzen sich ins Meer, daß man in kurzem nichts mehr von ihnen sehen kann.

Die Schiffer können sich nicht allemal sattsam genug für diesen Thieren hüten, also, daß es mehr als einmal geschehen ist, daß sich Wallfische unter die Schiffe begeben, und solche um und in das Meer geschmissen haben, da denn Ladung und Menschen untersinken und ertrinken müssen.

Der Steuermann meines Schiffes, welches ein sehr alter versuchter Schiffer war, erzählte oftmals, daß er in Norwegen auf dem Wallfischfange drey Wallfische gesehen, in deren Bäuchen man

man Menschen gefunden: als in dem einen eine Mohrenfrau, welche aber schon ziemlich anbrüchig gewesen; in einem andern wäre ein Dänischer Soldat mit Ober- und Untergewehr annoch ganz frisch gewesen; in dem dritten aber wären drey Personen angetroffen worden, welche zwar schon mehrentheils wären verdauet, doch aber noch zum Theil mit Kleidern versehen gewesen. Ja ein anderer und ein Bootsknecht versicherten, auf einer an der Straße nach Ostindien gelegenen Insel einen Wallfisch angetroffen zu haben, welcher todt gewesen, und hätte er sich mit vier seiner Cammeräde in den Fisch begeben, und vermöge einiger Fackeln das inwendige wundersame Gebäude dieses Fisches mit größtem Erstaunen betrachtet, und hierbey versicherte er, daß vier Personen vollkommen Platz gehabt haben würden, so sie sich damals vielleicht Schiffbruchs wegen hätten genöthigt gesehen, in diesem Fische Herberge zu nehmen, und aus Furcht für dem Wilde ihr Nachtlager allda aufzuschlagen, woraus man gar leichte aus der inwendigen Größe dieses Fisches, sein äußerliches Ansehen beurtheilen kann, dessen Länge sich oft auf hundert und funfzig Schuhe erstrecket.

LXX. Capi-

LXX. Capitel.

Von Würmern.

Würmer giebt es so wohl im Meere und in der großen Welt, als in der kleinen Welt, dem Menschen; ja man will behaupten, daß jedes Geschöpfe seinen Wurm mit sich trage, welcher nach der Entlebung das Seine zur endlichen Verwesung beytrage. Anitzt reden wir aber von einer besondern Art Gewürme, die man Wurm nennet. Diese Thiere halten sich im Flusse Indus und Ganges auf, und außer an diesen Orten, giebt es nirgends keine. Ihre Länge erstrecket sich von zehn, zwanzig und dreyßig Schuhen, immer länger und länger, nach dem sie alt sind, und sind zwey Fuß und nach Proportion auch vier, sechs und mehr Fuß dicke. Sie sind dergestalt stark, daß sie alle Thiere, und so gar die größten Elephanten, wenn sie Trinkens wegen anlangen, in den Strohm ziehen und sie in Stücken zerreißen, die sie verzehren, und sich davon erhalten. Und dazu helfen diesen Würmern besonders die zwey Zähne, davon sie an jedem Kinnbacken einen haben, welcher vier Zolle lang ist. Man fängt diesen Wurm auf wundersame Art, man macht nämlich eine auf einem tief eingegrabenen Pfahl beweglich bevestigte Angel von proportionirter Stärke. An diese bindet man ein dickes

Seil, und unten dran einen ziemlichen Hammel, oder eine Ziege. Wann nun der Wurm den Hammel mit dem Seile hintergeschlungen, ziehen sie ihn ans Land und hängen ihn in die Luft, da er denn nach der Zeit ein Oel von sich giebt, welches sich an der freyen Luft entzündet.

Auch giebt es noch eine andere Art merkwürdiger Würmer in Indien, die von der Natur, anfänglich als eine Röhre gebildet, zum Vorschein kommen, woraus Hörner hervor ragen. Nach einiger Zeit aber kommt er in Gestalt eines Wurmes herfür, wornach er sich in eine Haut einschlüßet, gleich denen Seidenwürmern, darauf bekommt er Flügel. Von diesem wolligten Gehäuse, solsie sich spinnen, oder vielmehr, in welches sie sich einspinnen, werden in Indien die allerfeinsten Tücher gemacht, die man haben kann.

Ein gewisser verständiger Indianer erzählte mir, wie sein Vater an dem Ufer des Meeres von einem Wurm sey erhaschet und ins Meer hinunter gezogen worden. Dergleichen Würmer haben eine einzige, aber eisenharte Kallaune, die durch den ganzen Leib durchgehet, und welche zu der ungemeinen Stärke das meiste beyträget, welche dergleichen Würmer besitzen. Es haben inzwischen diese Würmer ein sehr schönes Blut bey sich, welches man also zu arbeiten weiß, daß es gut zum Färben und Mahlen taugt, und fast einem Purpur gleich kommet. Man verkauft das Pfund solchen präparirten Blutes für dreyhundert

hundert und mehr Ducaten, und kommt keines aus dem Lande, denn die Könige pflegen nur dergleichen gefärbte Kleidungen entweder einfärbigt, oder gestreift zu tragen. Die Zähne davon sind ein gewisses Mittel für die Kinder, wenn die Zähne ungerne durchschwellen, so man ihnen das Zahnfleisch streichet.

So schädlich nun diese Würme dem Viehe und Menschen sind, welche sich an das Ufer wagen, so großen Nutzen befördern sie auch denen Einwohnern, denn sie fangen die schädlichsten Mücken, Fliegen, Vipern und andere fliegende und kriechende Ungeziefer hinweg, welche sonst die größte Beschwerlichkeit verursachen würden.

Das Oel, so aus diesen Würmen herab träuft, so man sie einige Zeit an die Luft aufhänget, gleichet in verschiedenen Eigenschaften dem Maphtaöl. Man verwahret es in steinernen oder andern mit Harz wohl verschmirten Gefäßen, sobald als man aber Luft hinzu kommen läßet, entzündet sichs von innen, zersprenget das Gefäße mit grossem Krachen, und sprenget das Oel weit um sich herum, mit so harter Wirkung, daß es alle, die es betrifft, brennet, ja durchs Fleisch bis auf den Knochen durchfrisset. Das gemeine Volk hat davon wenig Känntniß, doch muß es statt der Frohndienste und Königlichen Steuern eine gewisse Anzahl Würmer an die Bramanen liefern, welche dieses Oel zubereiten, und man bedient sich dessen entweder bey oftmals gewöhnlichem Aufstande des gemeinen Volks, als eines vom

Him=

Himmel herabgekommen fressenden Feuers, oder aber als eine Art Feuerbomben, welche man nach einer kleinen Lüftung unter das feindliche Heer schleudert, oder aber bey denen Götzendiensten, als ein vom Himmel herabkommendes Opfer, verzehrendes Feuers, zum Zeichen des Wohlgefallens desjenigen Götzen, dem man ein Opferfest angestellet hat. Die Fortpflanzung dieser Gewürme geschiehet endlich folgendergestalt: Sie bekommen unten am Bauche in einer von der Natur darzu verordneten Hohlung, gleich denen Krebsen, eine unzählige Menge steinharter Eyerlein. Diese Eyer nun werden nach und nach in denen Viebern, darinnen sie hängen, grösser und grösser, und wenn eines nach dem andern das Leben bekommet, so macht sichs loß, und fället zu Grunde, allwo es sich von selbsten nähret, bis es die Grösse und Kräfte bekommet, als die Alten haben.

LXXI. Capitel.

Vom Zimmtbaum.

Der Zimmtbaum ist von mittelmäßiger Größe. Die Blätter daran kommen den Lorberblättern gleich. Bey dem Anfange des Austriebes sind die Blätter hochrother Farbe, wie Scharlach, welche, wenn man sie reibet, mehr nach Nelken, als nach Zimmt riechen. Die Frucht dieses Zimmtbaumes gleichet denen Europäischen Eicheln. Diese Eicheln kochet man, und so kocht ein Oel heraus, welches auf dem Wasser schwimmet, und nach und nach erhärtet, also, daß man Wachslichter daraus formiren kann. Man brennet dieses Oel auf der Insel Ceylon in Lampen; allein man darf keine Wachslichter davon machen noch brennen, weil sich dergleichen nur der König bedient. Die Rinde des Zimmtbaumes ist der weltbekannte Zimmt, welcher nicht von Natur so bräunlich, sondern so man ihn abschälet, weiß aussiehet, nachhero aber von den Sonnenstralen bräunlicht trocknet, und nennet man denselben sowohl Zimmt, als Caneel.

Das

Das Quintal Zimmtrinde gilt zu Ceylon nur vierzig Sols.

Die Handlung in Ceylon mit Zimmtrinden ist stärker, als anderswo.

Der Mein Zimmtrinde galt, da ich zu Ceylon war, sechzig Mamoudis.

Ich hatte einmal die Ehre, unter der Suite eines Holländischen Gesandten von Batavia aus, nach einem kleinem Königreiche zu reisen, dessen Name Azar war. Der König, der zwar nur ein Königreich besaß, das nicht vier vollkommene Meilen im Umfange haben mochte; allein an Gold, Silber, Edelgesteinen und Cocosbäumen sehr reich war, dieser kauerte in einem Kleide von blauen Satin, barfuß, und allerhand bunte Federn, als eine Mütze gewürkt, auf dem Haupte habend, auf einem Brocatpolster. Hinter ihm standen zwey Verschnittene mit Arek und Betel, und auf vier und zwanzig andere mit goldnen Rauchfässern, in welchen beständig Zimmt, Ambra und andere wohlriechende Specereyen brennen mußten, welches einen ganz entzückend stärkenden Geruch von sich gab, und dem Vorgeben seiner Leute zu Folge ganz besonders diesen Regenten zu Pflegung der Wollust, mit unzählig-

überall vorhandenen Kebsweibern anreizen sollten. Ob nun gleich der Zimmt allda sehr wohlfeil war, versicherte man gleichwohl, daß diese verschwenderische Räucherung täglich etliche hundert Goldroupien zu stehen käme. Alles war allda wohlriechend. Die kleine Residenz selbst, darinnen der König Audienz gab, war von allerhand wohlriechendem Holze erbauet, die man allezeit bey dem Tode nebst dem Könige zugleich zu Asche brennete.

Ich muß hier annoch beyfügen die Indianischen Vogelnester. Diese sind aus Zimmt und allerhand so wohlriechenden als gutschmeckenden Aromatibus, von denen Vögeln selbst nach Anleitung der Natur gemachte Nester. Die Vögel lesen darzu das balsamische und beste Holz aus, und arbeiten es ungemein künstlich, verpichen es auch so zu sagen von innen und außen wider den Regen mit fliessenden Gummaten, und von denen Bäumen herabthränenden Balsamen, welche von der Sonnenhitze erhärten, und fast wie Eisen werden. Die Europäer sollen in Ermangelung anderer Speisen vor einiger Zeit einen Versuch gemacht und gefunden haben, daß man diese Nester gleich deren welschen Nüssen in Europa zurichten, und als eine wollüstige Delicatesse speisen könne. Hierauf nun hat man auch so gar, so viel man bekommen können,

diese

diese Nester aufgesucht, und man führet sie als eine Rarität und Leckerbißlein mit sich auf denen Schiffen aus Indien nach Europa.

LXXII. Capitel.

Vom Zucker.

Ich war in Ostindien vier Monate auf einer Insel, allwo, da zuvor kein Zucker gewachßen, selbiger angeleget worden war. Ich habe mich allda dieses Anbaues wegen ganz genau erkundiget, und dem zu Folge kann der Zuckerriet alle Tage gepflanzt werden, und wenn es ein Jahr gestanden hat, kann mans wohl fünf, sechs, sieben, ja öfters wohl acht Monat hinter einander, nachdem das Land ist, abschneiden und mahlen; vier oder fünf Monat muß mans stille stehen und ruhen lassen, unter welchem Stillstande man alsobald anfängt andere Früchte einzuerndten. So nun der Zuckerriet einmal gepflanzt ist, so ists genug auf vierzig bis sechzig und mehr Jahre.

Mit Pflanzung des Zuckerriets aber gehet es also zu. Der Riet wird in Stücke zerschnitten, ungefähr eine halbe Elle lang, wenn nun das Erdreich darzu in Vorrath aufgehackt worden, die Stücken eingeleget und die Enden schiessen, so ziehet man die Erde darüber, und da hat man weiter nichts mehr nöthig, als daß man das Land nach und nach jäthet und reine hält. Dieses Zuckerriet reifet alle Jahre, und darf nicht jährlich von neuem gepflanzt werden, sondern wenn es einmal gepflanzt ist, so wird es jährlich abgeschnitten, und sprosset denn von sich selbsten zum wenigsten vierzig, funfzig, ja oft wohl siebenzig, achtzig Jahr und darüber. Diese Eigenschaft hat das Zuckerriet auch bey sich, daß es seinen eigenen Dünger bey sich führet; denn wenn es geschnitten wird, streiffet man das Laub ab, und streuet es auf seinen Boden, das denn eine sonderliche Fettigkeit bey sich hat, die zu Mistung dieser Rietfelder gar wohl dienet. Dannenhero denn auch der Boden, der durch andere Landfrüchte ausgemergelt und schwach geworden, mit Zuckerschilf bepflanzt wird, um ihn dadurch wieder gut zu machen, zu düngen und zu verbessern. Ich habe in Indien durchgehends angemerket, daß sich der wenigste Theil der Indianer des aus Zuckerriet gemachten Zuckers, sondern mehrentheils einer gewissen Art Waldhonigs,

und

und desjenigen Zuckers bedienet, den der Palmbaum giebt, denn sie glauben und geben mit allem Grunde gewiß vor, daß der Zucker, wie er von den Europäern durch Kalk zu seiner weißen Farbe zubereitet wird, nicht nur nicht gesund, sondern auch der Gesundheit höchstschädlich sey. Dahingegen können die Europäer diesen Zucker der Indianer nicht vertragen, das Palmenwasser schmeckt ihnen nicht, sie bekommen auch davon den Durchlauf, so sie Wasser darauf trinken. Der Palmwein, so delicat er den Indianern auch schmeckt, so wenig ist er nach der Europäer Gout. Die Palmenmilch will ebenfalls keinem, als nur den Eingebohrnen schmecken, und der Palmen- oder Cocoszucker ist ihnen zu ekel. Dannenhero ziehen sie den aus dem Zuckerriet gemachten Zucker jenem vor, und bedienen sich dessen in Indien nicht nur, sondern auch in Europa. Es wird gewaltig vieles Geld nach Ost- und Westindien vor Zucker aus Europa abgeführt, obgleich die Europäer, wenn sie ihren Honig, der in ihren Wäldern und auch auf dem Lande in Bienenstöcken erzeugt wird, besser ästimirten und ihren Geschmack darzu von Jugend an gewöhnen wollten, des Indianischen Zuckers leichtlich entrathen könnten. Allein die Einbildung, daß das, was ausländisch ist, allemal angenehmer, daß das, was mit saurer

Mühe

Mühe zu erlangen, schätzbarer, und daß das, was theuer, jederzeit besser sey, als das einheimische, so leicht ohne Mühe und große Kosten zu erlangen sey, hat die Europäer als einen Magnet nach Indien gezogen, den Werth Indianischer Sachen, ja so gar ihre Erde und Steine, ja endlich ihren Sand in hohen Werth gesetzt und nunmehro alles was aus Indien kommt, gänzlich nothwendig gemacht.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Dieshorn, Ludwig von

Nachrichten von Ostindien

Frankfurt 1759

Res/It.sing. 289
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10921272-4
VD18 14438992-001